








HEINRICH
der Grosse,
im 50 Jahr seines Alters.

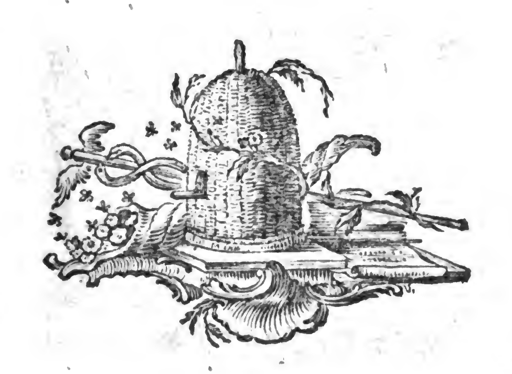
Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,

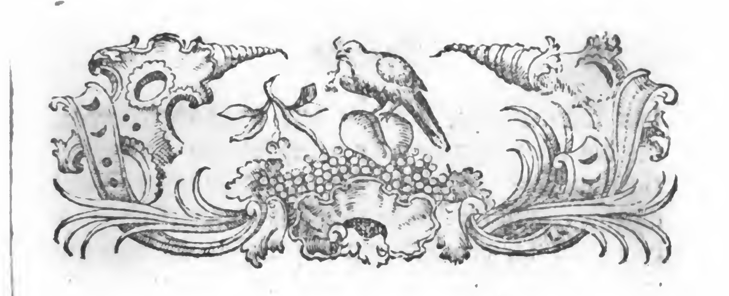
Professor zu Leipzig.

Erster Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius
1767.





Vorrede.

Man führet mich auf ein weites Feld, indem man von mir verlangt, daß ich das Leben großer und berühmter Männer aus allen Zeiten, die sich auf dem Throne, im Staate, in der Kirche, im Kriege, und selbst in den Wissenschaften und Künsten hervorgethan haben, beschreiben soll. Es ist wahr, daß ich, als Schriftsteller betrachtet, ein sehr gutes Gewissen besize: denn ich habe noch zu keinem Buche, das unter meinem Nahmen erschienen ist, zuerst den Entschluß gefaßt. Sie sind immer aus Anträgen entstanden, die ich vielleicht nicht hätte annehmen sollen; aber auch, ich kann hier nicht sagen warum, nicht ausschlagen konnte: und es bleibt also ein Trost für mich, zum Schreiben verführt worden zu seyn, aber niemanden zum Drucke verführt zu haben. Sagt man mir, daß meine Schriften entbehrlich sind, so trift mich dieser Vorwurf eigentlich nicht, weil es mir niemals eingefallen ist, sie vor nothwendig zu halten; ja der Gedanke, daß sie einigen Nutzen ha-

ben könnten, hat sich bey mir nicht eher geregt, als bis man mich gefragt hatte, ob ich sie verfertigen wollte? Dieses Bekenntniß soll nicht so viel anzeigen, daß ihr Inhalt an sich unnüz sey; sondern daß ich die Ausführung desselben, von der Selbsterkenntniß gewarnet, lieber einem jeden andern überlassen hätte. Allein nachdem ich das gegenwärtige Werk, so wie ehemals andere, die ich jezt zum Theil gerne vertilgen wollte, zu schreiben übernommen hatte, war es doch meine Pflicht, ihm alle meine Kräfte zu wiedmen: und zugleich verlangt es die Bequemlichkeit der Leser, daß ich sie von der Absicht und Einrichtung desselben hier unterrichte.

Die Aufschrift einer allgemeinen Biographie ist von der Erfindung meines Freundes, des Herrn Mylius, welcher die Kosten zu diesem Buche hergiebt. Sie ist auch diesem angemessen; unterdessen braucht sie doch die Erklärung und Bestimmung. Man hüte sich, das Allgemeine, welches sie verspricht, weder in einer Sammlung oder einem Auszuge von allen Lebensbeschreibungen, die jemals zum Vorschein gekommen sind; noch in neuen Nachrichten von allen, welche die Geschichte berühmt gemacht hat, zu sezen. Beydes würde eine thörichte und vergebliche, zugleich aber unermeßliche Arbeit seyn. Meine Biographie heißt allgemein, weil sie keinen Zeitraum der Geschichte, kein Volk, keine Classe berühmter Personen, selbst die großen Seelen des weiblichen Geschlechts

nicht

nicht übergehen soll. Aber die Wahl selbst wird desto strenger seyn.

Es giebt unzähliche berühmte Männer, weil der Begriff des Ruhms nach und nach so weit ausgedähnt, so sehr mit dem bloßen Rufe vermengt worden ist, daß jezt, berühmt seyn, wenn nicht ausdrücklich hinzugesezt wird, durch was vor Verdienste, ein ziemlich unbedeutendes Beywort ist. Aus dieser Welt von berühmten Männern werde ich nur eine mäßige Anzahl auftreten lassen. Viele sehen darunter einander ungemein ähnlich, und man kann sie kaum durch den Nahmen und die Zeit unterscheiden. Von dieser Art sind einige hundert Feldherren, welche Städte erobert und Schlachten gewonnen haben; eine Menge Fürsten, welche lange und ohne ausnehmendes Unglück regiert haben; auch ein paar tausend Gelehrte, welche erträgliche Bücher geschrieben haben, die aber nur noch durch die öffentlichen Büchersäle von ihrem Untergange gerettet werden. Alle diese mögen so berühmt seyn, als es ein Mensch in unserm kleinen Welttheile werden kann; so schläfert gleichwohl ihr Leben die Leser ein. Es ist eben so wenig lehrreich, diejenigen genauer kennen zu lernen, welche zwar ein großes Aufsehen gemacht haben, und in seltsame Abentheuer verwickelt worden sind; deren Thaten aber so klein waren als ihre Gaben. Außerordentliche Schicksale, und ein sonderbarer, ausschweifender Charakter, können eine kurze Verwunderung hervorbringen, wie ein nie gesehenes Thier,

 das

das aus Africa oder America zu uns gebracht wird; sie rühren aber weder stark noch lang, und man läßt sie gerne in dem Umkreis ihrer Zeiten eingeschlossen. Aber Männer, welche die Welt durch ihren Geist regieret, erleuchtet oder umgekehrt haben; welche sich die Völker zu ihren Oberhäuptern hätten wählen sollen, wenn sie es nicht schon durch das Recht der Geburt geworden wären; Männer, welche ganze Nationen umgeschaffen haben; in finstern Zeiten allein hervorleuchteten; im Glücke oder im Unglücke groß waren; hohe Entwürfe gefaßt, und sie mit einer gewissen Stärke der Seele gegen alle Hindernisse ins Werk gesezt haben; weise Gesezgeber, Helden in der Menschenliebe, Großmuth und Uneigennüzigkeit; große Feldherren, die noch mehr als Eroberer gewesen sind; Frauenzimmer, die sich über ihr Geschlecht erhoben haben; vortrefliche Bürger eines Staats, die auch als Privatpersonen ihren Fürsten und seinen Hof verdunkelt haben; Gelehrte, welche die Begriffe der Menschen über die Religion und über die Wissenschaften merklich erhöhet haben: dieses sind einige Arten berühmter Personen, deren Leben ich beschreiben will, und die man berühmt zu machen suchen müßte, wenn sie es nicht bereits wären.

Aus diesen Classen, welche noch mit andern vermehrt werden können, werde ich vor allen Dingen die großen Männer heraus suchen. Wenn man den ordentlichen Geschichtschreibern glaubt,

so

so ist eine jede Zeit daran sehr fruchtbar gewesen. Ihnen ist alles groß, was bewundert worden ist, das ist alles, was die Menschen eine Zeitlang geblendet hat: und wie wenig gehört oft dazu, besonders bey demjenigen, der die Macht in seiner Hand, und ein fertiges Lob zu seinen Diensten hat? Aber, wenn nur derjenige ein großer Mann ist, der seinem Glücke und Stande, seinen Freunden, gewissen günstigen Umständen seiner Zeit, wenig oder nichts, sich selbst hingegen beynahe alles schuldig ist; der sich neue Wege bahnt, um die Wohlfahrt der Welt zu befördern, ohne vor den Hindernissen zu erschrecken, welche ihn dabey von allen Seiten umringen dürften; der alles, was dem Menschen begegnen kann, in seiner Gewalt hat, und bey seinen Einsichten, Entschließungen und Handlungen, so wenig als es möglich ist, von den äußerlichen Dingen abhängt; den nicht bloß seine Zeiten, sondern jede Nachwelt mit Verehrung und Dankbarkeit nennet: so sind große Männer ein seltenes Geschenk des Himmels. Wir könnten ihrer gleichwohl weit mehrere haben, wenn die Menschen entweder mit ihren Kräften bekannt wären, oder sie gebrauchen wollten. Diejenigen, deren sich das menschliche Geschlecht rühmen kann, müssen desto sorgfältiger und öfter vor den Augen der Welt aufgestellet werden.

In der Reihe dieser großen und berühmten Männer, welche ich zu beschreiben gedenke, wird man keine Einförmigkeit bemerken. Könige und

Feldherren, Staatsmänner und Päbste, Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, werden darinne mit einander abwechseln. Eben so sehr werde ich für die Verschiedenheit der Völker, zu denen sie gehören, und der Zeiten, in welchen sie gelebt haben, besorgt seyn. Nach meinem ersten Vorsaze sollten die Künstler von diesem Werke ausgeschlossen bleiben, weil ich mit der größten Hochachtung gegen ihre Gaben, viel zu wenige Fähigkeit verbinde, sie zu beurtheilen. Aber ich müßte aus gleichem Grunde auch die Fürsten und ihre Räthe vorbeygehen, weil ich von der Regierungskunst nicht mehr verstehe, als was ich davon gelesen habe. Ich dürfte auch von keinem Feldherrn reden, weil ich den Krieg nur aus den Geschichtschreibern, und sieben Jahre hindurch zwar als ein Zuschauer, aber doch in einer ziemlichen Entfernung, kennen gelernet habe. Es wird also genug seyn, wenn ich von Männern, deren Verdienste beynahe über meinen Gesichtskreis erhaben sind, nur eben so urtheile, wie es Kenner derselben gethan haben. Ich habe auch den Gelehrten zuweilen eine Stelle in diesem Werke zugedacht, allein ich werde sie keinen andern geben, als solchen, die den Wissenschaften sehr ausnehmende, der Kenntniß der ganzen Welt würdige Dienste geleistet haben.

Ob ich auch die großen Ungeheuer der Geschichte, die berühmten und glücklichen Bösewichter, von neuem ins Leben einführen soll, darüber habe ich

lange

lange mit mir selbst gestritten. Ich weiß, daß scharfsinnige Schriftsteller behauptet haben, man müsse keine andere als tugendhafte oder doch vermischte Charaktere für die Welt abschildern. Das siegreiche und gecrönte Laster ist ein höchst gefährliches Bild. Es macht dem bösen Herzen und den Leidenschaften Muth, alles zu wagen: es lehret sie neue Mittel zu ihrem Gebrauche, die auf immer verborgen bleiben sollten. Allein die Geschichte, welche die Wahrheit überall sucht, weiß auch den zufälligen Schaden, welchen die Wahrheit stiften kann, zu verhüten. Zu gleicher Zeit, da sie diejenigen vor uns stellt, welche groß und beglückt im Laster gewesen sind, erfüllt sie uns auch mit Abscheu gegen dieselben: sie zeigt sie uns mit dem Haß und mit der Verachtung ihrer Zeitgenossen, noch mehr aber der kühnern Nachkommen, beladen; unruhig und unzufrieden mit sich selbst; ohne Gefühl der Freundschaft und Liebe: kurz, in einem Zustande, den man nur seinen Feinden wünschen möchte. Ich habe noch eine andere Ursache, warum ich selbst diese Schandflecken der Menschlichkeit nicht gänzlich aus meinem Buche verweisen will. Es ist den Menschen daran gelegen zu wissen, auf welchen Grad Bosheit und Verbrechen steigen können, wenn ihnen ihr Weg erleichtert wird. Die meisten erstaunen über die Grausamkeit und Treulosigkeit, über die unversöhnliche Feindschaft, und andere schreckliche Ausschweifungen, welche oft von eben so schwachen und fremder Hülfe bedürftigen Geschöpfen, als sie

selbst sind, die aber mächtig genug geworden waren, um ihre Schwachheit verstecken zu können, gegen andere ihres gleichen begangen worden sind. Von eben diesen, welche darüber erstaunen, würde vielleicht ein großer Theil, wenn er freyer handeln dürfte, kein besseres Beyspiel hinterlassen. Man lieset nicht ohne Entsezen, daß Sylla einige tausend seiner Mitbürger, welche sich unbewaffnet seiner Gnade ergeben hatten, habe hinrichten lassen, und daß er, da das Aechzen und Winseln der Sterbenden im Senat gehört wurde, in dessen Versammlung er sich eben befand, kaltsinnig gesagt habe: Es sind einige Aufrührer, welche ich züchtigen lasse; wir wollen aber jezt nur an dasjenige denken, wovon ich zu reden angefangen habe. Wenn man überlegt, wie rachbegierig, hart und unerbittlich so viele Menschen im Kleinen sind, muß man nicht befürchten, daß mehr als Ein Sylla unter ihnen aufstehen möchte, wenn ihnen auch im Großen alles erlaubt, das heißt, mit keinen Schwierigkeiten umgeben wäre. Diese Anmerkung soll nicht dazu dienen, die Menschen vor sich selbst verächtlich und verhaßt zu machen; sie soll ihnen nur ein gerechtes und nüzliches Mißtrauen gegen ihre Tugend, welche sie viel zu früh vor stark zu halten pflegen, Demuth und Vorsichtigkeit beybringen.

Ich brauche von der Methode, welcher ich bey diesen Lebensbeschreibungen folgen werde, kaum zu reden: es giebt nur eine einzige, die man beob-

achten

achten muß, und aller verschiedenen Absichten ohngeachtet, welche gute biographische Schriftsteller haben können, vereinigen sie sich doch in derselben. Wenn man erst die Quellen geöfnet hat, aus welchen die Nachrichten selbst am zuverläßigsten geschöpft werden, so läßt man sie nicht in ihrem vollen Maaße fließen. Man sondert, außer den vornehmsten Umständen und Schicksalen des Lebens, nur dasjenige davon ab, was uns den Geist und die Gaben eines Mannes, die Eigenschaften, welche er sich erworben hat, seinen Charakter und seine Denkungsart, die Entwürfe, welche er gemacht, oder die Verdienste, welche er zu Stande gebracht hat, die Veränderungen, welche durch ihn in der Welt hervorgebracht worden sind, sein Verhalten bey den mancherley Auftritten des Lebens, und gegen die Forderungen seiner Pflichten, mit einem Worte, alles, was uns zu erkennen giebt, worinne er sich von andern Menschen unterschieden habe, und warum es der Mühe werth sey, ihn noch jezt mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Selbst die größten und berühmtesten Männer haben viele gemeine Dinge gethan oder gesagt. Wer auch diese ängstlich sammlet, der beschreibt nicht ihr Leben; sondern trägt nur ohne Auswahl den Stoff zusammen, aus welchem man es dereinst beschreiben kann. Der anständigste Ton für solche Lebensbeschreibungen ist eine sanfte, ungekünstelte Schreibart, gleichweit vom lobrednerischen und vom spöttischen Ausdrucke entfernet; Freyheit im Urtheilen, und eine möglichst unge-

ungezwungene Einmischung kurzer, natürlich entstandener, aber nicht zu gemeiner Betrachtungen.

Man hat einige Biographen, welche diese Vorzüge ganz oder zum Theil erreicht haben. Ich habe aus allen viel gelernet; aber keinen mir allein zum Muster vorgesezt. Es war eine Zeit, da ich glaubte, ich müßte, wenn ich jemals Bücher schriebe, durchaus diesen oder jenen beliebten Schriftsteller nachahmen. Eine solche Meinung kommt von dem ersten Eindrucke her, den unsere Lehrer, oder Werke, die wir in unserer Jugend mit hitzigem Beyfall lesen, bey uns zurückgelassen haben. Sie verleitet uns aber auch, oft gerade wider unsere Fähigkeit, gezwungen, und wohl gar lächerlich zu schreiben. Jezt suche ist selbst an meinen geliebtesten Schriftstellern, wie es in der Geschichte Polybius, Tacitus und Thuanus sind, nur die allgemeinen Schönheiten, diejenige Empfelung, deren ein Werk von ähnlichem Inhalte gar nicht entbehren kann, nachzuahmen. Es ist rühmlicher, seinen eigenen Lauf, obgleich mit kleinen Schritten, zu nehmen, als beständig ein steifer Copiste von großen Meistern zu seyn.

Plutarch bleibt noch immer das große Vorbild von Lebensbeschreibungen, welche zugleich unterrichten und vergnügen. Seinen weniger mühsamen als durch Wahl und Beurtheilung geführten Fleiß in den Nachrichten von großen Män-

Männern, die vollkommene Abbildung, in welcher er sie uns von allen Seiten zeigt; seine ungemeine Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit; die feinen und immer am schicklichsten Orte eingestreuten Betrachtungen; die angenehme er Mannichfaltigkeit der Charaktere, in weichen er Muster von allen Tugenden und allen Fehlern zusammen gefaßt hat; die schöne Einfalt des Vortrags, und seine überall hervordringende Kenntniß der Welt und der Wissenschaften: alles dieses hat noch kein Schriftsteller im Ganzen sich eigen gemacht, und sehr wenige sind ihm in einzelen Stücken gleich gekommen. Cornelius Nepos hat in seinem Leben großer Feldherren, ein vortrefliches Beyspiel von einer gedrungenen charakteristischen Abschilderung hinterlassen. Man findet bey ihm nur die Hauptzüge des Bildes, die er selten ausmahlet; aber in dieser Kürze, ohne Bestreben Witz und Beredsamkeit zu zeigen, liegt eine unnachahmliche Kunst verborgen. Der dritte unter den Alten, welcher hieher gehöret, hat ebenfalls seinen eigenen Gang genommen; dieses ist Suetonius. Seine Lebensbeschreibungen der ersten Kayser sind nicht nach der Zeitordnung aufgesezt; sondern alles, was diese Fürsten angeht, ist unter gewisse Classen gebracht, die er mit einer Menge besonderer Handlungen und Umständen angefüllt hat: und diese sind eben so viele Beweise von den Gaben und Neigungen, den Tugenden oder Lastern seiner Fürsten. Eine solche Methode ist schwer, weil sie sehr genaue Untersu-

tersuchungen über Kleinigkeiten erfordert, an welchen sie auch den Geschmack mehr als am Großen, unterhält: es fehlt ihr außerdem am Zusammenhange, der doch in der Geschichte wichtig ist. Unterdessen gewinnt diese doch viel dadurch, wenn jene Methode mit so vielem Fleiß und Treue gebraucht wird, als es dieser Schriftsteller gethan hat. Die sorgfältige Beschreibung, welche er von den abscheulichen Ausschweifungen mancher Kayser gegeben hat, läßt sich wohl entschuldigen; allein die Geseze der Historie scheinen sie nicht unentbehrlich gemacht zu haben.

Gegen diese wenigen aber glücklichen Ueberbleibsale des Alterthums, haben die neuern Zeiten ein Meer von Lebensbeschreibungen großer und verdienstvoller Männer aufzuweisen, welche aber größtentheils nach keinem von diesen Mustern aufgesezt worden sind. Eine kleine Anzahl derselben, die den Engelländern und Franzosen zugehört, verdienet unsere Aufmerksamkeit: und auch aus dieser will ich nur einige der berühmtesten Werke herausnehmen, die ich selbst gelesen habe. Baylens Wörterbuch ist nicht überall eine Biographie im strengern Verstande: oft hat der Verfasser nur solche Handlungen angeführt, über welche er gewisse Erörterungen und Betrachtungen anstellen konnte, und hat andere eben so erhebliche weggelassen. Es enthält mehr Anmerkungen über das Leben merkwürdiger Personen, als vollständige Nachrichten von denselben. Allein der

Bio-

Biograph kann doch ungemein viel aus demselben lernen: die schärfste Prüfung der Erzählungen; die freye, unpartheyische und oft sehr reife Beurtheilung des Charakters und der Begebenheiten; endlich auch die Entdeckung geheimer Bewegungsgründe und Vorurtheile von aller Art. Das Werck des Perrault: Les hommes illustres qui ont paru en France pendant ce Siècle, könnte die Grundlage zu einer allgemeinen Französischen Biographie abgeben, wenn es bey dem guten und feinen Geschmack, in welchem es geschrieben ist, noch ausführlicher wäre; jezt aber enthält es nur kleine Lobschriften, keine Lebensbeschreibungen. Man hat zwar ein sehr weitläuftiges Werck, in welchem der Entwurf des Perrault erweitert und verbessert worden ist: Les Vies des hommes illustres de la France, par Mr. d'*Auvigny* et l'Abbé *Perau*, welches vom Jahr 1739. an bis 1753. in zwanzig Octavbänden zu Paris herausgekommen ist; allein da ich es nie gesehen habe: so wiederhole ich die Lobsprüche nicht, welche man demselben beygelegt hat. Von der Biographia Britannica kenne ich nur diejenigen

 Le-

Lebensbeschreibungen, welche man aus diesem kostbaren Wercke zu Halle in einigen Bänden übersezt hat. Sie sind so vollständig, richtig und genau, als man nur wünschen mag. Aber es ist auch vieles in denselben gesammlet, und ausführlich untersuchet, wovon nicht einmal den Engländern, deren Landsleute es betrift, geschweige denn uns Deutschen, die wir schon von den unsrigen so viele unnütze Bände voll geschrieben haben, etwas gelegen seyn kann. Endlich ist der Brittische Plutarch erschienen, ein Werck, welches das vorige sehr verdunckelt, und, überhaupt genommen, diesem Nahmen Ehre macht; nur, glaube ich, war Plutarch weniger freygebig im Loben: er verfiel niemals in den Canzleystil, und manche unbedeutende Kleinigkeiten würde er nicht aufgelesen haben.

Ich war entschlossen, noch einiges von der Methode hinzuzusetzen, welche ich bey meinen Lebensbeschreibungen beobachtet habe. Ich wollte insonderheit sagen, warum ich sie weit ausführlicher abgefaßt habe, als es meine erste Absicht war, und weswegen ich die Zeitordnung

in denselben einer künstlichern Erzählung vorziehe. Der Unterscheid der Denckungsart, den ich hierinne zwischen mir und einigen großen Kennern der Geschichte angetroffen habe, schien diese Vorstellungen nothwendig zu machen. Allein ich muß sie in die Vorrede des zweyten Theils versparen: die gegenwärtige, welche schon um Ostern dieses Jahres größten Theils abgedruckt war, verlangt jezt nur eilfertig geschlossen zu werden.

Wenn ein Schriftsteller von größern Gaben als die meinigen sind, ein ähnliches Werck für Deutschland unternähme, wie lehrreich und angenehm könnte dasselbe werden. Ich begnüge mich gesagt zu haben, was ich leisten wollte: andere werden nach mir kommen, die es würcklich leisten werden. Leipzig am 28sten Sept. des Jahrs 1767.

Johann Matthias Schroeckh.

Verbesserungen.

In der Vorrede Seite 2. Zeile 19. statt die ließ eine.

S. 43. und 44. ist einerley Begebenheit durch ein sonderbares Versehen des Verfassers, welcher von dem Orte des Drucks entfernt war, zweymal erzählt worden.

S. 94. Z. 27. ist das Wort er auszulöschen.

S. 105. Z. 7. statt laute ließ lauter.

S. 117. Z. 28. statt Gerad ließ Gerade.

S. 161. Z. 8. statt währe ließ währet.

S. 194. Z. 12. statt vom ließ von.

S. 286. Z. 6 und 8. statt Rosrey ließ Rosny.





I.
Leben
des
Hannibal.

Die Geschichte hat sich lange vor der fürchterlichen Größe der Helden gebückt, und einen Rang, den sie allein bestimmen konnte, ihnen fast gezwungen überlassen. Wenn man nachforscht, was uns von den Thaten der Menschen, seit den Zeiten des Priamus, bis auf Ludwig den Vierzehnten, zur Belehrung aufgezeichnet worden sey: so sieht man die Eroberer und großen Krieger beynahe immer vor allen übrigen Arten unsers Geschlechts hervorragen. Die weisen und gütigen Fürsten, die rechtschaffenen Staatsmänner, die tugendhaften Bürger, die nüzlichen Gelehrten und Künstler, scheinen mehr zu dem Gefolge des Weltbezwingers zu gehören, als von einer gleichen Würde mit ihm zu seyn. Er führt sie in der Geschichte, wie ein Feldherr sein Kriegsheer an; die

stillen und sanften Dienste, welche sie der Welt leisten, wenn er ihnen die dazu nöthige Ruhe vergönnt, werden durch das Geräusche, das ihn umgiebt, unterdrückt, durch seinen Glanz verdunkelt: und für ihn ist das ganze Maaß der Bewunderung aufgehoben. Es ist endlich Zeit, es fleißiger zu bemerken, und freyer zu sagen, daß es ein höheres Verdienst gebe, als durch Tapferkeit und einen unüberwindlichen, unerschöpflichen Geist das Schicksal ganzer Völker zu entscheiden. Wir haben so gar mehr als eine Art von Helden. Die schreklichen unter denselben würden den wohlthätigen in der Geschichte längst haben weichen müssen, wenn Schriftsteller, welche durch Beyspiele unterrichten sollen, nicht gleich den Dichtern oft gesucht hätten, die Nachwelt durch ihre Erzählungen in Erstaunen zu setzen. Sie konnten die kriegerischen Helden so vieler Völker beurtheilen, und mit andern großen Männern vergleichen; allein sie haben dieselben meistentheils nur siegreich aufgeführet.

Ich habe nichts von den Gaben der großen Geschichtschreiber; aber ich suche wenigstens den Muth nachzuahmen, den einige unter ihnen bezeigt haben: und ich werde dabey keine Schwierigkeiten finden, weil ich in einem Zeitalter schreibe, dem man alles sagen darf. Es ist mir also erlaubt zu gestehen, daß ich den Nahmen eines der größten Feldherrn des Alterthums noch nicht vor einen hinlänglichen Grund würde angesehen haben, dem Hannibal die erste Stelle in diesen Lebensbeschreibungen zu ertheilen. Die Zeit, zu welcher er gelebt hat, giebt sie ihm; und ich lasse ihm dieselbe hauptsächlich deswegen, um gleich Anfangs an ihm eine Untersuchung anzustellen, die man noch wenig gewagt hat: mit welchem Rechte jene Abgötter der Geschichte, die Helden, so sehr bewundert

dert werden? Hier dürfen die glänzenden Eigenschaften des Kriegers und Eroberers in keine Prüfung gezogen werden, weil sie längst durch das Urtheil der Kenner, und so vieler Jahrhunderte mit ihnen, ausser Streit gesezt sind. Es würde für mich ein eben so seltsamer Einfall seyn, die Größe des Hannibal nach den Regeln der Kriegskunst weitläuftig zu richten, als er es selbst an dem Phormio, einem peripatetischen Weltweisen zu Ephesus, thöricht fand, daß sich derselbe unterstand, ihm eine lange Vorlesung von den Pflichten eines Feldherrn und von dem Kriegswesen überhaupt, zu halten. So lange ich ihn an der Spitze seines Kriegsheers sehen werde, kann ich nicht viel mehr thun, als die Erzählungen und Meinungen kluger Schriftsteller von ihm zu sammlen. Aber wenn er als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als ein Bürger seines Vaterlandes betrachtet wird: alsdenn hat jeder Mensch ein Recht seine Stimme über ihn zu geben, und ich gebe also auch die meinige dazu.

Der Staat von Carthago hatte schon über sechshundert Jahre in Africa geblühet, und war durch den ausgebreiteten Handel seiner Bürger nicht allein sehr reich, sondern auch so mächtig, durch Kriege und Eroberungen so furchtbar geworden, daß er Rom die Herrschaft über die Welt streitig machte, als derjenige gebohren wurde, der den wahren Grund zum Untergange desselben gelegt hat. Hannibal kam daselbst, ohngefähr drittehalb hundert Jahre vor Christi Geburt, zur Welt. Sein Vater Hamilcar, mit dem Zunahmen Barcas, war einer der berühmtesten Feldherren, welche die Carthaginenser bisher gehabt hatten. Ihre Kriegsvölker hatten unter seiner Anführung in Sicilien glücklich gefochten: und wenn er gleich den ersten Punischen Krieg mit den Römern,

 durch

durch einen, für sein Vaterland nachtheiligen Frieden endigen mußte, so geschahe es bloß, weil die Kräfte desselben zu sehr erschöpft waren. Er wartete nur auf eine neue Gelegenheit, die Römer bekriegen zu können. Um sich in die Verfassung zu sezen, welche dazu erfordert wurde, breitete er die Herrschaft der Carthaginenser sehr weit in Spanien aus: er sammlete daselbst Schätze, Kriegsvölker, und andere Bedürfnisse in großer Menge. Sein Sohn war neun Jahre alt, als er in dieses Land mit seinem Kriegsheere übersezte. Er fragte den Knaben, ob er ihn bey diesem Feldzuge begleiten wollte; und als sich derselbe nicht allein willig dazu bezeigte, sondern auch seinen Vater eifrig bat, ihn mitzunehmen: ließ ihn dieser an den Altar treten, auf welchem er ein feyerliches Opfer brachte, denselben anfassen, und in dieser Stellung schwören, daß er sein ganzes Leben hindurch ein Feind der Römer seyn wollte. Hannibal ist diesem Eyde zum Unglück der Römer, der Carthaginenser, und endlich auch zu seinem eigenen, getreu geblieben.

Nachdem sein Vater in einer Schlacht das Leben verloren hatte, oder vielleicht noch eher, kehrte er nach Carthago zurück. Allein Hasdrubal, sein Schwager, verlangte sehr zeitig, daß er ihm nach Spanien, wo er an Hamilcars Stelle der oberste Befehlshaber geworden war, zugeschickt werden möchte. Der Rath von Carthago war über dieses Begehren nicht einig. Die Barcinische Familie mit ihren Anhängern bemühte sich sehr es dahin zu bringen, daß demselben willfahret würde, damit Hannibal früh genug zum Kriege gewöhnet werden, und die Größe seines Vaters erreichen möchte. Diese Parthey suchte offenbar nur das Ansehen ihres Hauses zu bevestigen, und aus demselben einen großen

ger für den Staat zu ziehen. Die andere Parthey, welche weiser, aber eben deswegen auch weit kleiner war, glaubte nicht, daß es ihrem Vaterlande zuträglich sey, junge Helden zu besitzen, die nicht anders Ruhe, als in einer Reihe von Kriegen finden; sondern daß es vielmehr darauf bedacht seyn müsse, seine innerliche Stärke durch Bewahrung des Friedens zu vermehren, und die Waffen nur zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Hanno war an der Spitze dieser wenigen Patrioten. Er machte nicht allein in der Rede, welche er bey dieser Veranlassung hielt, dem Hasdrubal bittere Vorwürfe; sondern eröfnete auch, was er von dem Hannibal besorgte. „Fürch„ten wir etwan, sagte er, der Sohn des Hamilcar „möchte zu spät sich an die herrschsüchtigen Gesin„nungen desselben, und an die Art von Regierung, „welche er geführet hat, gewöhnen? oder wir möch„ten nicht zeitig genug dem Sohne desjenigen dienen, „der beynahe als König seinem Eydam unsere Kriegs„heere gleichsam als eine Erbschaft hinterlassen hat? „Ich halte vielmehr davor, man müsse diesen Jüng„ling zu Hause unter der Herrschaft der Geseze hal„ten, und die Aufsicht der Obrigkeit müsse ihn leh„ren, sich an den Rechten der übrigen Bürger zu be„gnügen; damit nicht dieser kleine Funken dereinst „eine große Feuersbrunst anrichten möge.„ Diese wahren und wichtigen Vorstellungen konnten es nicht verhindern, daß der größere Hauffen die Oberhand behielt: und Hannibal gieng also nach Spanien.

Kaum war er daselbst angelanget, so zog er die Augen aller Soldaten auf sich. Sie glaubten an ihm seinen Vater wieder zu sehen; er hatte mit demselben die lebhaften Züge des Gesichts, und das Feuer der Augen gemein. Bald aber wurde er wegen seiner vorzüglichen Gaben, durch welche er sich in den

Kriegsdiensten Ehre erwarb, ungemein beliebt. Er war drey Jahre hindurch unter dem Hasdrubal Befehlshaber der Reiterey: und nachdem dieser ums Leben gekommen war, erwählte ihn das Kriegsheer zu seinem obersten Feldherrn, da er noch nicht das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte. Man bestätigte diese Wahl zu Carthago; so gewiß man auch voraus sehen konnte, daß ein neuer Krieg für den Staat unvermeidlich sey, wenn er die höchste Gewalt der Waffen in so junge und unruhige Hände überlieferte. Hannibal scheinet auch zu eben derselben Zeit einer von den beyden Suffeten geworden zu seyn, welche jährlich zu Carthago gewählet wurden, und daselbst ohngefähr eben dieselbe Würde bekleideten, welche die Consuls zu Rom besaßen, das ist, ein Jahr lang die oberste Aufsicht über alle Angelegenheiten des Staats führten. Von dem Tage an, da das Kriegsheer der Carthaginenser in Spanien unter seinen Befehlen stand, war er auf nichts eifriger bedacht, als sich zum Kriege wider die Römer zu rüsten. Er schien zu fürchten, daß ihn nicht ebenfalls, wie seinen Vater und Schwager, der Todt mitten in diesem Entschluße übereilen möchte.

Man wird hier vor allen Dingen begierig seyn zu erfahren, was ihn vor eine dringende Nothwendigkeit zu einem neuen Kriege fortgerissen habe. Kriege sind ein so großes Unglück für die Menschen, daß auch gerechte Ursachen, der scheinbarste Vorwand sie zu führen, Ehre und Nutzen, welche dadurch erworben werden können, daß alles dieses zusammen genommen, denjenigen nicht vollkommen rechtfertigen kann, der das Zeichen zu ihrem Anfange giebt. Hannibal folgte dabey würklich nicht allein seinen Leidenschaften, sondern auch gewissen Grundsäzen, welche er aus dem Schicksal seines Vaterlandes hernahm.

nahm. Der Haß gegen die Römer, den er von seinen nächsten Anverwandten geerbt hatte, und der Eyd, den man ihn, um denselben zu unterhalten, noch in seiner Kindheit hatte ablegen lassen, beherrschten ihn zwar mit aller ihrer Stärke; allein sie gründeten sich zugleich auf die alte Eifersucht und mißtrauische Furcht, welche Rom und Carthago von einander schieden, noch mehr aber auf das treulose Bezeigen, welches die Römer erst vor kurzem, mitten im Frieden, gegen die Carthaginenser beobachtet hatten. Diese waren gleich nach dem Ende des ersten Punischen Kriegs, von den fremden Soldaten, die sie während desselben im Solde gehabt hatten, angegriffen, und in die äusserste Verlegenheit gebracht worden. Ihre Besatzungen in Sardinien, welche aus eben dergleichen Soldaten bestanden, fielen gleichfalls von ihnen ab. Die Römer beschüzten nicht nur diese Aufrührer, sondern sie bedienten sich auch dieser Gelegenheit, sich der Insel selbst zu bemächtigen; ja sie nöthigten sogar die Carthaginenser, ihnen eine große Summe Geldes zu bezahlen. Wenn diese leztern sich zu derselben Zeit allem unterwerfen mußten, was Rom von ihnen forderte, so scheinen sie desto mehr berechtigt gewesen zu seyn, sich, sobald ihre Kräfte wieder hergestellt waren, an den Römern dafür zu rächen. So dachten auch Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal, und ich zweifele nicht, der größere Theil meiner Leser werde sich mit ihnen vereinigen. Der größte Geschichtschreiber des Alterthums, Polybius, ist auch gewissermaßen auf dieser Seite. „Wenn die „Carthaginenser, sagt er, von den Römern verlangt „hätten, daß sie ihnen Sardinien und das eben so „gewaltthätig abgezwungene Geld zurückgeben sollten; „und wenn sie ihnen, im Fall ihrer Weigerung, den „Krieg angekündigt hätten: so wäre ihr Betragen

„nicht zu tadeln.„ Ich bin weit davon entfernet, diese Gründe zu bestreiten. Aber war dieser Krieg, den man nach einem solchen Versuche ihn zu verhüten, gerecht nennen konnte, auch unumgänglich nothwendig, wie es billig ein jeder seyn sollte? Hannibal wollte seinem Vaterlande Genugthuung verschaffen. War es ohne dieselbe weniger glükseelig. Kein Mensch wird dieses behaupten. Die Carthaginenser hatten ansehnliche Besizungen in Africa und Spanien; sie waren auf dem festen Lande und zur See mächtig genug, um sich zu vertheidigen; ihre blühende Handlung vermehrte ihre Reichthümer täglich; und weder der Verlust von Sardinien, noch von den zwölfhundert Talenten, welche sie den Römern hatten zahlen müssen, hatte in ihre Wohlfahrt einen so unzertrennlichen Einfluß, daß sie deswegen die Waffen hätten ergreifen müssen. Sie konnten im ruhigen Genuß ihrer Eroberungen und Güter einen Angriff ohne Schaden erwarten, aber nicht ohne Gefahr vornehmen. Hannibal sahe bey seinem Eifer nicht auf den ungewissen Ausschlag des Krieges, nicht auf das Leben vieler Tausende, das er aufzuopfern im Begriff war; er ließ sich durch den Gedanken von der Zerrüttung der innerlichen Sicherheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes, welche auch der glücklichste Krieg unausbleiblich nach sich zieht, in seinen Entwürfen nicht stören. Die Rachbegierde, sein hiziger, an tapfere Unternehmungen gewohnter Geist, und vermuthlich auch das Verlangen nach Ruhm und Ehre, siegten bey ihm über alle andere Betrachtungen.

Er suchte jedoch die Absichten, welche er gegen Rom gefaßt hatte, noch eine Zeitlang zu verbergen, um sich durch die gänzliche Unterwerfung von Spanien

nien die Ausführung derselben zu erleichtern. Die Römer hatten, da sie auf die Eroberungen der Carthaginenser in Spanien aufmerksam geworden waren, mit dem Hasdrubal einen Vertrag geschloßen, daß der Fluß Iberus, welcher jezo Ebro heißt, die Gränzscheidung zwischen dem Gebiete beyder Völker abgeben sollte; und den Einwohnern von Saguntum, einer Stadt, welche nicht weit von dem heutigen Valentia, nahe am Meere lag, war zugleich eine völlige Unabhängigkeit ausgemacht worden. Die Saguntiner waren Bundsgenoßen der Römer: daher beunruhigte sie Hannibal im Anfange gar nicht, weil ihm sein Vater den Rath gegeben hatte, sich vorher von allen andern Seiten in Sicherheit zu stellen, ehe er die Römer zum Kriege reizen möchte. Er griff dagegen zuerst die Olcader an, und brachte dieses Volk unter seine Botmäßigkeit. Nachdem er sein Kriegsheer mit Beute bereichert, und den Winter hindurch zu Neu-Carthago, welches vom Hasdrubal war erbauet worden, hatte ausruhen lassen, führte er es gegen die Vaccäer, welche er gleichfalls überwand. Allein auf seiner Rückkehr wurde er von einem Theil dieser beyden Völker, welche noch die Carpetaner, die in der Gegend des jezigen Madrit wohnten, auf ihre Seite gezogen hatten, nicht weit von dem Fluße Tagus, den man jezt Tajo nennt, angefallen. Hannibal gieng beym Anbruch der Nacht mit seinem Heere über den Fluß, und lagerte sich nicht weit von demselben, um die Feinde anzulocken, daß sie gleichfalls übersezen und ihn angreifen möchten. Ihre sehr überlegene Anzahl, und die Meinung, daß Hannibal vor ihnen geflohen sey, verleitete sie diesen gefährlichen Schritt zu thun. Sie wurden, da sie sich ohne Ordnung in den Fluß hineinwarfen, zum Theil von demselben verschlungen; an-

dere kamen durch die Reiterey, die sich ihnen im Fluße entgegen sezte, oder wenn sie das Ufer erreichten, durch die Elephanten ums Leben; und ehe sie sich noch an dem jenseitigen Ufer von dieser Verwirrung erholen konnte, gieng Hannibal selbst mit seinen Kriegsvölkern durch den Fluß, jagte sie in die Flucht, und brachte bald auch die Carpentaner unter seine Gewalt. In diesem ersten bedenklichen Vorfalle, dem er ausgesezt war, zeigte sich schon die ganze Geschicklichkeit eines Feldherrn.

Da nunmehro alle Völker jenseits des Iberus, die Saguntiner ausgenommen, der Herrschaft der Carthaginenser unterworfen waren: so glaubte Hannibal, daß es Zeit sey, auch diese zu befriegen. Er suchte eine Gelegenheit, solches mit einigem Scheine des Rechts thun zu können, und nahm sich deswegen ihrer Nachbarn, der Turdetaner, an, welche mit ihnen in eine Zwistigkeit gerathen waren, die er am stärksten unterhielt. Die Saguntiner merkten sein feindseeliges Vorhaben: sie schickten Gesandten nach Rom, und baten wider ihn geschüzt zu werden. Die Römer sandten darauf einige Abgeordnete an den Hannibal, welche von ihm verlangten, daß er den alten Vertrag zwischen beyden Völkern nicht übertreten möchte. Allein der glückliche Erfolg, der seine Kriege bisher begleitet hatte, und der unveränderliche Vorsaz, die Römer anzugreifen, machten, daß er einen sehr nichtigen Vorwand gebrauchte, warum er an den Angelegenheiten von Saguntum Antheil nehmen müsse. Die Römer, sagte er, hätten bey einem Aufstande, der sich vor einigen Jahren in dieser Stadt erhoben, und zu dessen Dämpfung man ihren Ausspruch begehret hätte, einige der vornehmsten Einwohner ungerechter Weise zum Tode verurthei-

theilet: eine Grausamkeit, welche er zu rächen im Begriff stehe. Nach Carthago hingegen berichtete er, die Saguntiner hätten, stolz auf ihre Verbindung mit den Römern, einige den Carthaginensern unterworfene Völker beleidigt: und er verlangte Befehle, wie er sich gegen sie verhalten sollte. Kurz darauf fieng er an Saguntum zu belagern. Von der Eroberung dieser Stadt versprach er sich viele Vortheile. Er benahm dadurch den Römern alle Hoffnung, den Krieg mit ihm in Spanien führen zu können; er sezte durch dieses Beyspiel alle Spanische Völker in Schrecken, und machte sie williger, den Carthaginensern zu gehorchen; war Saguntum erst in seinen Händen, so hatte er bey seinem bevorstehenden Feldzuge nach Italien, den Rücken desto freyer; er bekam aus dieser reichen Stadt neue Hülfsmittel zu seinem Kriege, und sein Kriegsheer mußte durch die Beute, die es in derselben fand, angefeuert werden, ihm auch weiter zu folgen; zu Carthago selbst aber mußte man durch diesen Anblick bewogen werden, sein übriges Unternehmen zu billigen. Man mag nun von seinem Kriege urtheilen wie man will, so ist es doch gewiß, daß er bey demselben keine bessern Maaßregeln hätte nehmen können. Er erreichte alle seine Absichten, nachdem er Saguntum im achten Monathe der Belagerung erstiegen hatte. Die Einwohner dieser unglücklichen Stadt wurden eines der merkwürdigsten Exempel von Standhaftigkeit und Treue, deren die Geschichte Meldung thut. Entfernt von den Römern, von welchen sie gar keine Hülfe erwarten konnten, vertheidigten sie sich mit unglaublichem Muthe, und verbrannten sich endlich lieber selbst, als daß sie sich dem Feinde ergeben hätten. Die Römer machten sich den traurigen Vorwurf, solche Bundsgenossen nicht zeitig genug unterstüzt

stüzt zu haben; zugleich aber bewunderten sie mit einer Vermischung von Furcht die kriegerische Lebhaftigkeit des Hannibal, welche sie bisher an keinem ihrer Feinde wahrgenommen hatten.

Unterdessen waren die Römischen Gesandten zu Carthago angelangt, wo sie ihre Klagen über den Hannibal anbrachten, und begehrten, daß derselbe zur Strafe wegen des gebrochenen Bündnisses zwischen beyden Völkern, den Römern möchte ausgeliefert werden; wenn man sich aber weigern würde, solches zu thun, so war ihnen aufgetragen, diesem Staate den Krieg anzukündigen. Ihr Antrag wurde sehr übel aufgenommen. Der Senat wollte nichts von einem Bündnisse wissen, das zwischen dem Hasdrubal und den Römern wäre geschlossen worden; er berief sich nur auf den Inhalt des lezten Friedens, in welchem von Spanien nichts gedacht würde, und zu dessen Zeit auch die Saguntiner, welche er als die Urheber des jezigen Kriegs vorstellte, noch nicht Bundsgenoßen der Römer gewesen wären. Hanno allein mißbilligte die Gewalt, welche man dem Hannibal überlassen hätte; er sagte einen unglücklichen Ausgang dieses Kriegs vorher, der mit so offenbarer Treulosigkeit und Ungerechtigkeit angefangen würde; und erklärte sich zulezt, seine Meinung sey, daß dieser Mann, welcher das Bündniß gebrochen, nicht nur den Römern übergeben, sondern auch, wenn ihn niemand verlange, an das äußerste Ende der Welt geschickt werden sollte, damit man seinen Nahmen niemals hören, und er nie die Ruhe des Staats unterbrechen möchte. Man müsse sogleich Gesandte nach Rom senden, welche der Republik die gebührende Genugthuung leisteten; dem Hannibal müsse befohlen werden, das Kriegsheer von Saguntum zurück

zu ziehen; er selbst aber müsse ausgeliefert, und den Saguntinern alles abgenommene wieder gegeben werden. Hanno sprach vergeblich: die glänzenden Thaten des Hannibal und die Menge waren wider ihn. Saguntum wurde bald darauf eingenommen, und die Römer kündigten Carthago den Krieg an, den Hannibal auch ohne diese Feyerlichkeit, welche Mässigung, Liebe zur Gerechtigkeit und Wohlstand aufgebracht zu haben scheinen, gegen sie würde geführt haben. Der Staat war seiner Neigung zum Kriege nicht zuwider. Er sahe sich auch gewisser maßen genöthigt, wenn wir hierinne dem Appianus glauben, denselben anzufangen: denn die Parthey des Hanno gab ihm lauter verhaßte Absichten Schuld, wegen welcher er sich nicht besser rechtfertigen, und diese innerlichen Zwistigkeiten nicht gewisser schwächen konnte, als wenn er die Aufmerksamkeit von Carthago auf eine Unternehmung gegen Rom richtete. Ich weiß nicht, ob dieser Bewegungsgrund, den ein so später Schriftsteller angiebt, mehr als eine wahrscheinliche Muthmaßung sey?

Eingenommen von dem wichtigen Grundsaze, dem alle große Feldherren gefolgt sind, daß man seine Feinde in ihrem eigenen Lande aufsuchen müsse, bereitete sich jezt Hannibal, die Römer in Italien selbst aufzusuchen. Ein sehr langer Weg, ungemeine Beschwerlichkeiten und Gefahren führten ihn dahin; allein er war verloren, wenn er sie in Spanien erwartete. Er sorgte zuvörderst für die Sicherheit seiner Eroberungen in diesem Lande, und seines Vaterlandes selbst. Nach Africa, insonderheit nach Carthago, schickte er ein ansehnliches Heer von Spaniern, und in Spanien ließ er unter dem Befehl seines Bruders Hasdrubal, funfzehn tausend Solda-

ten zurück, welche fast lauter Africaner waren. Indem er beyde Kriegsheere aus ihrem Vaterlande in ein fremdes Land versezte, glaubte er desto mehr ihrer Treue versichert zu seyn, wenn das eine gleichsam einen Bürgen für das andere abgäbe: und er hat sich hierinne nicht betrogen. Ehe der lezte Winter angieng, den er in Spanien zubrachte, ließ er die aus diesem Lande gebürtigen Soldaten vor sich kommen, die er mit sich führen wollte, und stellte ihnen vor, daß zwar ganz Spanien zur Ruhe gebracht sey, und sie also ihrer Dienste entlassen werden könnten; daß sie aber durch einen Krieg mit auswärtigen Völkern, nicht allein Ruhm, sondern auch große Beute erlangen würden. Und da es ungewiß sey, wie bald sie aus demselben zu ihren Familien zurückkommen dürften, so vergönne er ihnen, den Winter bey denselben zuzubringen. Sie bedienten sich fast alle dieser Erlaubniß, Hannibal aber zog daraus den Vortheil, daß sie ihm noch mehr zugethan wurden, und mit ganz neuen Kräften in den folgenden Feldzug kamen. Sein Vertrauen wurde durch einen Traum gestärkt, in welchem ihm die Verwüstung von Italien, und ein himmlischer Wegweiser, der ihn dahin führte, vorgestellt wurde: eine Vorbedeutung, die ihm, wie er glaubte, die Götter zusandten, die sich aber seine Einbildungskraft selbst mag gebildet haben, weil er voll von seiner bevorstehenden Unternehmung war.

Er gieng endlich mit neunzig tausend Mann Fußvolk, und zwölf tausend Reitern über den Iberus, und näherte sich den Pyrenäischen Gebürgen, welche Spanien und Frankreich von einander scheiden, nachdem er in der dortigen Gegend den Hanno mit eilf tausend Mann zur Besazung bey den überwundenen Völkern hinterlassen hatte. Hier verließen

ließen ihn einige tausend Spanier, denen ein so entlegener Feldzug nicht gefiel. Denn nunmehro erfuhr das Kriegsheer erst mit Gewißheit, daß es nach Italien ziehen sollte. Hannibal gab darauf über sieben tausend andern den Abschied, bey denen er ebenfalls wenig Lust zum Feldzuge bemerkte, und sagte öffentlich, er hätte auch jene selbst zurück geschickt. Er behielt damals nur noch neun und fünfzig tausend Mann, welches aber ungemein geübte und tapfere Kriegsvölker waren, übrig. Von den Pyrenäischen Gebürgen stieg er nach Gallien herab, und gelangte ungestört bis an das Ufer der Rhone, oder, wie sie damals hieß, des Rhodanus. Die Volcä, eine streitbare Nation, welche an beyden Ufern dieses Flußes wohnten, zogen sich alle an das jenseitige hinüber, und suchten ihm den Uebergang zu verwehren. Hannibal hatte alle Ursache, diesen Uebergang mit Gewalt zu beschleunigen. Schon war ein Römisches Kriegsheer unter der Anführung des Consul Publius Cornelius Scipio, bey Maßilia, oder dem jezigen Marseille, ans Land getreten, und näher gegen die Rhone zu gerückt. Eine etwas frühere Ankunft der Römer, zuverläßigere und geschwindere Nachrichten, die sie von dem Zuge des Hannibal hätten einziehen können, würden sie in den Stand gesezt haben, ihn von den Gränzen Italiens beynahe unfehlbar abzuhalten. Sie konnten sich leicht mit den Galliern vereinigen, welche Hannibal an der Rhone zu bekriegen vor sich fand. Er würde es niemals, oder doch nicht ohne den gewißesten und größesten Verlust, gewagt haben, im Angesichte beyder Heere über diesen Fluß zu gehen: und er mußte über denselben sezen, wenn er Italien erreichen wollte. Auch in dem Falle, daß er diesen Uebergang ausführte, befand er sich in einer neuen Verlegenheit. Sein sehr geschwächtes

schwächtes Heer behielt alsdenn das Römische im Rücken, das ihm bis an die Alpen nachfolgen konnte, und ein anderes erwartete ihn am Fuße dieser Gebürge in Italien. Allein Scipio konnte keinen von allen diesen Vortheilen nüzen. Er glaubte, daß Hannibal kaum das Pyrenäische Gebürge verlassen hätte, und erstaunte daher, als er hörte, daß derselbe im Begriff sey, in der Nähe von ihm, über die Rhone zu gehen. In der Ungewißheit, welche ihn zurück hielt, an welchem Orte er sich diesem Feldherrn entgegen stellen sollte; zumal da sich seine Soldaten von dem Schütteln der Schiffahrt noch nicht erholet hatten, begnügte er sich daran, einige hundert Reiter auszuschicken, um die Bewegungen des Hannibal zu erforschen. Sie geriethen mit einem weit zahlreichern Hauffen Numidier, welche in gleicher Absicht herumstreiften, in ein Gefechte, das für sie glücklich ausschlug: und dieser Versuch war der einzige in Gallien, aus welchem Hannibal sehen konnte, daß sich Scipio ihm widersezen wollte. Man gestehe nur, daß es nicht genug sey, ein großer Feldherr zu seyn: glückliche Zufälle und Fehler der Feinde müssen oft noch weit wichtigere Dienste thun, als Klugheit und Tapferkeit.

Hannibal hatte in der Eile eine Menge von Schiffen, Kähnen und Booten verfertigen lassen, um auf denselben seine Soldaten über die Rhone zu bringen. Allein die Menge der Gallier an dem gegenseitigen Ufer war ein zu starkes Hinderniß wider diesen Uebergang, wenn er nicht ein Mittel finden konnte, sie zugleich von der Seite anzugreifen. Er schickte daher einen Theil des Heeres, unter den Befehlen eines Hanno, bey der Nacht fort, und ließ denselben eine Tagreise weiter hinauf über den gedachten

Fluß

Fluß sezen, sodann aber sich unbemerckt den Feinden nähern. Da er erfuhr, daß dieses vollbracht sey, fieng er mit seinen übrigen Kriegsvölckern an, über die Rhone zu fahren. Die größern Schiffe wurden in eine Reihe, dem Strohm entgegen gestellt, um die Gewalt seiner Wellen zu brechen. Ein Theil der Pferde schwamm neben den übrigen Schiffen, aus welchen sie von den Reitern mit dem Zügel festgehalten wurden; viele Pferde aber befanden sich gesattelt und gezäumt in den Schiffen, damit die Reiterey sogleich mit denselben den Angriff thun könnte. Die Gallier suchten sehr muthig diese Flotte zurück zu treiben, bis Hanno sich ihres Lagers bemächtigte, und sie selbst im Rücken anfiel: worauf sie sogleich die Flucht ergriffen. Auf diese Weise gieng Hannibal mit geringem Verluste, etwas oberhalb Avignon, über die Rhone. Die Elephanten, welche er mit sich führte, und welche damals einem Kriegsheere eine Ueberlegenheit über seine Feinde verschafften, weil sie durch ihre ungeheure Größe und Stärcke alles durchbrachen, mit keiner Art Waffen, außer dem Genicke und dem Hinterleibe, verwundet werden konnten, und noch auf ihren Rücken eine Menge von Soldaten führten, verursachte ihm die meiste Mühe bey diesem Uebergange. Man mußte ein großes Floß mit Seilen an das Ufer festmachen, und es ganz mit Erde bedecken, damit sich diese Thiere einbildeten, als wenn sie auf dem festen Lande giengen, und an dieses Floß war ein anderes angebunden, welches man ablösete, wenn sie dasselbe betreten hatten. Wir bräuchen in unsern Kriegen keine Elephanten, wenn wir sie gleich aus Asien und Africa bekommen könnten, weil sie uns bis auf ihre Zähne, oder bis auf das Elfenbein, fast völlig unbrauchbar geworden sind; aber wir dürfen deswegen über die Art der Alten zu

streiten, nicht lachen: sie war weit menschlicher und vernünftiger als die unsrige, indem sie niemals unbedeckte Soldaten gegen zerschmetterndes Metall und glühendes Bley geführt haben, das eigentlich nur dazu dienen sollte, Mauern und Wälle umzuwerfen.

Drey Tage nach den Abzuge des Hannibal von der Rhone, langte Scipio mit seinem Kriegsheere bey dem ehemaligen Lager desselben an, bereit, sich mit ihm in eine Schlacht einzulassen. Da er aber sahe, was derselbe vor einen weiten Vorsprung gewonnen hatte, schickte er seinen Bruder mit dem größten Theil seiner Soldaten nach Spanien wider den Hasdrubal, gieng mit dem kleinen Reste zu Schiffe, und begab sich über Genua an den Po, um mit dem Heere, welches daselbst stand, dem Hannibal zu begegnen. Dieser rückte längst der Rhone, mitten durch Gallien, immer näher auf die Alpen zu. Er entfernte sich, indem er diesen längern Weg ergriff, immer weiter von der See, damit er nicht genöthigt würde, ein Treffen mit den Römern anzunehmen, und sein Kriegsheer unvermindert nach Italien bringen möchte. Diesen Rath hatte ihm ein gallischer Fürst ertheilet, der aus der Gegend des Po zu ihm gekommen war, und ihm sowohl den Beytritt der dortigen Völcker zum Kriege wider die Römer versprochen, als sich selbst zum Wegweiser über die Alpen angeboten hatte. Hannibal erndtete hierinne eine Frucht seiner weisen Sorgfalt ein. Er hatte bereits aus Spanien viele Kundschafter nach Italien gesandt, um die Beschaffenheit der dortigen Landschaften, welche er zuerst betreten mußte, die Anzahl und kriegerische Stärcke der Einwohner, sonderlich aber ihren Haß gegen die Römer, auszuforschen. Er hatte auch an die Fürsten der Gallier in

eben

eben denselben Gegenden Abgeordnete geschickt, um sie auf seine Seite zu ziehen: denn er wußte, wie wichtig die Hülfe dieser Völcker bey dem unternommenen Kriege für ihn seyn würde. Die Ankunft ihrer Gesandten, durch welche sie ihn ihrer Freundschaft versicherten, und den Uebergang über die Alpen zwar als schwer, aber doch nicht als unmöglich vorstellten, ermunterte seine Soldaten, denen er diese Nachrichten bekannt machte.

Gleichwohl gerieth das carthaginensische Kriegsheer bloß durch die Nachrichten, welche es von den Alpen erhielt, in Furcht, und es erschrack, da es die entsezliche Höhe dieser Gebürge, den Schnee und das Eis, welches sie bedeckte, und die traurige Gestalt, welche Menschen, Vieh und Erde auf denselben hatten, erblickte. Hannibal hatte den Muth der Soldaten lange vorher durch die Erinnerung an ihre bisherigen Thaten, und durch die Vorstellung, daß diese Gebürge die Thore von Italien, ja von Rom selbst wären, gestärckt. Sie fiengen endlich an, dieselben zu besteigen. Sie hatten noch keinen großen Weg zurückgelegt, als sie die Einwohner der Alpen sahen, welche die Anhöhen eingenommen hatten, um ihnen den Durchzug streitig zu machen. Da aber Hannibal erfuhr, daß sie diese Gegenden nur bey Tage besezt hielten, so machte er sich selbst, an der Spitze eines auserlesenen Hauffens, des Nachts davon Meister. Sie hätten sein ganzes Heer zu Grunde richten können, wenn sie sich in einen Hinterhalt versteckt hätten, und erst alsdenn auf dasselbe hervorgebrochen wären, wenn es sich in die engen Wege eingeschlossen hätte. Unterdessen fielen sie dasselbe doch auf seinem Zuge in den niedrigern Wegen an, und brachten insonderheit die Pferde und Lastthiere in Un-

ordnung, welche viele Knechte und auch einige Soldaten in die Tiefen mit sich fortrissen; bis Hannibal die Feinde in die Flucht schlug, und ihre Stadt nebst einigen Flecken eroberte, aus welchen das Kriegsheer auf drey Tage Lebensmittel zog. Die Gallier, zu denen er in der Folge kam, suchten ihn zu betrügen. Sie brachten ihm Lebensmittel, ließen ihm Geißeln zurück, und erboten sich ihm den Weg zu zeigen. Er nahm dieses an; allein aus Mißtrauen gegen sie, blieb er selbst mit dem Kern des Fußvolcks in dem hintersten Zuge: eine Vorsicht, die das Heer rettete. Denn da es in einem engen Paß angelangt war, wurde es auf allen Seiten von den versteckten Feinden angegriffen; sie trennten es sogar von einander, und Hannibal war eine Nacht hindurch ohne seine Reiterey und sein Gepäcke. Er verlor daselbst viele Soldaten; endlich aber drang er durch sie fort, und kam am neunten Tage auf dem Gipfel der Alpen an. Hier ließ er sein Heer zween Tage ausruhen, Es fiel von neuem eine Menge Schnee: dieses machte, daß die Soldaten mit offenbarer Trägheit und Verzweifelung im Gesichte ihren Weg fortsezten. Hannibal zeigte ihnen, um sie aufzurichten, das flache Land von Italien, und die schönen Felder längst dem Po-Fluß in dem jezigen Piemont; er sezte hinzu, eine oder höchstens zwo Schlachten würden sie auf immer in den Besiz von ganz Italien sezen. Beym Herabsteigen der Alpen hatten sie zwar mit keinen Feinden mehr, aber mit desto größern Beschwerlichkeiten des Weges zu streiten. Sie fanden ihn fast durchgehends steil, eng und schlüpfrig; am allermeisten aber wurden sie bestürzt, da sie an einen Felsen kamen, der nicht allein an sich sehr jäh war, sondern auch durch die vor kurzem herabgeschossene Erde einen sehr tiefen Abgrund neben sich bekommen hatte. Weder

der Menschen noch Thiere konnten einen sichern Schritt auf demselben thun, weil der neugefallene Schnee von dem Eise bald weggewischt wurde, und alles auf dasselbe hinfiel, ohne sich wieder aufhelfen zu können. Und dennoch mußte an eben diesem Orte das Lager aufgeschlagen werden, nachdem man den gefrornen Schnee mit unglaublicher Arbeit weggeschafft hatte. Hierauf ließ Hannibal in den Felsen einen neuen Weg hauen. Es wurde ein großes Feuer auf demselben angezündet, und auf den glühenden Felsen eine Menge Eßig geschüttet, welcher denselben noch mehr erweichte. Man hat dieser Erzählung des Livius Einwürfe entgegen gesezt, welche ihr wenig schaden. Der Eßig war in den Kriegsheeren der Alten sehr gebräuchlich; man kannte seine auflösende Kraft über Steine und Felsen; und wenn Polybius dieses Mittels bey dem gegenwärtigen Vorfalle nicht gedenckt, so scheinet er es als das gewöhnliche voraus gesezt zu haben. Endlich gelangte das Kriegsheer am funfzehnten Tage in die Ebenen von Italien; es war aber bis auf sechs und zwanzig tausend Mann herunter geschmolzen.

Dieser berühmte Uebergang des Hannibal über die Alpen ist eine von den großen Unternehmungen in der Geschichte; sie ist aber von manchen alten und neuen Geschichtschreibern noch weit bewundernswürdiger vorgestellet worden, als sie im Grunde war. Hannibal war nicht der erste, welcher mit einem Kriegsheere über die Alpen zog. Die Gallier, welche an der Rhone wohnten, hatten solches mehr als einmal vor ihm gethan, um den Galliern, die ihren Sitz um den Po hatten, wider die Römer zu Hülfe zu kommen. Hannibal traf auch nicht lauter wüste und unbewohnte Gebürge an; die Menge Menschen, wel-

che auf denselben lebten, reichten ihm bald gezwungen, bald freywillig, Nahrungsmittel genug dar. Und wenn sein äußerst ermüdetes Heer sogleich nach seiner Ankunft auf dem flachen Lande von den Römern wäre angegriffen, und, wie es sehr wahrscheinlich ist, überwunden worden: so würde die Nachwelt dieses ganze Unternehmen, welches ihm so viele tausend Soldaten kostete, wegen des unglücklichen Ausgangs, eine Verwegenheit nennen. Das Außerordentliche und Schwere an derselben war vornemlich dieses, daß ihm der Anzug auf diese Gebürge durch häuffige Angriffe streitig gemacht wurde, anstatt daß die gallischen Heere durch diese bekannten Gegenden ihrer Nachbarn und Freunde friedlich durchgelassen wurden; daß Hannibal, theils von seinen Wegweisern verführt, theils weil er sich selbst einen Weg zu öffnen suchte, oft an unwegsame und wenigstens von einem Kriegsheere nie betretene Oerter gerieth; daß er ein Heer von Africanern und Spaniern, und mithin Leute, welche an heiße Gegenden und Ebenen gewohnt waren, durch diese kalten und rauhen Gebürge, und mit ihnen so viele Lastthiere und Elephanten, die nur für eine freye und breite Straße gemacht sind, führte; kurz, daß er ein Vorhaben, das immer als kühn anzusehen war, mit einer so unerschrockenen Standhaftigkeit, mit so vieler Fertigkeit, die besten Mittel gegen unvermuthete Gefahren zu ergreifen, verfolgte. Man ist übrigens in unsern Zeiten nicht einig, auf welcher Seite Hannibal über die Alpen gezogen sey. Die beyden wahrscheinlichsten Meinungen sind diejenigen, welche ihn entweder über den Berg Genevre, welcher in der Französischen Landschaft Dauphinee liegt, aus welcher Hannibal kam, oder über den Berg Cenis, der die gewöhnlichste Straße über die Alpen ausmacht, gehen lassen. Unter diesen

sen Meinungen ist die leztere von einem der neuesten Reisenden, welcher die Alpen betreten hat, dem Herrn Grosley, in seinen Neuen Nachrichten von Italien, mit so erheblichen Gründen bestärckt worden, daß ich kein Bedencken trage, ihr beyzutreten.

Nach einiger Tagen Ruhe am Fuße der Alpen, deren das Heer des Hannibal ungemein benöthiget war, griff er das benachbarte Volck der Tauriner an, welche sich weigerten mit ihm in Verbindung zu treten, eroberte ihre Hauptstadt Turin, und ließ alle, die sich ihm widersezten, niederhauen. Dieses Beyspiel der Schärfe jagte ihren Nachbarn so viele Furcht ein, daß sie Hauffenweise kamen, sich dem Hannibal zu unterwerfen. Aber nunmehro näherte sich ihm auch das Römische Heer unter der Anführung eben desjenigen Scipio, den er noch vor kurzem in Gallien an der Seite gehabt hatte. Er wunderte sich, denselben bereits am Po zu sehen, und Scipio erstaunte seiner Seits, daß es dem Hannibal gelungen war, über die Alpen zu kommen, ohne mit seinem ganzen Heere darüber zu Grunde zu gehen. Die Römer sezten über den Ticinus oder Tesino im Mayländischen, und lagerten sich in einer Ebene zwischen diesem Fluße und dem Po; die Carthaginenser waren ihnen bis dahin entgegen gerückt: und eine Schlacht war also, zumal bey der Begierde beyder Feldherren sich hervorzuthun, unvermeidlich. Der Ausschlag derselben mußte für beyde Theile sehr wichtig werden; am wichtigsten für den Hannibal. Er befand sich mit einer geringen Anzahl Kriegsvölcker in einem zwar fruchtbaren, aber doch feindlichem Lande. Die Gallier, welche sich zu ihm geschlagen hatten, waren bereit, ihn auf das erste Unglück, das ihn betreffen würde, zu verlassen. Hingegen konnte

er auch gewiß erwarten, daß die übrigen Völcker dieses Nahmens in der dasigen Gegend seine Parthey ergreiffen würden, wenn er erst die Römer geschlagen hatte. Verlor er die Schlacht, so war nicht allein sein Rückzug sehr gefährlich; sondern es stand ihm auch die äußerste Noth bevor, indem er von aller Hülfe entfernt, seine Sicherheit auf den Alpen hätte suchen müssen. Die Römer aber konnten, wenn sie überwunden wurden, sich leicht erholen, und ihm, wie sie es auch würcklich gethan haben, eine Schlacht nach der andern anbieten.

In diesen Umständen suchte Hannibal desto mehr sich des Siegs zu versichern: und er munterte daher seine Soldaten nicht bloß durch Ermahnungen und Vorstellungen zur Tapferkeit auf, sondern wußte auch ihre Einbildungskraft auf das lebhafteste zu rühren. Er hatte viele gefangene Jünglinge von den Einwohnern der Alpen, die ihm bey seinem Uebergange feindlich begegnet waren. Diese, welche bisher sehr übel waren gehalten worden, fragte er vor den Augen seines versammleten Kriegsheeres, ob einige von ihnen sich mit einander unter der Bedingung in einen Zweykampf einlassen wollten, daß der Sieger eine prächtige Waffen-Rüstung und ein Pferd bekäme, der Ueberwundene aber zugleich das Ende seines Lebens und auch seiner elenden Gefangenschaft erreichte. Alle schrieen, daß sie dazu willig wären; und nachdem das Gefechte geendiget war, priesen die übrig gebliebenen Gefangenen nicht nur die Ueberwinder, sondern auch diejenigen, welche das Leben dabey verloren hatten, in Vergleichung mit ihrem Zustande, überaus glücklich. Alles dieses machte bey den Soldaten des Hannibal einen tiefen Eindruck, und sie urtheilten eben so über diese Auftritte als die Gefangenen.

Hanni-

Hannibal sagte darauf zu ihnen, er habe ihnen dieselben deswegen zur Schau gegeben, damit sie an fremden Schicksalen ihren eigenen gegenwärtigen Zustand betrachten lernen möchten. Sie befänden sich in eben einer solchen Nothwendigkeit zu fechten; sie hätten aber auch einerley Ausgang zu erwarten: entweder zu überwinden, oder zu sterben, oder in einer mühseeligen Gefangenschaft zu schmachten. An einen sichern Rückzug könnten sie nicht, so wie die Römer, dencken; sie müßten also mit keinem andern Entschluße auf die Feinde loßgehen, als zu siegen, oder umzukommen. Er sezte noch einiges hinzu, um die Soldaten zum Zorne gegen die Römer zu reizen, welche ihn und sie wegen der Eroberung von Sagunt hätten ausgeliefert wissen, und sie in Spanien in gewisse Gränzen einschliessen wollen. Er erinnerte sie auch, wie viele Vorzüge sie vor den Römern durch kriegerische Thaten von so vielen Jahren hätten, da jene hingegen neugeworbene Soldaten wären, die nicht einmal ihren Feldherrn noch kenneten. Es verlohnt sich wohl der Mühe, dergleichen Anreden aus Zeiten anzuführen, in denen die Tapferkeit eines jeden einzelen Soldaten noch einen so großen Antheil an dem Gewinn der Schlachten hatte. Hannibal that seinem Heere noch kurz vor der Schlacht große Versprechungen dasselbe zu belohnen, wie es ein jeder in demselben nur selbst verlangen möchte, und indem er zugleich ein Lamm schlachtete, wünschte er, die Götter möchten ihm eben so das Leben nehmen, wenn er seine Verheissungen nicht erfüllete.

Die Schlacht fiel zwischen dem Po und Tesino, in der Gegend des heutigen Pavia, vor. Ihr Ausschlag blieb nicht lange zweifelhaft. Die Römischen Bogenschützen, welche im ersten Treffen standen,

wurden gleich Anfangs durch die feindliche Reiterey so sehr in Furcht gesezt, daß sie sich, ohne ihre Pfeile loßzudrücken, ins zweyte Treffen zurückzogen, und ihre eigenen Reiter in Verwirrung brachten. Das übrige Römische Kriegsheer fochte eine Zeitlang mit vielem Muthe; allein da es von der Numidischen Reiterey, der besten, welche Hannibal hatte, auf den Seiten, und endlich im Rücken angegriffen wurde; da es auch seinen Feldherrn, den Scipio, sehr gefährlich verwundet sahe, ergriff es sogleich die Flucht. Dieser erste Sieg des Hannibal, den er seiner Reiterey zu dancken hatte, die weit zahlreicher und auch geübter als die Römische war, belehrte beyde Theile, welchem unter ihnen die großen Ebenen bey einer Schlacht vortheilhaft oder schädlich wären. Alle in die der Nähe wohnende Gallier drängten sich jezt herbey, wie es Hannibal vorausgesehen hatte, um sich ihm zu unterwerfen, versorgten ihn mit Lebensmitteln, und nahmen in Menge bey ihm Dienste.

Er versäumte nicht die Römer zu verfolgen, welche sich nach Placentia gezogen hatten. Da er sich ihnen gegen über gelagert hatte, giengen mehr als zwey tausend Gallier, welche unter den Römern dienten, zu ihm über. Sie folgten dem Glücke der Carthaginenser, welche Besizer von ihrem Vaterlande waren, und Hannibal schickte sie in ihre Städte, damit sie auch ihre übrigen Landesleute für ihn einnehmen möchten. Dieser Zufall bewog den Scipio auf seine Sicherheit zu dencken. Er mußte befürchten, daß alle Gallier seines Heeres und um ihn herum zu den Feinden abfallen möchten; er zog sich daher über die Trebia in das Land der Römischen Bundsgenossen zurück, befestigte sein Lager, und erwartete die Ankunft des zweyten Consul Tiberius Sempronius,

nius, der ihm mit einem frischen Heere zu Hülfe kam. Hannibal folgte ihm auch dahin nach; er fieng jedoch an Mangel an Lebensmitteln in diesen feindlichen Gegenden zu leiden, bis ihm durch die Verrätherey eines Römischen Befehlshabers ein grosser Vorrath in derselben die Hände fiel.

Er würde noch mehr in Verlegenheit gerathen seyn, wie er den Krieg fortsezen sollte, wenn nicht Sempronius seinen Absichten zu Statten gekommen wäre. Hannibal hatte alle Ursache, die Gallier durch neue Unternehmungen in ihrer Freundschaft gegen ihn zu stärcken; den Römern hingegen war daran gelegen, ihm dazu keine Veranlassung zu geben, und ihre Soldaten den Winter hindurch besser zu üben. Er konnte also kaum erwarten, daß sie ihm eine Schlacht anbieten würden, und ihre Stellung machte es ihm unmöglich, sie dazu zu nöthigen. Allein Sempronius, der auf die Stärcke der beyden vereinigten Heere trozte, brannte vor Begierde nach einem Treffen. Er wurde noch mehr in Hitze gebracht, da die benachbarten Gallier um Hülfe wider den Hannibal baten, welcher ihr Land verwüsten ließ, weil sie wegen des zweifelhaften Ausganges von diesem Kriege ein heimliches Verständniß mit den Römern unterhielten. Sempronius schickte seine Reiterey ab, um sie zu beschützen; und da diese über die feindliche einen kleinen Vortheil erhielt, konnte ihn nichts mehr zurück halten, wider den Rath seines kranken Amtsgenossen, Anstalten zur Schlacht zu machen.

Sobald Hannibal dieses erfuhr, sahe er sich nach einem Orte um, an welchem er einen Hinterhalt gegen die Römer legen konnte: denn er wußte, daß sie der-

dergleichen verborgene Angriffe in einem so ebenen und freyen Lande am wenigsten befürchten würden. Die Trebia floß zwischen beyden Heeren mitten durch. An ihren hohen Ufern gab es viele Büsche und Sträuche, welche dichte und groß genug waren, um auch Reiter zu verstecken. Unter diese stellte Hannibal tausend Mann Fußvolck, und eben so viele von der Reiterey, welche sein Bruder Mago anführte. Gleich beym Anbruche des folgenden Tages ließ er die Numidier über den Fluß sezen, auf das Lager der Feinde Anfälle thun, und sie zum Gefechte herauslocken. Sempronius sezte ihnen erstlich seine ganze Reiterey entgegen; er folgte ihnen aber bald mit dem übrigen Heere, und da sie sich wieder in den Fluß hinein warfen, gieng er ihnen mit demselben nach. Man war damals im Anfange des Winters; es fror eben an demselben Tage starck, und da die Trebia durch den nächtlichen Regen angeschwollen war, so reichte das Wasser den Römern bis an die Brust. Sie kamen daher, weil sie noch nüchtern und gegen die Kälte nicht verwahrt waren, schon halb entkräftet aus dem Fluße heraus. Die Soldaten des Hannibal hingegen hatten auf seinen Befehl gespeiset, sich am Feuer gewärmet, und ihren Leib mit Oel geschmieret. Dieser Unterscheid der beyden Heere zeigte bald nach dem Anfange der Schlacht seinen Einfluß. Die müden und hungrigen Römer konnten ihre nassen Waffen zum Theil wenig gebrauchen, und waren überhaupt den frischen feindlichen Völckern nicht gewachsen. Ihre vier tausend Reiter wurden von den zehn tausend Carthaginensischen leicht zerstreuet, noch mehr aber von der großen Menge Balearischer Bogenschützen beunruhiget. Dazu kam noch das Schrecken der Elephanten, deren Geruch die Pferde nicht vertragen konnten. Das

Fuß-

Fußvolk fochte also, von der Reiterey entblößt, mit größerm Muthe als Kräften, bis die Carthaginenser aus ihrem Hinterhalte loßbrachen, und die Römer im Rücken angriffen. Dieser Zufall und die Unordnung, in welche die Gallischen Hülfsvölcker durch die Elephanten gebracht wurden, entschied die Schlacht. Die Römer waren nunmehro von allen Seiten umringt; zehn tausend Mann von den Legionen drangen daher, da sie sich nicht zurück ziehen konnten, mitten durch die Feinde durch, und gelangten glücklich nach Placentia. Andere Hauffen folgten ihnen nach, oder sezten über die Trebia, um in ihr Lager zu kommen. Der größere Theil aber ihres Heeres gieng an diesem Fluße verloren. Die Carthaginenser selbst waren nicht im Stande sie weiter zu verfolgen; sie starrten von Kälte, Mattigkeit und Wunden; und der ungemeine Frost, mit Schnee und Regen vermischt, nahm ihnen nicht nur viele Menschen und Lastthiere, sondern auch alle Elephanten, bis auf einen, weg.

Hannibal, der diesen Sieg eben so sehr seinen geschickten Anstalten, als der Unbesonnenheit des Sempronius, zu dancken hatte, bediente sich desselben dazu, um die Italiänischen Völcker sich durch Güte zu Freunden zu machen. Mit den gefangenen Römern gieng er ziemlich hart um; allein ihren Bundsgenossen, die er durch die lezte Schlacht in seine Gewalt bekommen hatte, begegnete er nicht allein weit besser, sondern ließ sie endlich zusammen kommen, und sagte zu ihnen, er führe nicht mit ihnen Krieg, sondern vielmehr für sie wider die Römer, um sie in Freyheit zu sezen, und ihnen zu ihren alten Besizungen wieder zu verhelfen, welche ihnen von jenen wären entrissen worden: es müsse ihnen

also

also ihr eigener Vortheil anrathen, seine Parthey zu nehmen. Nach dieser Versicherung schickte er sie alle ohne Lösegeld in ihr Vaterland zurück. Wären die Bundsgenossen der Römer weniger mit ihrer Regierung zufrieden gewesen, oder hätte Hannibal noch näher an Rom gestanden, so würde dieses schlaue Betragen weit mehr Würckung gethan haben.

Er hielt sich unterdessen in seinem eigenen Heere nicht vor sicher genug. Die neue Freundschaft der leichtsinnigen und unbeständigen Gallier war ihm verdächtig: er fürchtete, sie möchten des Kriegs überdrüßig werden, und ihm, um sich von demselben frey zu machen, nach dem Leben stehen. Daher veränderte er während des Winters seinen Anzug sehr oft. Er sezte nicht nur vielerley fremde Haartrachten, die wir mit unsern wegen ganz anderer Bedürfniße erfundenen Perrüquen und Touren vergleichen können, auf, die ihm bald das Ansehen eines jungen Mannes, bald eines Alten gaben; sondern er verkleidete sich auch denselben gemäß dergestalt, daß ihn sogar diejenigen, welche den häuffigsten Umgang mit ihm hatten, kaum erkennen konnten. Und eben weil er merckte, wie sehr die Gallier wünschten, daß der Krieg aus ihrem Lande in das feindliche möchte versezt werden, brach er bey dem ersten Anschein einer gelindern Witterung aus seiner Winter-Ruhe in dasselbe auf. Er hatte während derselben eine kleine Festung nicht weit von Placentia vergebens angegriffen, und war selbst dabey verwundet worden; aber eine andere sehr volckreiche Stadt überließ er, nachdem sie sich schon ergeben hatte, der Plünderung und allen Ausschweifungen seiner Soldaten. Vermuthlich sollten sie dadurch aufgemuntert werden, und der Krieg bedeckte diese Unmenschlichkeit, aber er rechtfertigte sie nicht.

Um

Um in Etrurien, oder in das heutige Toscana einzudringen, hatte er zween Wege vor sich. Der eine war lang, bequem, und den Feinden bekannt; der andere hingegen, welcher weit kürzer war, führte durch Moräste, ohne gleichwohl ganz Grundlos zu seyn. Hannibal wählte den leztern: er kannte den Werth der Geschwindigkeit im Kriege, und außerdem wollte er den neuen Römischen Feldherrn, Cajus Flaminius, durch das plözliche Hervorbrechen an einem Orte, wo ihn derselbe gar nicht erwartete, bestürzt machen. Sein erster Versuch, über das Apenninische Gebürge zu gehen, war ihm gänzlich mißlungen. Er wurde auf demselben von einem so heftigen Sturmwinde, Regen und Gewitter überfallen, daß sein Heer dadurch beynahe noch mehr als auf den Alpen litte. Es mußte auf einmal in seinem Zuge inne halten, und that vergebliche Versuche, ein Lager aufzuschlagen. Die Soldaten lagen zween Tage, von Kälte und Wasser starrend, untereinander, ohne sich aufrichten zu können. Nach einem großen Verluste an Menschen und Thieren, kehrte Hannibal wieder in die Gegend von Placentia zurück. Hier war noch Sempronius Befehlshaber über die Römischen Kriegsvölcker. Beyde Feldherren rückten einander bald entgegen, und es kam zu einem neuen Treffen. Gleich beym ersten Angriffe wurden die Carthaginenser in die Flucht getrieben: sie wurden sogar bis in ihr Lager verfolgt. Allein da die Römer sahen, daß sie dasselbe nicht erobern könnten, und sich daher zurückzogen, ließ Hannibal, der seine Soldaten unterdessen wieder in Ordnung gebracht hatte, dieselben auf allen Seiten gegen die Feinde ausrücken. Die Schlacht würde eine der hizigsten geworden seyn, wenn nicht bereits der größte Theil des Tages verflossen gewesen wäre; dieses machte,

te, daß der Verlust an beyden Seiten gleich und unerheblich war. Einige Zeit darauf trat Hannibal seinen Zug nach Etrurien zum zweytenmale an. Da er an die sumpfigte Gegend, die noch durch das Austreten des Arnus überschwemmt war, kam, von welcher ich oben geredet habe, ließ er seine alten und besten Soldaten, die Africaner und Spanier vorangehen, weil sie an dergleichen Beschwerlichkeiten am meisten gewohnt waren; die Gallier folgten ihnen, und die Reiterey hatte die lezte Stelle. Mago mußte mit den Numidiern das Heer zusammen halten, und sonderlich die Gallier, wenn sie, nach ihrer angebohrnen Weichlichkeit, aus Ueberdruß des Weges sich entweder zerstreuen oder stehen bleiben sollten. Aber diese Vorsicht half wenig. Die Gallier konnten in den Morästen, welche von ihren Vorgängern schon tief durchtreten waren, keinen festen Schritt thun; sie wälzten sich kaum fort, oder fielen sterbend hin, nachdem sie einige Tage und Nächte ohne Schlaf zugebracht hatten. Das ganze Heer stand aus gleichen Ursachen unbeschreiblich viel aus; es konnte, mitten unter lauter Schlamm und Wasser, nur zuweilen auf den hervorragenden Pferden und Lastthieren, welche in großer Menge stecken geblieben waren, oder auf dem Gepäcke, eine kurze Ruhe nehmen. Hannibal saß auf dem einzigen übrig gebliebenen Elephanten, und verlor durch die feuchten Ausdünstungen der Gegend das eine Auge. Er war immer noch glücklich genug, beym Hervorkommen aus diesen Morästen kein Römisches Heer anzutreffen, von welchem das seinige damals mit leichter Mühe niedergehauen werden konnte.

Die Römer standen gleichwohl nahe genug bey ihm, in der Gegend von Aretium, jezt Arezzo, und wur-

wurden vom Flaminius, welcher einer von den Consuls dieses Jahres war, angeführt. Man verließ zu Rom nicht leicht die alte Gewohnheit, die doch im Kriege so große Unbequemlichkeiten hat, die Feldherren alle Jahre zu verändern. Kaum lerneten sie den Feind kennen, so kamen andere an ihre Stelle, für welche alles ganz neu war: und oft übereilten sie, wie der erstgedachte Sempronius, gewisse Unternehmungen, um nicht abgelöset zu werden, ehe sie etwas Merckwürdiges verrichtet hätten. Hannibal suchte zuvörderst den Flaminius kennen zu lernen. Er erfuhr, daß derselbe das Volck, welches ihm besonders günstig war, leicht in Bewegung sezen könne, weil er ein sehr fertiger Redner sey; daß er aber gar keine Kriegs-Erfahrung besize, und doch überaus von sich selbst eingenommen sey. Aus diesem Charakter schloß Hannibal, daß, wenn er vor dem Lager des Flaminius vorbey ziehen und weiter vorwärts rücken würde, dieser die Spöttereyen des Volcks und der Soldaten nicht werde vertragen können, ihm überall hie nachfolgen, und ihn, sobald er nur könnte, angreiffen werde, ohne auf den andern Consul und dessen Heer zu warten. Aber eben dadurch bekam Hannibal Gelegenheit, ihn an Oerter zu ziehen, wo er in seine Nachstellungen fallen mußte. Er brach also aus der Gegend von Fäsulä, jezt Fiesoli, nahe bey Florenz, auf, und ließ den Flaminius hinter sich zurück. Dieser gerieth sogleich in Hitze, da er sahe, daß ihn der Feind verachtete. Hannibal reizte ihn noch mehr zum Zorn, indem er das Land mit aller Schärfe verwüstete, und ein Feuer nach dem andern vor seinen Augen aufgehen ließ. Flaminius sezte ihm mit dem ganzen Heere nach; man ermahnte ihn vergebens, seinen Amtsgenossen zu erwarten; er hielte es vor eine Beschimpfung, den Feind beynahe bis vor

Rom gehen zu lassen, und sich im Rücken desselben zu verweilen.

Niemals hat Hannibal einen Feldherrn vor sich gehabt, dem er mit so vieler Zuversicht, und beynahe so augenscheinlich Schlingen legen konnte, als diesen. Er war bis an die Stadt Cortona vorgerückt. Daselbst liegt ein geräumiges Thal zwischen hohen Bergen, welches sich mit steilen Hügeln endiget. Beym Eingange in dasselbe findet man den Trasymenischen See, und neben demselben einen sehr schmalen Durchgang. Durch diesen engen Paß drang Hannibal in das Thal hinein, und lagerte sich mit einem Theile des Heeres auf den gegen über liegenden Anhöhen. Seine übrigen Kriegsvölcker aber versteckte er hinter die Gebürge zur Rechten und zur Lincken: die Reiterey insonderheit war über den Eingang verlegt, um denselben, wenn es Zeit seyn würde, gänzlich zu verschliessen. Eben bey diesem Eingange langte Flaminius gegen Abend an. Der andere Morgen war noch nicht völlig angebrochen, als er bereits mit seinem ganzen Heere, ohne die Gegend im geringsten auszukundschaften, in das Thal hineinritte. Er glaubte, daß die Feinde ihm alle gegenüber stünden. Hannibal ließ ihn nahe genug herankommen, und gab darauf seinen Kriegsvölckern das Zeichen, von allen Seiten hervorzubrechen. Die Römer wurden völlig eingeschlossen: ein dicker Nebel, der eben an demselben Morgen auf das Thal fiel, hinderte sie, sich selbst zu sehen, geschweige denn zu bemercken, von welcher Gegend her der Feind anrückte. Ehe sie noch in Schlachtordnung gestellt werden konnten, mußten sie sich schon überall vertheidigen, und vielen wurde nicht einmal Zeit gelassen, ihre Waffen zu ergreiffen. Der Consul bezeigte in dieser

schreck-

schrecklichen Verwirrung alle Unerschrockenheit; er suchte Ordnung und Muth herzustellen, seine Soldaten selbst fochten, da sie sahen, daß sie umringt und ohne Hoffnung sich durchzuschlagen oder zu entfliehen waren, so wie sie sich in Hauffen vereinigt hatten, mit ungemeiner Tapferkeit drey Stunden lang. Keine von beyden Heeren fühlte in dieser Zeit das heftige Erdbeben, welches damals in der Nähe wütete. Der Todt des Flaminius machte der Schlacht ein Ende. Funfzehn tausend Römer waren in derselben umgekommen; sechs tausend von dem ersten Treffen waren zwar glücklich durch die Feinde durchgebrochen; allein sie wurden am folgenden Tage eingeholet, und mußten sich ergeben; der Rest aber des Heeres wurde gefangen, oder zerstreuete sich durch Etrurien. Hannibal beobachtete in Ansehung der Gefangenen abermals den Unterscheid, daß er die Römer in Fesseln legen ließ, ihre Bundsgenoßen hingegen frey nach Hause schickte. Wenige Tage nach diesem Siege, trug der Befehlshaber seiner Reiterey, Maharbal, einen eben so vollständigen über eine Verstärckung von viertausend Reitern davon, welche der andere Consul Servilius, von Ariminum aus dem Flaminius zu Hülfe geschickt hatte, weil er mit dem übrigen Heere nicht zeitig genug eintreffen konnte.

Nichts hinderte nunmehro den Hannibal, gerade auf Rom loßzugehen, und man fürchtete sich auch daselbst, ihn ankommen zu sehen. Allein seine Soldaten waren einer Erfrischung überaus bedürftig. Sie waren fast alle, weil sie so vielen Frost, Nässe, schlechte Nahrung und Unreinigkeit ertragen hatten, mit einer Art von Krätze angesteckt. Er führte sie daher zwar bis Spoleto, welche kleine Stadt er vergebens belagerte; darauf aber wandte

er sich linker Hand gegen das Meer zu, bereicherte sein Heer mit so vieler Beute, daß es dieselbe kaum mehr fortbringen konnte, ließ alle erwachsene Mannspersonen, die er auf diesem Wege antraf, entweder aus Haß gegen die Römer, oder um sie zu schwächen, umbringen, und blieb endlich in der Gegend von Hadria, nahe am Meere, in der heutigen Anconitanischen Marck stehen. Hier, in einem der schönsten und fruchtbarsten Länder, ließ er sein Heer, und die eben so krancken Pferde desselben, sich erholen, rüstete seine Africanischen Soldaten mit Römischen Waffen aus, und schickte über das Meer die erste Botschaft von seinen glücklichen Feldzügen in Italien, nach Carthago. Aber er brach diese Ruhe des Heeres bald wieder ab, drang unter beständigen Verwüstungen des Landes in Apulien ein, welches einen Theil des Königreichs Neapel ausmacht, und lagerte sich nicht weit von Beneventum.

Die Römer lerneten endlich, wen sie ihm entgegen sezen müßten: und da sie sich überhaupt in solchen Umständen befanden, welche das lezte und schleunigste Hülfsmittel des Staats, die Ernennung eines Dictators, das ist eines Weisen und tapfern Mannes, der einige Zeitlang die höchste Gewalt allein in seinen Händen hätte, erforderten, so ertheilten sie diese Würde dem Q. Fabius Maximus, dessen Klugheit sehr berühmt war. Er entschloß sich sogleich, die ganze Art des Krieges wider den Hannibal zu ändern. Man hatte denselben bisher mehr mit einer wilden Hitze, und nach den Absichten des Feindes, als so wie es das Beste der Republik verlangte, geführet. Wenn die Römischen Feldherren nur alle Vorsichtigkeit gebrauchten, die ihnen ihr Verhältniß gegen den Hannibal anrieth,

so

so mußte dieser, nach dem ordentlichen Lauf der Sachen in ähnlichen Kriegen, doch am Ende unterliegen. Ihre Soldaten waren, wenn man sie etwas geübt hatte, vortreflich, und die Liebe zum Vaterlande machte sie beynahe unüberwindlich. Allein ihr Muth war durch so viele Niederlagen entkräftet worden: man mußte denselben durch eine behutsame Anführung wieder aufrichten, sie nicht in der nachtheiligsten Stellung fechten lassen, und ihnen zeigen, daß sie diesen Feind eben so wohl als die vorhergehenden, überwinden könnten. Unter dem Heere des Hannibal hingegen machten die gebohrnen Carthaginenser den allerkleinsten Theil aus; seine übrigen Soldaten waren Fremde, die nur aus Ergebenheit gegen ihn, und aus Begierde nach Beute, tapfer stritten; deren Eifer aber durch die erste schlimme Wendung seiner Unternehmungen zu erkalten anfieng. Es fiel ihm außerdem schwer, sein Heer mitten im feindlichen Lande durch Neugeworbene zu ergänzen; er besaß noch keine feste Stadt zur Sicherheit seines Vorrathes von aller Art, und zum Rückhalte bey einem Umschlage des Glücks; nicht zu gedencken, daß ihm der Unterhalt für seine Soldaten viele Sorgen kosten mußte, besonders, wenn er nicht im Stande war sich auszubreiten. Er mußte daher immer darauf bedacht seyn, den Schauplaz des Krieges zu erweitern, neue und kühne Versuche anzustellen, seine Kriegsvölcker in unaufhörlicher Bewegung zu halten, und den Krieg mit Ungestüm fortzusezen. Die Römer hingegen, welche Ueberfluß an Mannschaft und Lebensmitteln, dabey auch getreue Bundsgenossen hatten, konnten nichts besseres thun, als ihren Feind auf allen Seiten einschräncken und beunruhigen, ihm die Lebensmittel abschneiden, und ihn nöthigen, sich gewissermaaßen selbst zu verzehren. Dieses war auch

die Absicht des Fabius. Er befohl den Einwohnern der kleinen Städte und des flachen Landes, auf dem Wege, auf welchem Hannibal fortzog, sich in festere Oerter zu begeben, und alles vorher zu verderben; er selbst aber gieng ihm mit dem Vorsaze entgegen, nicht ohne die äußerste Nothwendigkeit etwas Entscheidendes zu wagen.

So bald ihn Hannibal mit seinem Heere ankommen sah, rückte er ihm entgegen, und bot ihm eine Schlacht an. Allein in dem Römischen Lager blieb alles unbeweglich. Hannibal spottete zwar darüber, indem er sagte, man sehe, daß die kriegerische Gemüthsart der Römer nunmehro besiegt sey; im Grunde aber ärgerte er sich, daß er nicht mehr mit einem Sempronius und Flaminius zu thun hatte. Er versuchte noch, ob er den feindlichen Feldherrn in seinem Entschlusse irre machen könnte; er verheerte daher unter seinen Augen die Länder der Römischen Bundsgenossen, und brach manchmal plözlich auf, um ihm, wenn er ihm nachfolgen sollte, in irgend einem gekrümmten Wege aufzulauern. Seine Künste halfen ihm nichts: Fabius führte seine Soldaten auf Anhöhen, an der Seite des Feindes, fort; er schickte nur alsdenn einige Hauffen von ihnen aus, wenn er Gelegenheit fand, den Carthaginensern, die sich etwan von ihrem Lager zu weit entfernt hatten, Abbruch zu thun: und auf diese Art gab er ihnen das fast verlorne Vertrauen auf ihre Kräfte wieder. Hannibal blieb unterdessen bey seinem Entwurfe. Er richtete weit umher die abscheulichste Verwüstung an, bemächtigte sich einiger Städte, drang in Samnium, und endlich sogar in Campanien ein. Diese leztere Landschaft, die schönste Gegend von Italien, war halb vom Meere,

und

und halb von Bergen eingeschlossen: und Hannibal handelte also desto verwegener, da er mitten in derselben sein Lager aufschlug, und sie seinem Heere zum Raube überließ. Allein er hoffte dadurch eines von diesen beyden zu erlangen: entweder, daß die Feinde, gereizt durch diese Verheerungen und selbst durch seine Kühnheit, sich in eine Schlacht mit ihm einliesen; oder daß ganz Italien sehen möchte, sie erkenneten ihn vor ihren Ueberwinder. Bis dahin war wenigstens noch keine der mit den Römern verbundenen Städte, so viel auch ihr Gebiete gelitten hatte, zu ihm abgefallen.

Er genoß auch endlich des Vergnügens, die Römer zu seinen Absichten zu lencken. Fabius selbst war standhaft genug, ihn von sichern Höhen mit Gelassenheit zu beobachten: er hütete sich auch deswegen vor einer Schlacht, weil er wußte, wie sehr die feindliche Reiterey die seinige an Menge und Güte übertreffe. Allein der Befehlshaber seiner Reiterey, Minucius, gab dieses Betragen in dem Heere vor Zaghaftigkeit aus, und die Soldaten, welche es verdroß, daß der Feind vor ihnen ungehindert plündern und brennen durfte, erregten beynahe einen Aufruhr, da sie gar keine Anstalten zu einem Angriff sahen. Sie hatten aber beym Ende dieses Feldzuges Gelegenheit, die Klugheit ihres Feldherrn zu erkennen. Hannibal sahe sich nach einer Gegend zur Ueberwinterung um, wohin er seine unermeßliche Beute in Sicherheit bringen könnte, und wo er auch auf das Künftige den nöthigen Ueberfluß an Lebensmitteln finden möchte: denn diejenige, in welcher er den Sommer zugebracht hatte, reichte ihm solchen nur auf eine Zeitlang dar; sie war reicher an Obstbäumen und Weinbergen als an Getreide. Fabius,

welcher dieses erfuhr, und voraus sahe, daß Hannibal durch eben die engen Pässe im Gebürge zurückgehen müsse, durch welche er in Campanien eingedrungen war, besezte dieselben mit einigen tausend Soldaten, und lagerte sich mit den übrigen auf den darüber liegenden Bergen.

Jezo schien Hannibal in eben einen solchen Fallstrick gerathen zu seyn, als er bisher den Römern gelegt hatte. Wenn er nicht in der Geschwindigkeit einen listigen Ausweg fand, so konnte er weder weiter fortrücken, noch sich zurückziehen, ohne den grössesten Theil seines Heeres zu verlieren. Zum Glück für ihn versparte Fabius den Angriff auf den folgenden Tag, und überlegte noch, wie er sich dieser treflichen Gelegenheit bedienen könnte, um dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen. Allein Hannibal ließ ihm keine Zeit dazu. Man trieb auf seinen Befehl, von dem geraubten Viehe, das er mit sich führte, gegen zwey tausend Ochsen zusammen, und band ihnen kleine Reisbündel zwischen die Hörner. Beym Anbruch der Nacht sezte Hannibal sein Heer in Bewegung. Die Reisbündel wurden angezündet, und die Ochsen gegen die Anhöhen hinauf gejagt, zugleich aber durch eine starcke Anzahl Soldaten unterstüzt. Er selbst gieng auf den engen Paß loß, um unter der Begünstigung dieser Kriegslist seine schwerbewaffeneten Soldaten und seine Leute zu retten. Er erreichte auch seine ganze Absicht. Die Römer, welche den schmalen Weg zwischen den Gebürgen inne hatten, erblickten kaum die über ihren Köpfen herumirrenden Feuer, als sie sich aus Furcht vor dieser anscheinenden Gefahr auf die duncklern Seiten der Anhöhen hinauf zogen; sie entdeckten zwar bald den dabey vorgehenden Betrug; weil sie ihn aber vor

eine

eine Nachstellung hielten, begaben sie sich auf die Flucht. Die Ochsen liefen unterdessen, nachdem ihnen das Feuer bis auf die Haut gedrungen war, halb rasend auf dem Gebürge herum. Fabius wußte nicht, was diese seltsame Erscheinung bedeuten sollte, und überdieß war es seinem Entwurfe zuwider, zumal bey Nachte, mit dem Feinde ein Gefechte anzufangen: er blieb also bis der Tag hervorbrach, ruhig stehen. Damals aber war Hannibal bereits glücklich durch den engen Weg gekommen, und er zog auch noch seine leichtbewaffneten Soldaten, welche endlich auf dem Gebürge angegriffen wurden, mit einigem Verluste der Römer an sich, indem er ihnen Spanier zu Hülfe schickte, welche am meisten gewohnt waren, auf den Bergen zu klettern. Hierauf wandte er sich wieder an die Grenzen von Apulien, nach Gerunium, und legte daselbst sehr große Vorrathshäuser an.

Die Geschicklichkeit, mit welcher er dem Fabius entwischt war, machte diesen bey den Römern noch verächtlicher und verhaßter: man zog ihn sogar in den ungerechtesten Verdacht eines Verständnisses mit den Feinden, weil Hannibal den Kunstgriff gebraucht hatte, die Landgüter des Fabius allein unter allen andern, die er verwüstete, unberührt zu lassen. Da sich der Dictator auf einige Zeit nach Rom begeben mußte, verbot er dem Minucius, welcher mittlerweile seine Stelle vertrat, die Feinde anzugreifen. Allein dieser suchte vielmehr nur Gelegenheit dazu, und Hannibal, der ihn schon kannte, gab sie ihm auch. Er schickte den dritten Theil seines Heeres aus, um Getreyde und Fütterung aufzusammeln. Minucius rückte sehr nahe zu ihm hin, nöthigte ihn, da er so geschwächt war, sich auf Ge-

runium zurück zu ziehen, und erhielt einen beträchtlichen Vortheil über ihn. Dieses erste Glück gegen den Hannibal machte zu Rom einen so starcken Eindruck, daß man dem Minucius eine völlig gleiche Gewalt mit dem Fabius selbst bey dem Heere zusprach. Sie theilten darauf dasselbe, und ein jeder von ihnen lagerte sich besonders; zu großer Freude des Hannibal, dem diese Uneinigkeit der Feinde viel versprach. Zwischen seinem und dem Lager des Minucius lag ein Hügel: diesen besezte er, um dadurch ein Gefechte zu veranlassen. Minucius suchte sogleich, sich desselben zu bemächtigen; allein er fiel in einen Hinterhalt, den ihm Hannibal gelegt hatte, und steckte schon in der äußersten Unordnung, als ihn Fabius mit seinem Heere aus derselben zog. „Endlich, sagte Hannibal, ist die Wolcke, welche bisher stets über den Bergen geschwebt hat, mit großem Krachen geborsten, und hat einen Plazregen verursacht. Die Römer vereinigten sich darauf wieder freywillig in Ein Heer unter den Befehlen des Fabius: und erst seit dieser Zeit standen sie bey ihren Feinden in Achtung.

Nach den Grundsäzen dieses großen Mannes führten auch die beyden neuen Consuls und Feldherren den Krieg wider den Hannibal fort. Er gerieth dadurch in einen solchen Mangel, daß es wenig fehlte, er hätte sich wieder in den obern Theil von Italien gezogen. Allein die Wahl der folgenden Consuls belebte ihn mit neuer Hoffnung. Einer von denselben, C. Terentius Varro, war völlig so hitzig und unbesonnen, als er sich ihn wünschen konnte. Er gab vor, der Römische Adel suchte diesen Krieg nur aus eigennüzigen Absichten in die Länge zu spielen: er kündigte daher an, daß er bey dem ersten

Anblick des Feindes, sich mit demselben in ein Treffen einlassen werde. Ein solcher Vorsaz kam dem Hannibal ungemein gelegen: er hatte nur noch auf zehn Tage Getreide übrig, und die Spanier waren schon im Begriff, ihn zu verlassen. Er gönnte dem Varro auch einen kleinen Sieg, den er über seine leichten Kriegsvölcker erhielt, desto lieber, weil derselbe seine ungestüme Verwegenheit noch vermehrte. Beynahe hätte er sich durch eine sehr grobe List des Hannibal berücken lassen. Dieser ließ sein Lager mit allerley Schätzen angefüllt stehen, und zog sich hinter die daran stoßenden Berge; in der Hoffnung, daß er die Römer, wenn sie sich mit der Plünderung des Lagers beschäftigen würden, leicht würde überfallen können. Varro war würcklich schon im Anzuge dahin; allein der andere Consul, L. Aemilius Paulus, wußte ihn noch durch gewisse Ahndungen, die ihm begegneten, zurück zu halten, und der Hinterhalt wurde zu gleicher Zeit entdeckt. Hannibal zog hierauf nach Apulien, und lagerte sich bey Cannä, an dem Ausflusse des Aufidus, der jezt Ofanto heißt, ins Meer. Er eroberte das bey diesem Flecken gelegene Schloß, in welchem er einen großen Vorrath von Lebensmitteln antraf, den die Römer gesammlet hatten. Die dortige Ebene schickte sich zum Gebrauch seiner Reiterey überaus wohl. Sein Lager hatte er auch dergestalt angebracht, daß ihm der heiße und heftige Wind Vulturnus, der sich gegen Mittag daselbst erhob, und ohngefähr einerley mit dem jezt sogenannten Sirocco der Italiäner ist, nur in den Rücken bließ, den Römern hingegen den Staub in das Gesichte tragen mußte. So wenig aber diese genöthigt waren, ein Treffen einzugehen, das mit so nachtheiligen Umständen verbunden war; so sehr drang der Consul Varro darauf.

darauf. Dieser tollkühne Mann bestärckte das Volck in der Meinung, daß der Adel den Krieg mit dem Hannibal bloß in der Absicht langsam zu führen suche, um desto länger im Besize der höchsten Gewalt zu bleiben; er versprach hingegen, den Feind anzugreiffen, sobald er ihn nur zu Gesichte bekäme. Er hatte nebst seinem Amtsgenossen Paulus, welcher sich ihm vergebens widersezte, ein Heer von sechs und achtzig tausend Mann unter seinen Befehlen, da Hannibal deren nur funfzig tausend hatte: und diese Uebermacht reizte seine Verwegenheit noch mehr an. Allein unter den Römern waren mehr als die Hälfte Neugeworbene, und die Feinde konnten ihren sechs tausend Reitern zehn tausend entgegen stellen. Ein glückliches Gefechte mit den streifenden Parthenen brachte endlich den Ungestüm des Varro aufs höchste. Hannibal, dem alles dieses bekannt war, dessen Vorrath noch Getreide nur auf zehn Tage mehr reichte, und den die Spanier schon zu verlassen im Begriff waren, sezte seine einzige Hoffnung auf die unsinnige Hitze dieses Feldherrn. Er hatte ihn schon, ehe er in diese Gegend gekommen war, bereit gefunden, sich in die erste Falle, welche man ihm legen würde, blindlings zu begeben. Denn da Hannibal des Nachts aus seinem Lager hinter die daran stoßenden Berge gezogen war, und dasselbe mit Gütern und Schätzen aller Art angefüllt, auch häufige Wachfeuer in demselben zurückgelassen hatte, um dem Anscheine nach seinen eilfertigen Rückzug vor dem Angesichte der Feinde dadurch zu verdecken, in der That aber, um die Römer zur Plünderung des Lagers zu locken, und sie mitten in derselben zu überfallen: so eilte Varro, sich dieser reichen Beute zu bemächtigen; und nur die Ahndungen des Paulus, noch mehr aber die eingehende Nachricht von der

der Nähe des Feindes, machten, daß er auf seine Sicherheit bedacht war. Aber endlich überwältigte ihn seine Begierde zur Schlacht, und sein Amtsgenosse folgte ihm gezwungen nach, da er sich dem Feinde gegen über lagerte.

Bey diesem erwünschten Anblicke fragte Hannibal seine Soldaten, ob sie wohl selbst von den Göttern etwas glücklicheres bitten könnten, als daß sich die Feinde in eine Ebene eingelassen hätten, in welcher ihre schwache Reiterey nothwendig geschlagen werden müßte. Nachdem sie ihm hierinne alle Recht gegeben hatten, ermahnte er sie, nicht nur den Göttern davor zu dancken, daß sie ihnen so sichtbarlich beystünden; sondern auch ihm, daß er die Römer in die Nothwendigkeit versezt habe, an einem für sie so unbequemen Orte ein Treffen zu wagen. Er sezte hinzu, daß sie, so wie ihnen die vorhergehenden Siege das flache Land von Italien unterworfen hätten, durch den bevorstehenden Herren von den Städten und ihren Reichthümern, mithin von dem ganzen Römischen Reiche, auf immer werden würden. Er ließ darauf das Römische Lager durch die Numidische Reiterey beunruhigen, und zog dadurch den Varro desto geschwinder zur Schlacht heraus. Bald nach dem Anfange derselben wurde die Römische Reiterey des rechten Flügels von der gegen über stehenden Gallischen und Spanischen zu Grunde gerichtet. Die Reiterey ihrer Bundsgenossen auf dem lincken Flügel erlitt ein gleiches Schicksal: fünfhundert Numidier, welche daselbst als Ueberläufer sich zu den Römern gewandt hatten, und hinter das lezte Treffen waren gewiesen worden; aber mitten in dem Getümmel der Schlacht die Römer von hinten zu anfielen; diese beförderten das Unglück auf jener

Seite.

Seite. Das Römische Fußvolk, welches in der Mitten stand, griff das Gallische an, das ihm gegen über in der Gestalt eines halben Mondes, dessen hervorragende Krümmung sich gegen die Römer wandte, gestellt war. Die dünnen Reihen desselben wurden endlich durchbrochen: und darauf erfolgte dasjenige, was Hannibal bey dieser Stellung erwartet hatte. Da die Römer den Galliern hitzig nachdrangen, befanden sie sich auf einmal von den frischen Africanischen Soldaten auf beyden Seiten umringt; die Reiterey aber fieng an, sie im Rücken niederzuhauen. Auf diese Art zusammen gepreßt, verloren ihrer gegen siebzig tausend, mit dem Consul Paulus, das Leben, und einige tausend wurden nach der Schlacht gefangen. Hannibal war diesen berühmten Sieg bey Cannä seiner Reiterey und seinen vortrefflichen Anstalten schuldig: denn im übrigen hatten die Römer mit aller ihnen eigenen Tapferkeit gefochten.

Indem ihm seine Kriegsbedienten dazu Glück wünschten und riethen, das Heer nach einer solchen Ermüdung ausruhen zu lassen, war Maharbal, der Befehlshaber über die Reiterey, einer andern Meinung. „Damit Sie sehen, sagte er, wie wichtig dieser „Sieg sey, so sollen Sie in fünf Tagen im Capito„lio speisen. Folgen Sie mir nur nach: ich will „mit der Reiterey vorangehen, damit die Feinde „eher erfahren, daß ich zugegen sey, als solches erst „befürchten mögen.„ Hannibal lobte diesen Vorschlag; allein er kam ihm so weit aussehend vor, daß er sagte, er müsse denselben erst in Ueberlegung ziehen. Darauf gab ihm Maharbal zur Antwort: „Man sieht wohl, daß die Götter Einem Manne nicht „alle Gaben ertheilet haben. Sie können zwar über„winden; aber Sie wissen sich des Siegs nicht zu

„bedie-

„bedienen.„ Dieser Verzug des Hannibal, sezt Livius in seiner Erzählung hinzu, hat, wie man mit Grunde glaubt, das Römische Reich und die Stadt Rom gerettet.

Einigen Neuern kommt es unglaublich vor, daß Hannibal, einer der vollkommensten Feldherren der alten Zeiten, bey diesem Betragen sollte gefehlet haben: sie bestreiten daher das Urtheil des Livius auf folgende Art. Polybius, sagen sie, läßt es im geringsten nicht mercken, daß er dieser Meinung sey. Hannibal hatte in der Schlacht von seinen vierzig tausend Mann Fußvolck, sechstausend verloren; und er wäre nicht im Stande gewesen, mit dem Ueberreste eine so weitläuftige, so wohl bevestigte und von zween Legionen vertheidigte Stadt, als Rom war, gehörig einzuschließen. Er hatte auch keine zur Belagerung von Städten nöthige Maschinen im Vorrathe. Und endlich hatte sich noch kein Italiänisches Volck auf seine Seite geschlagen; wenn also seine Unternehmung auf Rom mißrieth, so war er gänzlich verloren.

Man kann auf alles dieses sehr zulänglich antworten. Der Nahme eines grossen Feldherrn schließt noch nicht alle Versehen aus: oder gehöret etwan auch die Capuanische Winterruhe unter die weisen Anstalten das Hannibal? Livius scheinet hier glaubwürdiger zu urtheilen als wenn er mit patriotischem Stolze gesagt hätte, Hannibal würde, ungeachtet eines so wichtigen Sieges, Rom doch vergebens angegriffen haben. Es ist schon genug, daß Polybius, wenn er der Hoffnung gedenckt, welche sich die Carthaginenser nach der Schlacht bey Cannä machten, Rom durch einen geschwinden Anfall erorbern zu können, gar nichts dabey erinnert: er würde

würde solches zu thun nicht unterlassen haben, wenn er solches vor eine leere Einbildung gehalten hätte. Aus der Bestürzung, in welche Rom durch diese Niederlage versezt wurde, ist es würcklich wahrscheinlich, daß es sich gegen den Hannibal schlecht würde haben wehren können, wenn er sich einige Tage nach derselben vor seinen Thoren gezeigt hätte. Je weitläuftiger es war, desto weniger reichten achttausend neu geworbene Soldaten zur Beschützung desselben zu; desto mehr schwache Seiten mußte es an dieser Stadt geben, welche man ohne Mauerbrecher und Sturmgerüste ersteigen konnte. Ja, wenn noch keine mit den Römern verbundene Völcker die Parthey des Hannibal ergriffen hatten, so machte ihnen eine solche Unternehmung, sie mochte ausschlagen, wie sie wollte, vielen Muth dazu: sein großer Sieg allein konnte sie dazu bewegen.

Dieses war auch in der That eine von den Folgen desselben. Eine Menge Völcker in dem untern Theil von Italien trat bald nach der Schlacht bey Cannä auf seine Seite. Capua, die größte und reichste Stadt in Italien nach Rom, gieng hierinne vielen andern mit ihrem Beyspiele vor, und würde dem Hannibal, als ein sicherer Waffenplatz, in einer der fruchtbarsten Gegenden, mit Volcke und allem Ueberflusse reichlich erfüllt, zu einer ungemeinen Verstärckung gedienet haben, wenn die ausschweifende Ueppigkeit, welche ihren Einwohnern beständig eigen gewesen ist, ihnen zugelassen hätte, für ihren neuen Bundsgenossen standhafte und kriegerische Maaßregeln zu nehmen. Bey dem gegenwärtigen Verfall der Angelegenheiten der Römer, hofften sie nicht allein auf immer von denselben unabhängig zu werden, sondern auch, wenn Hannibal dereinst

Italien

Italien verlassen würde, den Rang und das Ansehen von Rom einzunehmen: Einbildungen, die nicht ganz eitel, denen aber nur sie nicht gewachsen waren. Außerdem hatte der Consul Varro selbst die Römer bey ihnen durch seine Unvorsichtigkeit verächtlich gemacht. Sie schickten zu ihm, an den Ort seiner Flucht, einige Abgeordnete: diese trafen ihn in einer sehr traurigen Gestalt an, und er klagte ihnen nicht nur, daß die Römer gar kein Heer, und keine Kriegsbedürfnisse mehr hätten, sondern verlangte auch, daß die Capuaner einige dreyßig tausend Mann für sie anwerben, und die ganze Last des Krieges tragen möchten. Desto mehr eilten diese, sich mit dem Hannibal zu verbinden. Er versprach ihnen, ihre Freyheit im geringsten nicht zu kräncken, und keinen von ihnen zu seinem Dienste zu zwingen. Er begab sich darauf selbst nach Capua, wohin er eine Besazung legte; er ließ aber auch sogleich einen der vornehmsten Männer daselbst, Decius Magius, welcher unbeweglich bey der Freundschaft mit den Römern verblieb, und sich ihm öffentlich widersezte, nach Carthago schaffen: so wenig hat die Freyheit, die ein mächtiger Bundsgenoße zugesteht, zu bedeuten, sobald sie seinem Nutzen Eintrag thut. Selbst der Sohn des angesehensten Mannes zu Capua, des Pacuvius Calavius, durch dessen Räncke die Stadt hauptsächlich von den Römern war abgezogen worden, sein Sohn Perolla war eben so wie Magius gesinnt; er wollte, um die Treulosigkeit seiner Mitbürger durch den wichtigsten Dienst, der den Römern geleistet werden konnte, wieder auszulöschen, den Hannibal mitten auf einem Gastmahl umbringen: und er würde diesen Vorsaz ins Werck gerichtet haben, wenn ihn nicht sein Vater mit vieler Mühe, vornemlich aber durch die Drohung, sich selbst vor den Han-

nibal zu stellen, und seine Brust zuerst von seinem Sohne durchstoßen zu lassen, davon loßgerissen hätte.

Die Römer hielten selbst davor, daß Hannibal nach dem Siege bey Cannä sich mehr damit beschäfftigte, ihn froh zu genießen, als sich desselben mit der Geschicklichkeit eines großen Feldherrn, der aus dem ersten Schrecken einer solchen Begebenheit eine Menge Vortheile zu ziehen weiß, zu bedienen. Indem er sich noch bey Cannä aufhielt, schickte er die gefangenen Bundsgenossen der Römer ohne Lösegeld nach Hause; den Römern aber begegnete er weit gütiger, als bisher. Er versicherte ihnen, daß der Krieg, welchen er mit ihnen führte, nicht auf ihren gänzlichen Untergang gerichtet sey, sondern nur die Oberherrschafft von Italien zum Ziele habe; er erlaubte ihnen daher auch, sich vor ein gewisses Geld, welches er bestimmte, loßzukauffen. Man glaubte zu Rom die Ursache dieses veränderten Betragens, den Mangel am Gelde, zu errathen; und da es überdieß ein alter und wichtiger Grundsaz des Staats war, daß Römische Soldaten entweder siegen oder sterben, nicht aber sich lebendig in die Hände der Feinde übergeben müßten; da auch die öffentliche Schatzkammer erschöpft war: so mußten die Abgeordneten der Gefangenen unverrichteter Sachen von Rom zurückkehren. Hannibal hatte mit ihnen einen vornehmen Carthaginenser hingeschickt, um zu vernehmen, ob die Römer etwan einige Neigung zum Frieden bezeigten; allein sie ließen demselben sogleich andeuten, ihr Gebiet zu verlassen: so wenig wollten sie das Ansehen haben, als wenn sie durch ein großes Unglück ihre Standhaftigkeit verlören, und sich zu harten Friedensbedingungen zwingen ließen.

Mago,

Mago, der Bruder des Hannibal, kam unterdessen zu Carthago an, und überbrachte dem Senat eine ausführliche Nachricht von allen glücklichen Thaten desselben in Italien: er sagte unter andern, von allen Römischen Feldherren sey Fabius der einzige, der noch dieses Nahmens würdig gehalten werde; aber bloß deswegen, weil er sich niemals in eine Schlacht eingelassen habe. Um einen Begriff von der Größe des lezten Sieges zu geben, ließ er einen großen Hauffen goldener Ringe vor dem Rathe ausschütten, die den Römischen Rittern waren abgenommen worden, und verlangte im Nahmen seines Bruders, daß ihm Geld, Getreyde, und frische Kriegsvölcker zugeschickt werden möchten, weil er mitten im feindlichen Lande dieses alles sich nicht selbst verschaffen könnte, und doch eine so nahe Hoffnung habe, den Krieg bald zu endigen. Bey diesen erwünschten Nachrichten konnte sich ein Freund des Hannibal unter den Rathsherren nicht enthalten, den Hanno mit spöttischer Miene zu fragen, ob er noch mit diesem Kriege unzufrieden, noch der Meinung sey, daß man den Hannibal den Römern ausliefern müsse? Ja, antwortete Hanno, ich werde diesen Krieg nicht eher billigen, als wenn er uns aufs baldigste einen erträglichen Frieden wird verschafft haben. Er sezte hinzu, er wunderte sich, daß Hannibal nach so vielen Siegen, und so vieler erworbenen Beute, doch so sehr an allem Mangel leide, als wenn er selbst überwunden worden wäre. Ist eines von den Völckern des Latium, fragte er den Mago, oder ist nur ein Einwohner von Rom zum Hannibal übergetreten? Haben ihm etwan die Römer Vorschläge zum Frieden gethan? Mago mußte dieses alles verneinen. „Nun „so sind wir also, schloß Hanno, in diesem Kriege „nicht weiter gekommen, als an dem Tage, da Han-

 „nibal

„nibal in Italien einbrach. Ich rathe bloß zum Frie-
„den; aber keineswegs, daß unsern Siegern, die uns
„mit einer betrüglichen Hoffnung schmeicheln, das ge-
„ringste zur Fortsezung des Krieges gesandt werde.„
Man erkennet leicht, daß diese Rede des rechtschaffe-
nen, für die Ruhe und Sicherheit seines Vaterlan-
des besorgten Mannes, doch nicht ganz frey von Par-
theylichkeit und unbilliger Auslegung gewesen sey.
Sie that aber auch keine Würckung; man bewilligte
dem Hannibal sein Verlangen; doch weil es unter
so glücklichen Umständen beschlossen wurde, eilte man
eben nicht, ihn zu verstärcken.

Nachdem er sich der Capuaner versichert hatte,
suchte er sich einiger Seestädte ihrer Gegend zu be-
mächtigen, und darunter insonderheit Neapolis und
Nola. In dieser leztern Stadt war zwar der Rath
und die vornehmsten Einwohner den Römern zuge-
than; allein das Volck wünschte aus Furcht vor der
Verheerung seiner Aecker, und vor einer Belagerung,
die Herrschaft der Carthaginenser. Die Römische
Parthey stellte sich, um Zeit zu gewinnen, als wenn
sie diesen Vorsaz befördern wollte; sie rief aber den
Prätor Marcellus zu Hülfe, welcher Nola mit sei-
nem Heere anfänglich bedeckte, und bey der Annähe-
rung des Hannibal, es völlig besezte. Das Volck
verabredete darauf heimlich mit den Carthaginensern,
daß es, wenn die Römer zu einem Angriffe ausrü-
cken würden, ihnen die Thore verschließen, und die
Mauern einnehmen wolle. Marcellus, der dieses
erfuhr, stellte seine Soldaten innerhalb der Thore,
welche zu den Feinden führten, in Schlachtordnung,
verbot den Einwohnern, sich den Mauern und Tho-
ren zu nähern, und bestellte zu dem Gepäcke, das
zurück bleiben sollte, eine besondere Wache. Da
Hanni-

Hannibal bey diesen stillen Anstalten weder einen Römer noch einen Nolaner ansichtig wurde, glaubte er, die Römer möchten wohl aus Furcht vor den leztern es nicht wagen, ihm heraus entgegen zu ziehen, und es dürfte also, wenn er die Stadt angriffe, leicht zu einem Aufstande des Volcks kommen. Er ließ daher sein Heer anrücken, um die Mauern zu bestürmen. Plözlich aber brach Marcellus durch die geöffneten Thore auf dasselbe hinaus, brachte es in Unordnung, und erlegte über zwey tausend Mann von demselben. Dieses war die erste Gelegenheit, bey welcher die Römer lerneten, daß Hannibal auch geschlagen werden könnte. Fabius hatte sie nur gelehret, sich nicht von ihm überwinden zu lassen. Marcellus war unternehmender: er gieng den Feinden, im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Soldaten, so oft zum Treffen entgegen, als es nur der Ort und andere vorher geprüfte Umstände erlaubten. Noch kühner als er, riß endlich Scipio durch seinen Einfall in Africa, den Hannibal aus Italien zurück. So haben ihm diese drey großen Männer nach und nach, jeder nach seiner eigenen Art, den fast gewissen Sieg über Rom aus den Händen gewunden.

Statt dieser fehlgeschlagenen Unternehmung hatte Hannibal andere Städte unter seine Gewalt gebracht, bis er bey der Annäherung des Winters sein Heer nach Capua führte. Hier genossen diese Soldaten, welche bisher an alle Mühseeligkeiten, aber niemals an ein Wohlleben gewohnt waren, einer für sie schädlichen Bequemlichkeit und Ruhe. Sie ergaben sich der Ueppigkeit und den Wollüsten, welche zu Capua herrschten, desto hiziger, je mehr dieselben für sie neu waren: ihre Cörper wurden entkräftet, und dauerten in dem nächsten Feldzuge auch das klein-

 ste

ste Ungemach nicht aus; sie vergaßen daselbst der alten Kriegszucht, und verließen nachmals ihre Fahnen häuffig, um nach Capua zurück zu laufen. Man hat die Ueberwinterung in dieser Stadt dem Hannibal noch zu einem größern Versehen angerechnet, als sein Zaudern, nach der Schlacht bey Cannä sogleich auf Rom loßzugehen; weil dieses leztere den Sieg nur verschoben zu haben schien; jene aber auch die Kräfte zum Siegen benahm. Hannibal hat ohne Zweifel diesen Schaden weder mit Gewißheit voraussehen können, noch zeitig genug gemerckt, um demselben vorzubeugen: man kann ihn auch nicht als die einzige oder vornehmste Ursache von seinem abnehmenden Glücke betrachten.

Die Römer hatten ihm ein zahlreiches Heer entgegen gesezt, und sogar acht tausend Sclaven bewaffnet; er war aber ebenfalls durch den Beytritt ganzer Völcker und vieler Städte in dem untersten Theil von Italien an Mannschafft sehr verstärckt worden. Auch sein Bruder Hasdrubal bekam von Carthago Befehl, ihm aus Spanien zu Hülfe zu ziehen; allein die beyden Scipionen richteten fast das ganze Heer zu Grunde, mit welchem er sich nach Italien begeben sollte. Hannibal verlor noch eine andere Unterstüzung, die ungemein wichtig für ihn werden konnte: den Beystand des Philippus, Königs von Macedonien. Dieser Fürst, den nur das Jonische Meer von Italien absonderte, sahe diesen Krieg, durch welchen sich die beyden mächtigsten Völcker auf der Welt aufrieben, sehr gerne; er war aber mit sich selbst nicht einig, welchem von beyden er die Oberhand wünschen sollte. Endlich bewogen ihn die anhaltenden Siege des Hannibal, sich mit ihm zu vereinigen. Seine Gesandten schlossen mit demselben

ein

ein Bündniß unter folgenden Bedingungen. Der König sollte mit einer Flotte von zweyhundert Schiffen die Italiänischen Küsten verheeren, und die Römer auch auf dem festen Lande bekriegen. Wenn diese völlig unterdrückt wären, sollte Italien den Carthaginensern heimfallen; dagegen aber sollten sie hierauf dem Könige helfen, sein Reich durch eine Anzahl Griechischer Städte und Inseln zu vergrössern. Die Macedonischen Gesandten wurden, da sie zurück kehrten, von den Römern aufgefangen: ein Zufall, der die ganze Hoffnung des Hannibal vernichtete. Denn der König konnte nunmehro nicht erfahren, was sie mit demselben ausgemacht hatten, und mußte erst neue Gesandten abschicken; die Römer aber beschlossen alsbald, ihn durch einen zuvorkommenden Angriff von Italien abzuwehren.

Auf den ersten Vortheil des Marcellus über den Hannibal folgten gar bald mehrere: so fürchterlich wurden die Römer, sobald sie von geschickten Feldherren angeführet wurden. Hannibal belagerte den Consul Sempronius Gracchus, dessen Heer größtentheils aus loßgekauften Sclaven bestand, auf welche er sich wenig verlassen konnte, in Cumä; allein dieser that zu so gelegener Zeit einen Ausfall, daß er die Feinde nöthigte, sich mit Verlust zurückzuziehen; hingegen hütete er sich wohl, die Schlacht anzunehmen, welche ihm Hannibal anbot. Der Bruder des leztern, Mago, wurde zu gleicher Zeit an einem andern Orte, er selbst aber bald darauf vom Marcello aufs neue zweymal vor Nola geschlagen. Er fieng damals an zu erkennen, daß er nicht mehr seine alten Soldaten habe; oder vielmehr, daß sich die Römer gebessert hätten: es giengen auch siebzehn hundert Numidier und Spanier zu den Römern über;

vermuthlich, weil sie sich seinem wanckenden Glücke entziehen wollten. Er brachte unterdessen immer mehr Städte unter seine Gewalt; ob ihm gleich die Römer auch von Zeit zu Zeit einige entrissen. Ihr alter und treuer Bundsgenosse, der König Hiero in Sicilien, war um diese Zeit gestorben; sein Enckel Hieronymus, welcher die Parthey der Carthaginenser nahm, wurde in kurzem ermordet; allein die Gesandten, welche Hannibal zu ihm geschickt hatte, wußten die Syracusaner dergestalt wider die Römer aufzubringen, daß sie sich mit den Carthaginensern wider dieselben verbanden. Der Krieg der beyden großen Völcker zog sich einigermaaßen nach Sicilien, bis Marcellus durch die Eroberung von Syracus den Römern die Oberhand daselbst verschaffte. Hannibal hingegen bemächtigte sich der Stadt Tarent durch ein geheimes Verständniß mit einigen Einwohnern derselben, welche ihm unter dem Vorwande, des Nachts auf Beute auszugehen, die Thore öffneten; nur das Schloß konnte er nicht erobern, und mußte sich begnügen, es einzuschließen. Er schlug auch zween Römische Heere, welche unter verwegenen und unerfahrnen Befehlshabern stunden, gänzlich: einige zwanzig tausend Mann giengen in denselben verloren.

Allein Hannibal konnte es gleichwohl nicht verhindern, daß die Römer die Belagerung von Capua unternahmen. Nichts war für ihn wichtiger, als diese Stadt zu retten. Wenn ihn gleich die großen Vortheile, die er aus ihrer Macht und aus ihren Reichthümern zog, nicht dazu bewogen hätten: so war ihm doch daran gelegen, ganz Italien zu zeigen, daß er nicht allein Treue, sondern auch Stärcke genug besize, um seine Bundsgenossen schützen zu können.

Ließ

ließ er es geschehen, daß Capua in die Hände der Römer fiel, so gereichte ihm dieses auch deswegen zur Beschimpfung, weil er nach dem entscheidenden Siege bey Cannä, dem er die Freundschaft dieser Stadt schuldig war, keine so beträchtliche Niederlage erlitten hatte, daß sie ihn außer Stand gesezt hätte, derselben zu Hülfe zu kommen. Doch die Uebermacht der Römer, welche jezt überhaupt kräftigere Maaßregeln nahmen als bisher, scheinet ihm dabey am meisten im Wege gestanden zu haben, ob er gleich alles versuchte, um sie von Capua abzuziehen. Er hatte noch vor dem Anfange der Belagerung den Einwohnern Getreyde zuführen lassen; allein sie bedienten sich dieser Gelegenheit anfänglich zu träge; und da sie zum zweytenmale eine größere Menge davon in ihre Stadt zu bringen suchten, wurden sie von den Römern geschlagen. Er griff darauf die Belagerer selbst an, und zugleich thaten die Capuaner nebst der Carthaginensischen Besazung einen allgemeinen Ausfall auf sie. Einige Kriegsvölcker des Hannibal, und mit denselben eine Anzahl Elephanten, drangen würcklich in das Römische Lager ein; er brauchte sogar die List, durch einige seiner Soldaten, welche Lateinisch sprachen, im Nahmen der Consuls ausruffen zu lassen, daß sich ein jeder, weil die Verschanzungen überstiegen wären, auf die nahgelegenen Berge flüchten sollte. Allein dieser Betrug wurde geschwinde entdeckt, und man trieb auch die Feinde von allen Seiten zurück. Hannibal verlor nunmehro alle Hoffnung, Capua mit Gewalt entsezen zu können. Die Römischen Legionen befürchteten gar nicht, daß er ihr Lager überwältigen würde: so sehr sie seine Reiterey auf flachem Felde scheueten, so ruhig und ihrer Stellung gewiß waren sie hinter ihren Verschanzungen. Er konnte sich auch in einer

Gegend nicht lange aufhalten, in welcher alle Lebensmittel aufgezehrt oder verwüstet waren.

In dieser Verlegenheit sich zu entschließen, gerieth endlich Hannibal auf den Einfall, auf Rom selbst loßzugehen. Er hielt es nicht vor unmöglich, daß er, wenn er sich plözlich vor der Stadt zeigte, mit Hülfe der Bestürzung, den seine Ankunft ausbreiten mußte, einen Theil derselben einnehmen könnte. Alsdenn hoffte er, daß die Römer bey dieser Gefahr ihrer Vaterstadt, entweder Capua sogleich gänzlich verlassen, oder ihr Kriegsheer vor dieser Stadt dergestalt schwächen würden, daß es nicht schwer fallen dürfte, dasselbe zum Abzuge zu nöthigen. Er besorgte nur, daß die Capuaner, wenn sie hörten, daß sie von ihm verlassen würden, sich sogleich ergeben möchten: daher schickte er ihnen durch einen verstellten Ueberläufer mitten durch das Römische Lager die Nachricht zu, daß er durch seine Unternehmung auf Rom die Feinde in wenigen Tagen von ihrer Stadt wegreissen werde. Die Römischen Feldherren erfuhren seinen Zug zeitig genug durch einige Ueberläufer: und da sie solches nach Rom berichteten, fehlte es wenig, daß Hannibal seine Absicht erreicht hätte. Das Schrecken war daselbst so groß, daß einer der vornehmsten Rathsherren vorschlug, alle Soldaten aus ganz Italien zur Beschützung von Rom zusammen zu ziehen. Allein der große Fabius Maximus hielt es vor schimpflich, sich durch jedes drohende Herumziehen des Hannibal in Furcht und Bewegung sezen zu lassen. „Sollte sich derselbe wohl, „sagte er, da er sich nicht erkühnet hat, nach dem „Siege bey Cannä sich nach Rom zu wenden, jezt, „da er von Capua zurückgetrieben worden, die Hoff„nung machen können, unsere Stadt zu erobern?

„Er

„Er kommt nicht, um sie zu belagern, sondern um „uns zu nöthigen, daß wir die Belagerung von Capua aufheben.„ Man beschloß endlich, nur soviel von dem Kriegsheere, das zu dieser Belagerung gebraucht wurde, zurück kommen zu lassen, als man daselbst entrathen könnte: und darauf eilte der Proconsul Fulvius mit sechszehn tausend Mann, längst der Seeküste, seiner Vaterstadt zu Hülfe, wo er durch die Besazung noch ansehnlich verstärckt wurde.

Hannibal suchte Rom noch geschwinder zu erreichen; allein da er auf seinem Wege durch die von den Einwohnern abgeworfene Brücken und andere Hindernisse zurück gehalten wurde, kam er ohngefähr zu gleicher Zeit mit dem Römischen Feldherrn an. Beyde rückten einander gleich den folgenden Tag in der Nähe von Rom entgegen. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, deren Ausschlag kein geringerer als der Besiz von Rom und von der Herrschaft der Welt zu werden schien, fiel ein so gewaltiger Platzregen mit Hagel untermischt, daß sich beyde Theile, so sehr sie auch vor Muth brannten, in ihr Lager zurückziehen mußten, und kaum ihrer Waffen mächtig blieben. Eben dieses trug sich den andern Tag zu, da sie bereits in Schlachtordnung gegen einander standen: und kaum waren sie in das Lager zurück gekommen, so entstand eine völlige Heiterkeit und Stille. Die Carthaginenser sahen diesen Zufall als eine übernatürliche Begebenheit an. Hannibal insonderheit sagte; er hätte bald den Trieb und Willen nicht, Rom zu erobern, bald hindere ihn das Glück daran. Diese Hoffnung wurde noch durch andere Umstände bey ihm verringert. Eben da er vor Rom stand, schickten die Römer eine Anzahl Soldaten nach Spanien, um ihr Heer daselbst zu ergänzen.

gänzen. Ein anderes Merckmal ihres von aller Furcht freyen Vertrauens verdroß ihn ungleich mehr, weil es mit Verachtung gegen ihn verknüpft war: man verkaufte zu Rom das Feld, auf welchem er sein Lager aufgeschlagen hatte, um den gewöhnlichen Preiß. Er ließ daher ebenfalls die Wechsel-Bäncke an dem Marckte zu Rom öffentlich in seinem Lager feil bieten. Allein hierinne war auf beyden Seiten der Fall gewiß nicht gleich. Hannibal konnte unterdessen auf dieser Stelle nicht wohl lange stehen bleiben. Er griff zwar die Römer noch mit einigem Vortheile des Nachts an, und nöthigte sie eine Anhöhe einzunehmen; er zog sich aber hierauf zurück, und durchstrich den ganzen untern Theil von Italien mit so ungemeiner Geschwindigkeit, daß es wenig fehlte, er hätte Rhegium, an der Meerenge, welche Italien und Sicilien scheidet, durch diesen plözlichen Ueberfall in die Hände bekommen. Diese Stadt würde ihm die Gemeinschaft mit Carthago sehr erleichtert haben. Er gab hingegen die Hoffnung gänzlich auf, dem belagerten Capua zu Hülfe kommen zu können. Die dortigen Carthaginensischen Befehlshaber machten ihm darüber in einem Schreiben bittere Vorwürfe, daß er sein Gesicht von ihnen abwendete, um die Stadt nicht vor seinen Augen erobert zu sehen, und sich in Gegenden begebe, wo kein Römisches Kriegsheer wäre. Allein die Ueberbringer des Schreibens wurden aufgefangen; die Stadt mußte sich ergeben, und wurde vor ihre Treulosigkeit mit aller Schärfe bestraft.

Der Verlust von Capua war gleichsam das Zeichen zu dem Verfalle von Hannibals Glücke. Die Unmöglichkeit diese Stadt zu befreyen, stellte ihn den Italiänischen Völckern ziemlich schwach vor; er bekam

kam so wenig neue Bundsgenossen seit dieser Zeit, daß vielmehr einige der bisherigen von ihm abtraten; bey seinen Soldaten verminderte sich ohne Zweifel der Muth, so wie er bey den Römischen dadurch zunahm. Er bekam auch keine Verstärckungen mehr von Carthago, und wurde gegen die Römer gehalten immer kleiner. Die Einwohner von Salapia ließen diese leztern heimlich in ihre Stadt, welche mit fünfhundert der besten Carthaginensischen Reiter besezt war. Diese kamen fast alle ums Leben, und mit ihnen verlor auch Hannibal die Ueberlegenheit, welche ihm noch bisher seine Reiterey gegeben hatte. Er trug zwar einen vollständigen Sieg über den Proconsul Fulvius davon; allein gleich darauf kam ihm Marcellus, beynahe der einzige Feldherr, der ihm völlig gewachsen war, in Lucanien über den Hals. Es kam zwischen beyden zu einem Treffen, das bis in die Nacht dauerte, und keinen gewissen Ausgang hatte. Marcellus rückte gleich mit anbrechendem Tage wieder ins Schlachtfeld, und da ihm Hannibal, aus Furcht, durch so viele Schlachten zu sehr geschwächt zu werden, so wenig entgegen kam, daß er vielmehr in der folgenden Nacht in der Stille nach Apulien aufbrach, so gieng er ihm sogleich nach, und erreichte ihn bey Venusia. Hier fielen nur kleine und meistentheils für die Römer glückliche Gefechte vor. Hannibal sezte seinen Zug immer bey der Nacht fort, und suchte dem Marcellus einen Hinterhalt zu legen; allein dieser folgte ihm erst nach Aufgang der Sonne nach, und forschte die Wege fleißig aus. In dem nächsten Feldzuge ließ er ihm noch weniger Ruhe, und erreichte ihn endlich oberhalb Canusium in einer freyen und ebenen Gegend, wo Hannibal eine Schlacht nicht vermeiden konnte. Dieser munterte daher seine Soldaten zur Tapferkeit wider einen

trozigen Feind auf, der sie nicht ungestört fortziehen oder nur ein Lager aufschlagen ließe, den sie täglich mit der aufgehenden Sonne vor sich sehen müßten. Die Römer wurden würcklich in ihr Lager zurückgejagt; allein Marcellus verwies ihnen ihre Feigheit so nachdrücklich, und drang so eifrig darauf, daß sie ihren Fehler sogleich verbessern mußten, daß er am andern Tage einen weit wichtigern Sieg erhielt, der den Hannibal zwang, sich bis zu den Bruttiern hinunter zu ziehen.

Er verlor bald darauf auch Tarentum, eine der beträchtlichsten Städte, die er noch inne hatte. Fabius Maximus bekam sie durch Hülfe eines Verräthers in seine Gewalt. Hannibal sagte, da er zum Entsaze zu spät angelangt war, er sehe, daß auch die Römer ihren Hannibal hätten, indem sie sich seiner Künste wider ihn bedieneten. Er hätte sich beynahe am Fabius durch einen listigen Streich gerächet. Er ließ ihm Schreiben von den Vornehmsten zu Metapontum zuschicken, in welchen sie unter der Bedingung, daß er ihren Abfall nicht bestrafen sollte, versprachen, ihm ihre Stadt mit der Carthaginensischen Besazung zu übergeben. Fabius nahm dieses an, und war schon im Begriff sich auf den Weg dahin zu begeben, auf welchem ihm Hannibal auflauerte; allein er glaubte durch gewisse Ahndungen bey den gottesdienstlichen Cärimonien gewarnet zu werden, und entdeckte auch in kurzem den Betrug. Hingegen gelung es dem Hannibal, ohne eigentlich diese Absicht zu haben, sich desjenigen Feldherrn zu entledigen, der ihn am meisten beunruhigte. Marcellus war zum fünftenmale Consul, und stand nebst seinem Amtsgenossen Crispinus bey Venusia den Feinden gegen über. Zwischen beyden Lagern gab es eine große Anhöhe mit einem kleinen Walde,

in

in welchen Hannibal eine Anzahl Numidier legte, um die Römischen Soldaten, die sich zu weit wagten, aufzufangen. Da die Anhöhe den Römern näher lag, als den Carthaginensern, so hielten jene es vor nothwendig, sich derselben zu bemächtigen. Marcellus und der andere Consul begaben sich mit einer geringen Bedeckung dahin, um sie zu besichtigen; allein sie fielen in den Hinterhalt, der im Walde steckte, und Marcellus verlor nebst vielen andern das Leben. Hannibal war gleich bereit, sich diesen Zufall zu Nutzen zu machen. Da er nunmehro den Ring des Marcellus besaß, so schickte er ein im Nahmen desselben aufgesetztes Schreiben nach Salapia, in welchem er den Einwohnern melden ließ, er würde in der folgenden Nacht zu ihnen kommen; daher sollte die Besazung in Bereitschaft stehen. Allein Crispinus hatte bereits die umliegenden Städte gewarnet, sich durch das Siegel des Marcellus, welches in der Feinde Gewalt wäre, nicht betrügen zu lassen. Man zog also zwar zu Salapia, als Hannibal mit seinem Heere erschien, und einige hundert Römische Ueberläufer voranschickte, um die Ankunft des Consuls desto glaublicher zu machen, das Fall-Gatter vor dem Thore etwas in die Höhe, und ließ sie zu demselben hineinziehen; plözlich aber ließ man dasselbe wieder herunter fallen, griff die Ueberläufer an, und wehrte die Feinde von den Mauern mit allem Eifer ab. Auf diese Art wurde Hannibal durch seine eigene Künste gefangen; er wandte sich aber sogleich nach Locri, und nöthigte die Römer, die Belagerung dieser Stadt eiligst aufzuheben.

Sein Bruder Hasdrubal hatte schon seit zween Jahren von Cathago den Befehl bekommen, ihm aus Spanien zu Hülfe zu ziehen. Er verlor zwar in einem Treffen mit dem Publius Cornelius

Scipio

Scipio beynahe zwanzig tausend Mann; allein er verstärckte sich bald wieder durch neugeworbene Spanier, ließ einen andern Hasdrubal mit einem Heere in diesem Lande zurück, und richtete im folgenden Jahre seinen Zug gegen die Alpen. Es war das zwölfte Jahr dieses Krieges, und schien den Römern eines der gefährlichsten zu werden. Kaum konnten sie sich vor dem Hannibal in Sicherheit sezen; jezt aber mußten sie befürchten, daß Hasdrubal, ein fast eben so berühmter Feldherr, der von dem andern Ende Italiens einbrechen wollte, ihnen die Last des Krieges doppelt schwer machen, und außerdem die Völcker jener Gegenden von neuem wider sie aufbringen möchte. Die beyden lezten Consuls hatten, ihrem Bedüncken nach, durch eine zu hizige Begierde, sich mit dem Feinde in eine Schlacht einzulassen, sich selbst, und beynahe auch ihr Heer, ins Unglück gestürzt. Sie wählten daher an die Stelle derselben den C. Claudius Nero, welcher dem Hannibal entgegengesezt wurde: und weil er ebenfalls für diesen Feind zu heftig war, gab man ihm den M. Livius an die Seite. Das wichtigste und nothwendigste, wofür sie zu sorgen hatten, war, die Vereinigung der beyden Brüder zu verhindern.

Wenn es erlaubt ist, Anstalten zu tadeln, von denen uns so viele Umstände und Bewegungsgründe unbekannt seyn mögen, so scheinen die Carthaginenser den längsten und ungewissesten Weg gewählet zu haben, dem Hannibal durch seinen Bruder Hülfe zu schicken. Eine ihrer Flotten, deren sie so mächtige aufstellen konnten, hätte das ganze Heer des Hasdrubal an der Spanischen oder Gallischen Küste einschiffen, und nahe an der Gegend, wo sich Hannibal befand, ans Land sezen können. Allein da Hasdrubal aus Spanien bis gegen das unterste Italien

zu

zu Lande, fortziehen mußte, blieb es doch immer zweifelhaft, ob er zu seinem Bruder würde stoßen können. Man könnte nur dieses darauf antworten, daß die Ausrüstung einer solchen Flotte nicht weniger Zeit als Geld erfordert hätte, und daß Hasdrubal hoffen konnte, welches auch würcklich erfolgt ist, daß sein Durchzug bey den Galliern ihm viele tausend frische Soldaten verschaffen werde. Hannibal selbst, der sich an seinen Zug in eben denselben Gegenden erinnerte, erwartete ihn eben nicht zeitig, und brach daher später aus seiner Winterruhe auf. Allein Hasdrubal fand den Uebergang über die Alpen leichter als er erwartet hatte, weil die Einwohner derselben schon daran gewohnt waren, die Carthaginenser nicht als ihre, sondern als Feinde der Römer zu betrachten. Unterdessen wurde die dadurch erregte Hoffnung seines Bruders wiederum etwas vermindert, da er hörte, daß Hasdrubal Placentia zu erobern versuchte, welches er selbst als Sieger vergebens angegriffen hatte. Hannibal hatte auch an Statt des Marcellus an dem Nero einen Feldherrn vor sich, der diesem sehr glücklich nachahmte, ja ihm durch seine eigenen Kunstgriffe schadete. Er brachte sein Heer, noch ehe es in Schlachtordnung gestellt war, in Verwirrung, und nöthigte es durch einige Kriegsvölcker, die er demselben in den Rücken fallen ließ, zur Flucht. Hannibal nahm die neue Schlacht, welche ihm angeboten wurde, nicht an; er zog sich immer zurück; aber Nero ließ ihn niemals aus den Augen. Sie standen bey Canusium, als sich die entscheidende Gelegenheit für beyde näherte.

Schon war Hasdrubal weit über Placentia vorgerückt, und schickte Briefe an seinen Bruder

mit der Nachricht, daß er gesonnen sey, ihm in Umbrien entgegen zu kommen. Allein seine Boten geriethen in die Hände der Römer. Nero, dem die Briefe eingehändigt wurden, urtheilte gleich, die gegenwärtige Verfassung der Römer erlaube es nicht, bey den ordentlichen Gesezen zu bleiben, nach welchen jeder Feldherr den ihm angewiesenen Feind bestreiten mußte, und sich nicht aus seiner Provinz wegbegeben durfte. Er entschloß sich also, seinen Amtsgenossen, der bey Sena Gallica, jezt Sinigaglia, den Hasdrubal beobachtete, zu verstärcken, und diesen mit ihm gemeinschaftlich anzugreiffen. Zu diesem Ende suchte er sechs tausend Mann Fußvolck und tausend Reiter, beyde die besten, unter seinem Heere aus, ließ dieses unter den Befehlen seines Legaten, oder Unterfeldherrn, und zog mit jenen bey der Nacht, in der größten Geschwindigkeit zum Livius. Gegen den Hannibal hieß dieses ungemein viel gewagt. Wenn er die Abwesenheit des Consuls und die Verminderung des Heers erfuhr, (und wie leicht konnte ihm ein Ueberläufer oder Kundschafter davon Nachricht geben,) so war zu befürchten, daß er die Römer unter diesen günstigen Umständen sogleich angreiffen, und sie allem Ansehen nach überwinden würde. Allein das Glück des Nero war so groß als seine Verwegenheit. Hannibal bekam von seiner Unternehmung nicht eher Nachricht, als bis er nach vierzehn Tagen zurück gekommen war, und unterdessen, mit dem Livius vereinigt, das ganze Heer des Hasdrubal zu Grunde gerichtet, und ihn selbst hatte umkommen sehen. Um das Schrecken zu vermehren, das dieses Unglück dem Hannibal verursachen mußte, begieng Nero die Grausamkeit, den Kopf seines Bruders vor sein Lager werfen zu lassen: eine unnöthige Grausamkeit: denn

denn er ließ zugleich ein paar Gefangene zu ihm hinüber gehen, welche ihm alle Umstände der Niederlage des Hasdrubal erzählten.

Damals erkannte Hannibal, daß sein Vaterland alle große Hoffnungen, zu welchen er dasselbe in Italien gebracht hatte, aufgeben müsse. Wenn man sich in die traurige Stellung, in welcher er sich zu dieser Zeit befand, versezen, und was er in derselben gedacht haben mag, durch die Erfindung der Dichtkunst verschönert dencken will, so muß man eine der vortrefflichsten Oden des Horaz, die vierte im vierten Buche, lesen. Er zog darauf alle seine Kriegsvölcker zusammen, weil er sich nicht mehr weit ausbreiten durfte, nahm alle Einwohner von Metapontum, auch viele aus Lucanien mit sich, und begab sich in den untersten Winckel von Italien, in das Gebiete der Bruttier. Daselbst hielt er sich im ganzen folgenden Jahre stille. Die Römer zweifelten zwar nunmehro nicht weiter, daß sie bald von ihm würden befreyet werden; sie wußten, wie sehr er entkräftet sey; gleichwohl ließen sie ihn ruhig stehen: so fürchterlich war er allein, da er die Hülfe auf allen Seiten verlor. Man bewunderte ihn würcklich im Unglücke noch mehr als im Glücke; damals insonderheit, da er in einen kleinen Strich Landes eingeschränckt, aus welchem er sein Heer nicht unterhalten konnte, und überhaupt in so verzweifelten Umständen, dasselbe doch getreu erhielt. Scipio vertrieb um eben dieselbe Zeit die Carthaginenser gänzlich aus Spanien, welches Land ihnen bisher einen unerschöpflichen Zufluß von neuen Soldaten verschaft hatte.

Allein Hannibal bekam doch eben daher noch einen geringen Anschein zur Wiederherstellung seines

 Glücks.

Glücks. Sein Bruder Mago, einer von den Feldherren, welche den Römern in Spanien hatten weichen müssen, seegelte auf Befehl des Raths zu Carthago, mit einigen Kriegsvölckern nach Italien, stieg zu Genua, welches ohne Besazung war, ans Land, und brachte unter den Galliern und Liguriern ein starckes Heer zusammen, mit welchem er zum Hannibal zu stoßen gedachte. Man schickte ihm auch aus Africa Geld und Soldaten zu. Aber er wurde ebenfals geschlagen, und der Zustand seines Vaterlandes verschlimmerte sich bald so sehr, daß es selbst den Beystand des Hannibal benöthiget war. Scipio war kaum Consul geworden, so machte er sich fertig, den Krieg nach der Art des Hannibal, das ist, in dem feindlichen Lande selbst, zu führen, um diesen dadurch zu nöthigen, daß er Italien verließe. Dieser Entwurf war groß und unerwartet; er versprach aber auch einen glücklichen Erfolg: denn es war leichter, die Carthaginenser in Africa zu bekriegen, wo sie sich meistentheils auf die besoldeten africanischen Hülfsvölcker verlassen mußten, und jeden Verlust sehr empfindlich fühlten, als den Hannibal dergestalt zu schwächen, daß er nicht mehr in Italien bleiben könnte. Er würde sich daselbst, wenn dieses Mittel nicht gebraucht, und er von Carthago aus genugsam unterstüzt worden wäre, noch viele Jahre erhalten haben. Die erste Unternehmung des Scipio gegen ihn, ob sich gleich dieser in Sicilien befand, war die Einnahme von Locri durch ein Verständniß mit einigen Einwohnern. Hannibal eilte die Stadt noch zu retten; allein er wurde dabey verwundet, und der Consul war eben so geschwind zugegen, um sie zu behaupten. Dieser sezte bald darauf nach Africa über. Seine häuffige und wichtige Siege nöthigten endlich die Carthaginenser, den

Hanni-

Hannibal, ihre einzige übrige Hülfe, aus Italien zu rufen: und damit er noch zeitig genug sich bey ihnen einfinden könnte, (denn Scipio stand bereits in der Nähe Carthago, und sie hatten ihm kein Heer entgegen zu sezen,) traten sie mit den Römern in verstellte Friedens-Unterhandlungen.

Als Hannibal den Befehl hörte, nach Africa zurück zu kehren, knirschte er mit den Zähnen, seufzete, und konnte sich kaum der Thränen enthalten. „Jezt, sagte er, rufen mich eben diejenigen Leute offenbar zurück, die solches schon lange dadurch auf eine versteckte Art gethan hatten, daß sie mir keine „Ergänzung des Heeres und kein Geld zukommen liessen. Es ist also nicht das so oft geschlagene Römische Volck, das den Hannibal überwunden hat, „sondern der Neid und die Mißgunst des Rathes „von Carthago: und diese meine schimpfliche Zurückkunft wird nicht sowohl dem Scipio Gelegenheit zur Freude und zum Stolz geben, als vielmehr „dem Hanno, der unsere Familie nicht anders, als „mit dem Umsturz von Carthago selbst, unterdrücken konnte.„ Er verließ Italien so traurig, als irgend jemand aus seinem Vaterlande gehen mag, der aus demselben verwiesen wird. Er sahe noch oft auf die Küsten des Landes zurück, beklagte sich über Götter und Menschen, und verwünschte sich selbst, daß er seine von dem Siege bey Cannä noch blutigen Soldaten nicht sogleich nach Rom geführet hätte. Scipio habe sich unterstanden vor Carthago zu gehen, da er ihn doch in Italien nicht gesehen habe: und er, welcher huntert tausend Römische Soldaten beym Trasymenischen See und bey Cannä erschlagen, habe seine Zeit bey Casilinum, Cumä und Nola verdorben. Unter diesen Klagen zog er aus Italien ab,

worinne er sich bis ins sechszehnte Jahr erhalten hatte. Die Carthaginensischen Gesandten, welche unterdessen des Friedens wegen nach Rom gekommen waren, warfen die ganze Schuld dieses Krieges auf den Hannibal, der ihn für sich, ohne öffentliche Einwilligung, unternommen hätte; gaben vor, ihr Staat halte sich noch immer an die alten Bündnisse mit Rom, und verlangten, daß nur diese bestätigt werden möchten. Allein sie führten diese Sprache nur, bis Hannibal in Africa angelangt war.

Man drang sogleich in ihn, daß er die Feinde angreiffen sollte. Er rückte daher bis Zama vor, und schickte Kundschafter aus, welche das Römische Lager ausforschen sollten; allein sie wurden entdeckt. An Statt daß sie Scipio nach den Gesezen des Krieges bestraft hätte, befohl er vielmehr, sie im Lager herum zu führen, damit sie dasselbe nach ihrer Bequemlichkeit in Augenschein nehmen könnten, und ließ sie darauf zum Hannibal zurück begleiten. Dieser merckte wohl, daß ein solches Betragen von einem ausnehmenden Vertrauen herrühre, welches ihm keine gute Vorbedeutung zu geben schien. Außerdem rührte ihn die Großmuth des Scipio so sehr, daß er ein Verlangen trug, sich mit ihm des Friedens wegen zu unterreden. Er hoffte, daß dergleichen Vorschläge weit mehr Eingang finden würden, so lange er noch ein unüberwundenes Heer unter seinen Befehlen hätte: und dieses Heer war zugleich das einzige, das den Carthaginensern übergeblieben war. Scipio ließ sich seinen Antrag gefallen: sie rückten näher gegen einander, kamen an einem freyen Orte zwischen beyden Lagern, unter einer kleinen Bedeckung, zusammen, und fiengen darauf beyde allein, nur mit zween Dollmetschern versehen, ihr Gespräch an.

Hannibal und Scipio, die größten Feldherren ihrer und aller vorhergehenden Zeiten, blieben einige Augenblicke, voll von gegenseitiger Bewunderung, neben einander stehen. Endlich sagte Hannibal: „Da es „einmal das Schicksal beschlossen hat, daß ich, der ich zu„erst das Römische Volck bekriegt, und den Sieg so „oft in den Händen gehabt habe, auch von selbst kom„men sollte, um Frieden zu bitten: so freue ich mich, „daß du mir vornehmlich bestimmt gewesen bist, von „dem ich denselben bitten sollte. Unter vielen Din„gen, welche dir zum Ruhm gereichen, ist dieses kei„neswegs das Geringste, daß dir Hannibal gewi„chen ist, dem die Götter so viele Siege über die „Römischen Feldherren verliehen haben, und daß du „diesem Kriege, der mehr durch Eure als unsere „Niederlagen berühmt geworden ist, ein En„de machst. Auch hierinne spielt das Glück mit mir, „daß ich, nachdem ich unter dem Consulate deines „Vaters die Waffen ergriffen, und er der erste Rö„mische Feldherr gewesen ist, mit welchem ich gefoch„ten habe, jezt zu seinem Sohne unbewaffnet komme, „und um den Frieden anhalte. Hätten doch die Göt„ter unsern beyderseitigen Vorfahren die Gesinnung „gegeben, daß ihr Euch an der Herrschaft über Ita„lien, und wir uns an dem Besize von Africa be„gnügt hätten! Denn gewiß Ihr selbst seyd durch die „Eroberung von Sicilien und Sardinien vor so vie„le verlorne Flotten, Kriegsheere und Feldherren „nicht sonderlich Schadloß gehalten worden. Doch „das Vergangene läßt sich leichter tadeln als bessern. „Wir haben dergestalt nach fremden Besizungen ge„strebt, daß wir endlich für unsere eigenen haben „streiten müssen; daß nicht nur Ihr in Italien, und „wir in Africa Krieg zu führen haben, sondern daß „Ihr auch oft beynahe an Euren Thoren und Mau-

 ern

„ern die feindlichen Fahnen und Waffen gesehen habt,
„wir aber jezt von Carthago aus das Getümmel von
„einem Römischen Lager hören können. Es geschieht
„also jezt, wovor wir stets den größten Abscheu hat-
„ten, und was Ihr hingegen am meisten gewünschet
„habt, nemlich, daß vom Frieden gehandelt wird,
„da Ihr glücklich seyd: und wir handeln davon, de-
„nen am meisten daran gelegen ist, daß der Friede
„geschlossen werde, deren Vergleich unsere Staaten
„auch bestätigen werden. Es ist nur nöthig, daß wir
„ein friedliebendes Gemüth zu dieser Unterhandlung
„bringen. Was mich anlangt, so hat mir sowohl
„das Alter, (denn ich komme als ein bejahrter Mann
„in mein Vaterland zurück, welches ich als Knabe
„verlassen hatte,) als die Abwechselung von Glück
„und Unglück einen solchen Unterricht gegeben, daß
„ich lieber der Vernunft als dem Glücke folgen will.
„Allein vor deiner Jugend und beständigen Glücksee-
„ligkeit, welche beyde troziger machen, als man bey
„Friedens-Vorschlägen seyn muß, vor diesen fürchte
„ich mich. Wen das Glück niemals betrogen hat,
„der bedenckt nicht leicht, wie ungewiß es sey. Was
„ich beym Trasymenischen See und bey Cannä war,
„das bist du heute. Du erhieltest die Befehlshaber-
„Stelle, da du noch kaum das gehörige Alter er-
„reicht hattest: und bey allen deinen kühnen Unter-
„nehmungen hat dich das Glück nie hintergangen.
„Indem du den Todt deines Vaters und Vetters
„rächtest, hast du durch das Unglück deiner Familie
„einen vortrefflichen Ruhm der Tapferkeit und kind-
„lichen Liebe erworben; du hast Spanien, das für
„Euch beynahe verloren war, wieder erobert, und
„vier Carrthaginensische Heere daraus vertrieben.
„Nachdem man dich zum Consul gewählt hatte, bist
„du, da die übrigen Feldherren kaum Muth genug
„besaßen

„besaßen Italien zu beschützen, nach Africa herüber-
„gegangen: hier hast du zween Kriegsheere niederge-
„hauen, in Einer Nacht zween Lager erobert und an-
„gezündet, den Syphax, einen der mächtigsten Kö-
„nige, gefangen, so viele Städte in seinem und un-
„serm Reiche eingenommen: mich hast du endlich von
„dem sechszehnjährigen Besitze Italiens abgerissen.
„Es kann wohl seyn, daß du begieriger nach Sieg
„als nach Frieden bist. Ich weiß, daß Eure Absich-
„ten mehr auf das Große als auf das Heilsame ge-
„hen: und mir hat ehemals ein gleiches Glück ge-
„schienen. Wenn uns die Götter bey unserm Wohl-
„stande auch eine gute Gesinnung schenckten, so wür-
„den wir nicht allein dasjenige was geschehen ist,
„sondern auch was noch geschehen kann, überlegen.
„Wenn du auch aller andern vergessen wolltest, so kann
„ich dir genug zum Beyspiel auf alle Fälle dienen.
„Eben denjenigen, den du sein Lager zwischen dem
„Anio und Eurer Stadt aufschlagen, ja beynahe die
„Wälle von Rom bestürmen gesehen hast, eben den-
„selben siehst du hier, nachdem er seine zween Brü-
„der, sehr tapfere Männer und vortreffliche Feldher-
„ren, verloren hat, vor den Wällen seiner fast bela-
„gerten Vaterstadt, dasjenige für sie verbitten, wo-
„mit ich Eure Stad erschröckt habe. Je größer das
„Glück ist, desto weniger darf man demselben
„trauen. Da du dich in einem blühenden, und wir
„uns in einem zweydeutigen Zustande, befinden: so ge-
„reicht es dir zur Ehre, wenn du uns den Frieden
„bewilligest; uns aber, die wir denselben verlangen,
„ist er mehr nothwendig als rühmlich. Ein gewis-
„ser Friede ist besser und sicherer, als ein Sieg, den
„man erst hoffet: jener beruht auf dir; dieser aber
„auf dem Willen der Götter. Wage nicht das Glück
„so vieler Jahre in die Gefahr einer einzigen

„Stunde. Stelle dir nicht allein deine Kräfte, son-
„dern auch die Stärcke des Glücks, auf das sich
„beyde Theile im Kriege verlassen können, vor. Auf
„beyden Seiten sind Waffen und Menschen: der
„Ausgang ist nirgends ungewisser als im Kriege.
„Wenn du die Schlacht gewinnest, so wirst du nicht
„so vielen neuen Ruhm erwerben, als du durch Be-
„willigung des Friedens schon haben kannst: desto
„mehr aber wirst du davon verlieren, wenn dir ein
„Unglück begegnet. Das Glück Einer Stunde kann
„zugleich die erworbene und auch die gehoffte Ehre
„zerstören. Willst du den Frieden schließen,
„o Scipio, so hast du alles in deiner Gewalt; im
„andern Fall aber mußt du dasjenige Schicksal an-
„nehmen, das dir die Götter zutheilen dürften.
„In eben diesem Lande wäre ehemals Regulus ein
„seltnes Beyspiel von Glück und tugendhafter Mäs-
„sigung gewesen, wenn er als Sieger unsern Vor-
„fahren den Frieden, um welchen sie ihn baten, zuge-
„standen hätte. Allein da er sich in seine Glücksee-
„ligkeit nicht zu schicken wußte, und sein aufschwellen-
„des Wohlergehen nicht in Schrancken hielt: so fiel
„er desto schimpflicher, je höher er gestiegen war.
„Es gehört zwar für denjenigen, der den Frieden
„bewilliget, nicht für denjenigen, welcher ihn ver-
„langt, die Bedingungen desselben anzugeben; viel-
„leicht aber sind wir nicht unwürdig, uns selbst eine
„Strafe aufzulegen. Wir sezen uns nicht dawider,
„daß alle Länder, wegen welcher wir den Krieg ange-
„fangen haben, euch zugehören mögen: Sicilien,
„Sardinien, Spanien, auch alle Inseln, welche
„zwischen Africa und Italien liegen. Wir Cartha-
„ginenser mögen immerhin, in den Küsten von Afri-
„ca eingeschlossen, Euch, weil es den Göttern so ge-
„fällt, auch auswärtige Reiche zu Wasser und zu
„Lande

„Lande beherrschen sehen. Ich will nicht in Abrede „seyn, daß Euch unsere Treue verdächtig seyn könne, „weil wir neulich den Frieden nicht aufrichtig genug „begehret oder erwartet haben. Es trägt auch viel „zur Empfelung der Treue, mit welcher man den „Frieden beobachten will, bey, durch was vor Per- „sonen man denselben verlange. Und, wie ich höre, „haben die Oberhäupter Eures Staats auch gewis- „sermaßen deswegen den Frieden abgeschlagen, weil „unsere Gesandschaft nicht ansehnlich genug war. „Jezt aber bin ich es, Hannibal, der den Frieden „verlangt. Ich würde ihn nicht verlangen, wenn „ich ihn nicht vor nüzlich hielte; aber eben wegen „dieses Nuzens, um dessen willen ich ihn verlange, „werde ich denselben auch beschüzen. Und so wie „ich, bis mich die Götter selbst verhinderten, davor „gesorgt habe, daß, weil ich diesen Krieg angefangen, „derselbe niemand gereuen möchte: so werde ich „mich auch bemühen, daß niemanden der Friede ge- „reue, den ich zu Stande bringe."

Ich habe diese vortreffliche Anrede des Hannibal ganz aus dem Livius übersezt; den Grund dersel- ben hat uns auch Polybius aufbehalten, und sie lei- det daher desto weniger Zweifel. Man wird in der- selben Gesinnungen finden, die einem Feldherrn am Abende einer gewonnenen Schlacht, einem Fürsten am Ende eines unglücklichen Krieges, einem Staats- manne, der in Begriff ist, den Frieden zu schließen, einem Weisen endlich, der kühn genug ist, sie alle zu beurtheilen, zur Ehre gereichen würden. In dem Antrage des Hannibal selbst, und in der Antwort des Scipio, liegt mehr wahre Hoheit, eine edlere Würde, als in dem Gepränge eines Friedens-Con- gresses der neuern Zeiten. Scipio antwortete auf

alles kurz und anständig, doch nicht ohne einige Merckmale des Römischen Stolzes. Er bezeigte sich willig, die Unterhandlung fortzusezen, wenn zu den ersten Bedingungen des Friedens noch einige andere gesezt würden, durch welche die Carthaginenser vor den gebrochenen Stillstand eine Genugthuung leisten sollten. Sie weigerten sich solches zu thun: daher mußte der Ausschlag zum leztenmale durch eine Schlacht gegeben werden, deren Verlust einem jeden Theile, den er betraf, den Frieden abzwingen konnte.

Diese entscheidende Schlacht fiel bey Zama, fünf Tagereisen von Carthago, vor. Er munterte seine Soldaten, die aus so verschiedenen Völckern vermischt waren, auch durch mancherley Vorstellungen auf: die Gallier durch ihren alten Haß gegen die Römer, die Ligurier durch die Begierde nach den fruchtbaren Feldern Italiens, welche sie mit ihren Gebürgen vertauschen könnten; die Numidier durch die Furcht vor der Herrschaft des Masinissa, der sich mit den Römern verbunden hatte; und die Carthaginenser durch die Gefahr ihres Vaterlandes. Seine Schlachtordnung legte er, selbst nach dem Geständnisse des Scipio, unverbesserlich an. Er stellte seine achtzig Elephanten, (so viele hatte er noch in keiner Schlacht gehabt,) an die Spitze des Heeres, damit ihr Anfall die Feinde in Unordnung bringen möchte. Die erste Reihe gab er den Gallischen und andern Hülfsvölckern, deren Treue er wenig versichert war: auf diese Art konnten sie die Flucht nicht ergreiffen, standen die erste Hitze der Feinde aus, und machten wenigstens die Waffen derselben stumpfer. Das zweyte Treffen füllte er vornehmlich mit den Carthaginensern und Africanern, auf welche er seine meiste Hoffnung sezte: sie sollten mit frischen Kräften

Kräften die ermüdeten und verwundeten Feinde empfangen. Einem großen Hauffen Italiäner, welche ihm mehr gezwungen als aus Neigung gefolgt waren, gab er in einiger Entfernung eine Stelle im Hintertreffen, weil er nicht gewiß war, ob er sie als Bundsgenossen, oder als Feinde betrachten sollte. Aber alle diese Anstalten waren nicht vermögend ihm den Sieg zu verschaffen. Das Schlachtgeschrey und die kriegerische Musik der Römer brachte die Elephanten dergestalt in Bestürzung, daß sie sich größtentheils gegen ihr Heer selbst umwandten, die Reiterey desselben zerstreueten, und dadurch die Niederlage der Hülfsvölcker erleichterten, welche, da sie sich in das zweyte Treffen zurückziehen wollten, und darinne nicht aufgenommen wurden, mit diesem selbst ins Handgemenge geriethen. Hier stießen zwar die Römer erst auf ihre rechten Feinde; allein ihre überlegene Anzahl und ihr nunmehro gestärckter Muth machte sie bald zu Ueberwindern; ihre Reiterey aber, welche die feindliche verfolgt hatte, fiel endlich auch dem Fußvolcke in den Rücken. Die Römer hatten auch selbst einige von den Elephanten auf ihr Heer zurückgetrieben, und nächstdem war ihnen die Reiterey des Masinissa gleich Anfangs noch dienlicher als ihre eigene gewesen. Hannibal flüchtete sich, nachdem er während der Schlacht noch vieles versucht hatte, den Sieg auf seine Seite zu ziehen, mit wenigen Reitern, und kam nach einer Abwesenheit von sechs und dreyßig Jahren, wieder nach Carthago. Er gestand daselbst, daß er weiter für den Staat keine Hülfe wisse, als den Frieden.

Die Römer bewilligten denselben unter ziemlich harten Bedingungen. Als man diese zu Carthago hörte, stand Gisgo, einer der Vornehmsten der Stadt,

Stadt, in der Versammlung des Volcks auf, und widerrieth den Frieden. Hannibal, den es verdroß, daß eine solche Rede zu einer so ungelegenen Zeit gehalten und angehört wurde, riß den Gisgo von dem Rednerstuhle herab. Diese gewaltthätige Handlung in einem freyen Staate mißfiel dem Volcke; aber Hannibal, ob er gleich über die Bewegung desselben unruhig wurde, entschuldigte sich damit, daß er zwar die Kriegskunst zu verstehen glaube, allein die Geseze, Rechte und Sitten der Stadt, die er schon als Knabe verlassen, noch erst lernen müsse. Er zeigte darauf, wie nothwendig dem Staate der Frieden, und wie wenig der von den Römern angebotene unbillig sey; wie weit grösseres Unglück ein jeder befürchtet habe, wenn die Schlacht verloren würde. Ich schätze diese Liebe zum Frieden an einem so großen Krieger ungemein hoch. Man dencke nicht dabey, er fand ihn unentbehrlich, und mußte ihn also empfelen. Wenn Hannibal die äußersten Kräfte seines Vaterlandes hätte aufbieten wollen, wenn er es auf die langwierige Belagerung von Carthago, auf ihre ansehnliche Flotte, und auf die Hoffnung auswärtiger Bündnisse hätte ankommen lassen, so würde er den Krieg noch eine Zeitlang haben fortsezen können. Es sind Feldherren genug aus der Geschichte bekannt, welche, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären, den Krieg möglichst würden verlängert haben, um ihrer Ehre, ihrem Ansehen und Vortheil dadurch zu dienen, und welche ohngefähr wie der Marschall von Biron gedacht haben, der seinem Sohne, als er sich zu einer Unternehmung anbot, die dem Kriege ein Ende machen konnte, den Verweis gab: „Du einfältiger Mensch, du hast „gewiß Lust, auf unser Landgut zurück zu kehren, „und daselbst Kohl zu pflanzen„!

Als

Als man zu Carthago den ersten Beytrag zu dem Jahrgelde sammlete, welches man den Römern durch den Frieden versprochen hatte, fiel es ungemein schwer, dasselbe zusammen zu bringen. Der Rath war darüber bis zum Weinen traurig. Hannibal allein lachte bey dieser Gelegenheit, und da ihn Hasdrubal Hädus deswegen zur Rede sezte, daß er der öffentlichen Betrübniß spottete, da er doch selbst an derselben Schuld wäre, so beschämte er denselben durch folgende Erklärung: „Wenn „man eben sowohl auf das Gemüthe blicken könnte, „als das Gesicht in die Augen fällt, so würdet ihr „leicht erkennen, daß dieses Lachen, welches ihr schelttet, nicht aus Freude, sondern aus einem Herzen „entspringe, das über der Empfindung unserer Uebel „beynahe unsinnig geworden ist. Und es ist gewiß „nicht so unzeitig, als eure ungereimten und unschick„lichen Thränen. Damals hättet ihr weinen sollen, „da man uns die Waffen nahm, unsere Schiffe an„zündete, uns verbot mit auswärtigen Völckern ei„nen Krieg zu führen. Denn durch diese Wunden „sind wir zu Grunde gerichtet worden. Glaubt auch „nicht, daß die Römer bloß vor euren Haß gegen „euch selbst gesorgt haben. Kein großer Staat kann „lange ruhig bleiben: hat er auswärts keinen Feind, „so findet er ihn bey sich selbst: so wie ausnehmend „starcke Cörper vor äußerlichen Zufällen sicher zu „seyn scheinen, sich aber durch ihre eigenen Kräfte „zur Last fallen. Wir fühlen nemlich nur so viel „von dem öffentlichen Unglücke, als die besondern „Angelegenheiten eines jeden betrifft: und nichts „greift uns darunter schärfer an, als der Verlust „des Geldes. Daher kam es, daß niemand unter „euch seufzete, da man das überwundene Carthago „beraubte, da ihr es unbewaffnet und entblößt un-

„ter

„ter so vielen bewaffneten Africanischen Völckern ver„lassen sahet: jezt aber, da die Schatzung aus eines „jeden Vermögen gesammlet werden soll, vergießt „ihr Thränen, wie bey einer öffentlichen Noth. Wie „sehr befürchte ich, ihr möchtet nächstens empfinden, „daß ihr heute das geringste eurer Uebel beweinet habt„!

Nach diesem Ende des zweyten Punischen Kriegs, blieb Hannibal die vornehmste Person in dem Staate der Carthaginenser. Sie gaben ihm auch bald darauf die Anführung eines Heeres wider einige Africanische Völcker; allein da die Römer ihr Mißfallen darüber bezeigten, daß ihr bitterster Feind noch immer zu Kriegen gebraucht würde, so riefen sie ihn zurück. Er wurde hierauf oberster Stadtrichter zu Carthago, und zog sich in diesem Amte die Feindschaft des mächtigsten Ordens daselbst, der Richter, auf den Hals. Sie bekleideten damals ihre Würde auf Lebenslang: dadurch hatten sie sich eine ungeheure Gewalt über ihre Mitbürger erworben; wer einen von ihnen beleidigte, wurde von allen übrigen verfolgt. Hannibal ließ den Schatzmeister zu sich rufen; dieser aber, welcher zu der Gegen-Parthey gehörte, und bereits Hoffnung hatte unter die Richter aufgenommen zu werden, fragte nichts nach diesem Befehle. Hannibal ließ ihn daher beym Kopfe nehmen, und in die Versammlung des Volcks bringen. In derselben verklagte er nicht sowohl ihn als die Richter, vor deren Herrschsucht und Uebermuth weiter keine Geseze noch Obrigkeiten etwas galten. Da er merckte, daß man ihm mit Beyfall zuhörte, brachte er es so weit, daß sogleich ein Gesez gegeben würde, es sollten jährlich neue Richter gewählet werden. Er beleidigte die Reichen und Großen noch auf eine andere Art zum Besten des Vaterlandes. Da er

sahe,

sahe, daß die öffentlichen Zölle theils vernachläßigt, theils von einigen Vornehmen beraubt wurden, und gleichwohl zu der jährlichen Schatzung an die Römer kein Geld vorhanden war, sondern von den Bürgern eingetrieben werden sollte: so untersuchte er genauer, worauf die Einnahmen des Staats verwendet würden, und behauptete nicht nur, daß von denselben allein die Schatzung bezahlt werden könnte, sondern leistete solches auch würcklich. Die Vornehmen, denen er dadurch das gemeine Gut aus den Händen riß, verbanden sich mit seinen übrigen Feinden, und gaben ihm in den Briefen, welche sie nach Rom schrieben, Schuld, daß er mit dem Feinde der Römer, dem Könige Antiochus von Syrien, heimliche Unterhandlungen pflege. Sie sezten hinzu, er werde so wenig zahm als gewisse wilde Thiere; sein Gemüth bleibe immer gleich unversöhnlich; die Ruhe des Staats sey ihm unerträglich, und er dürste nach Kriegen.

Diese Beschuldigungen fanden zu Rom Eingang: man hielt sie den bekannten Neigungen des Hannibal gemäß. Unterdessen sezte sich doch sein großmüthiger Ueberwinder, der Africanische Scipio lange dagegen, daß das Römische Volck, seiner Würde eingedenck, nicht auf die Seite der Privat-Feinde des Hannibal zu Carthago treten, nicht denjenigen als Ankläger verfolgen möchte, den es bereits im Kriege besiegt hätte. Allein seine Feinde drangen endlich durch: es wurden Römische Gesandte nach Carthago geschickt, welche sich über ihn beschweren sollten. Da er sich in dieser Gefahr befand, gieng er des Abends verkleidet mit ein paar Gefährten, die nichts von seinem Anschlage wußten, zur Stadt hinaus, erreichte auf bereits bestellten Pferden die See-

küste, und kam auf einem Schiffe, das seiner wartete, glücklich nach Tyrus. In dieser Stadt, aus welcher Carthago entsprungen war, empfieng man ihn mit den größten Ehrenbezeigungen; er reisete aber bald zum Antiochus nach Ephesus: und seine Gegenwart machte, daß dieser Fürst, welcher noch unschlüßig war, ob er die Römer bekriegen sollte, nunmehro den festen Vorsaz dazu faßte. Hannibal blieb beständig bey dem Rathe stehen, der König müsse diesen Krieg in Italien selbst führen. „Italien, sag„te er, verschafft einem ausländischen Feinde Un„terhalt und Soldaten genug. Wenn man aber un„ter den dasigen Völckern keine Bewegung stiftet, „und den Römern verstattet, den Krieg mit Italiens „Kräften und Vorrathe außerhalb diesem Lande zu „führen: so ist ihnen kein Fürst und kein Volck ge„wachsen.„ Er verlangte für sich hundert bedeckte Schiffe, zehn tausend Mann Fußvolck, und tausend Reiter. Mit diesen wollte er zuerst nach Africa seegeln, in dem gewissen Vertrauen, daß er die Carthaginenser bewegen werde, die Waffen zu ergreiffen. Sollten sie aber zu lange zaudern, so wollte er den Römern in irgend einem Theile von Italien Krieg erregen. Der König müßte mit seinen übrigen Kriegsvölckern nach Europa übersezen, und in einer Gegend von Griechenland stehen bleiben, wo er sich das Ansehen geben müßte, als wenn er ebenfalls nach Italien überschiffen wollte. Hannibal sandte zuvörderst, um diesen Plan, der dem Könige gefiel, auszuführen, einen Vertrauten nach Carthago, welcher die Gemüther seiner Landsleute vorzubereiten sollte. Allein man erfuhr seine Bewerbung; er konnte sich kaum zeitig genug retten, und die Carthaginenser meldeten dieses nach Rom.

Die

Die Gesandten, welche die Römer bald darauf an den Antiochus schickten, hatten den Hannibal nicht weniger zu ihrem Augenmercke: denn sie wußten, wie vortreflich sich der König desselben gegen sie bedienen könnte. Einer unter ihnen, Villius, hielt öftere Gespräche mit ihm, und suchte ihn zu überreden, daß er von den Römern nichts zu besorgen habe: zugleich machte er ihn dadurch, wenn auch solches seine Absicht nicht war, beym Antiochus verdächtig. Der Africanische Scipio war gleichfals mit in dieser Gesandtschaft. In einer Unterredung mit dem Hannibal fragte er denselben, wen er vor den größten Feldherrn hielte. Dieser nannte zuerst Alexander den Großen, weil er mit einem kleinen Haufen unzählbare Heere in die Flucht geschlagen hätte, und in die äußersten Enden der Welt gedrungen wäre, welche zu sehen die Menschen sonst nicht hoffen dürften. Scipio fragte weiter, wem er die zweyte Stelle einräume? Dem Pyrrhus, antwortete Hannibal: denn dieser habe zuerst ein Lager gehörig aufschlagen gelehret; kein anderer habe seine Stellung so gut genommen, und die Besazungen so geschickt vertheilet: eben dieser habe auch die Kunst, sich bey den Menschen beliebt zu machen, so wohl verstanden, daß die Italiänischen Völcker lieber unter der Regierung dieses auswärtigen Fürsten, als ihrer alten Herren, der Römer, leben wollten. Da der Römische Feldherr fortfuhr zu fragen, welcher, seiner Meinung nach, den dritten Rang verdiene: so nannte er sich ohne Scheu selbst. Hierauf sezte Scipio lächelnd hinzu: Was würdest du aber sagen, wenn du mich überwunden hättest? Alsdenn, antwortete Hannibal, würde ich mich dem Alexander, dem Pyrrhus, und allen andern Feldherren vorziehen. Ein so feines Lob rührte den Scipio. Nach der

Erzählung des Plutarch, gab Hannibal dem Pyrrhus den ersten Platz unter den Feldherren, dem Scipio den zweyten, und sich den dritten. Ich untersuche nicht, welche Antwort seiner würdiger gewesen sey: die ganze Unterredung scheinet mir etwas seltsam und zweifelhaft zu seyn.

Hannibal gewann das Vertrauen des Königs in kurzem wieder. Er versicherte ihm, daß die Feindschaft, welche er den Römern in seiner Kindheit geschworen, unauslöschlich sey; daß man daher stets von ihm die aufrichtigsten Vorschläge zu einem Kriege wider sie erwarten könne. Allein da der König bereits im Begriffe war, ihm die Anführung eines Theils seiner Kriegsvölcker zu geben, widerrieth man ihm solches unter dem Vorwande, es sey gefährlich, einem vertriebenen Ausländer so viele Gewalt in die Hände zu geben; wenn er den Krieg glücklich führte, so werde der Ruhm des Königs dadurch verdunckelt werden; und er sey außerdem immer so herrschsüchtig gewesen, daß man auch jezt Gehorsam und Unterwürfigkeit von ihm nicht erwarten könne. Als Rathgeber und Gefährte könne Hannibal bey diesem Kriege wohl nüzlich seyn, aber nicht als Feldherr. Vorstellungen dieser Art machen stets bey Fürsten, welche, ohne große Fähigkeiten zu besizen, doch auf ihre Ehre und Gewalt eifersüchtig sind, einen Eindruck. Antiochus ließ sich also ebenfalls durch dieselben bewegen, den Hannibal mit andern Augen zu betrachten. Unterdessen nahm er ihn doch nach Griechenland mit, welches der Schauplatz des Kriegs wurde, und fragte ihn, da er sich in einer gewissen Verlegenheit befand, noch einmal um Rath. Hannibal empfol dem Könige aufs neue, die Römer für Italien selbst besorgt zu machen, sie mit einer Flot-

te

te in Unruhe zu halten, und sich um die Freundschaft und den Beystand des Philippus, Königs von Macedonien, der ihnen nur aus Zwang getreu verblieb, zu bewerben. „Wäre man mir gefolgt, sagte er, so „würden jezt die Römer nicht bloß hören, daß einige „Städte in Griechenland von uns erobert werden; „sondern, daß halb Italien sich wider sie rüste, und, „welches sie am meisten erschrecken würde, daß Hannibal in Italien sey. Wenn ich gleich nicht jeden „Krieg zu führen verstehe, so habe ich doch beydes „durch mein Glück und Unglück gelernet, wie man „die Römer bekriegen müsse.„ Man lobte alles was er sagte; allein man that beynahe nichts davon, weil man mit Verdachte und Mißgunst gegen ihn eingenommen war.

Antiochus erfuhr endlich zu späte, wie heilsam der Rath des Hannibal gewesen sey, und wie richtig derselbe in die Zukunft gesehen habe. Die Römer verjagten ihn aus Griechenland; er mußte nach Asien zurückkehren, und daselbst lebte er in der größten Ruhe, als wenn sie es nicht wagen würden, ihn bis dahin zu verfolgen. Seine meisten Hofleute bestärckten ihn in dieser Meinung. Hannibal allein, der jezt bey ihm in großem Ansehen stand, dachte anders. „ Er wunderte sich mehr, sagte er, daß die Römer noch nicht in Asien wären, als daß er zweifelte, ob sie auch hinüber sezen würden. Der Uebergang aus Griechenland in diesen Welttheil sey kürzer als aus Italien nach Griechenland, und an der Ueberwindung des Antiochus sey den Römern mehr gelegen, als an der Bezwingung des griechischen Volcks, der Aetolier, welche seinen Schutz begehrt hatten. Er werde bald zu Wasser und zu Lande mit den Römern fechten müssen: als-

 denn

denn werde er entweder ihnen die Oberherrschaft über die Welt entreißen müssen, oder sein eigenes Reich verlieren.„ Alles, was in dieser Warnung für den Antiochus nachtheilig war, traf würcklich ein. Er wurde in Asien von dem Bruder des Africanischen Scipio in einer Hauptschlacht überwunden, nachdem bereits vorher seine Flotte, von welcher Hannibal einen Theil anführte, in die Flucht war geschlagen worden, weil ihn der andere Theil zu geschwinde verließ, da er hingegen auf seinem Flügel des Sieges schon fast gewiß war. Da der König sich hierauf genöthigt sahe, den Frieden von den Römern zu erbitten, so machten sie es zu einer von den Bedingungen desselben, daß er ihnen den Hannibal ausliefern sollte. Dieser aber entgieng der Gefahr, indem er sich auf die Insel Creta flüchtete.

Hier überlegte er in der Stadt Gortynium, wohin er sich weiter wenden sollte. Allein es war nicht so leicht, aus der Insel herauszukommen, als er in dieselbe war gelassen worden. Die Cretenser hatten erfahren, daß er viel Geld mit sich führe, und waren entschlossen, ihm dasselbe abzunehmen. Es kostete ihm unterdessen nicht viele Mühe, ihre Habsucht zu hintergehen. Er füllte viele Fässer mit Bley an; oben aber belegte er dasselbe mit Gold und Silber. Darauf stellte er die Fässer in Gegenwart der Gortynier in den Tempel der Diana, und bezeigte öffentlich, daß er ihnen sein Vermögen hiemit anvertraue. Dagegen füllte er die ehernen Bildsäulen der Götter, die er mitgebracht hatte, mit seinem Gelde an, und ließ sie mit einer verstellten Sorglosigkeit im Vorhause liegen. Die Gortynier bewachten den Tempel sehr fleißig, damit er nichts von seinem Gelde herausnehmen möchte, er reiste

reiste aber davor mit seinen Bildsäulen ungehindert ab, und kam zum Prusias, Könige von Bithynien, am schwarzen Meere. Auch diesen suchte er gegen die Römer aufzubringen. Es war eben kein sehr mächtiger Fürst; daher suchte Hannibal andere Könige und streitbare Völcker mit ihm zu verbinden. Und da derselbe mit dem Eumenes, Könige von Pergamus, der ihm als ein Bundsgenosse der Römer überlegen war, einen Krieg führte: so ersezte Hannibal dasjenige durch List, was dem Prusias an Macht fehlte. Sie waren im Begriff nächstens eine See-Schlacht zu halten: in dieser wollte er dem Eumenes das Leben nehmen. Er befohl daher den Schiffs-Soldaten, eine Menge giftiger Schlangen lebendig zu fangen, und sie in irdene Gefäße zu werfen, ihren Angriff aber lediglich auf das Schiff des Eumenes zu richten, und gegen die übrigen feindlichen Schiffe sich nur zu vertheidigen: er versprach ihnen zugleich eine große Belohnung, wenn sie diesen Fürsten umbrächten oder gefangen nähmen. Das See-Gefechte sollte schon angehen, als Hannibal, um seinen Soldaten zu zeigen, in welchem Schiffe sich Eumenes befinde, einen Herold in einem Boote an die Feinde abschickte, und mit Vorzeigung eines Briefes vor ihren König gelassen zu werden verlangte. Man brachte ihn sogleich zu demselben, weil man glaubte, daß in dem Briefe Friedensvorschläge enthalten wären; er kehrte aber auch in dem Augenblicke zurück: Eumenes fand nur Spöttereyen in dem Briefe, und Hannibal hatte seine Absicht erreicht. Da es hierauf zur Schlacht kam, wurde das Königliche Haupt-Schiff von den Bithyniern so heftig angefallen, daß der König verloren gewesen seyn würde, wenn er sich nicht an das Ufer unter seine Land-Soldaten hätte retten können.

 Seine

Seine übrigen Schiffe fochten mit desto größerm Nachdrucke, bis die Bithynier anfiengen die irdenen Gefäße in dieselben zu werfen. Die Pergamener lachten erstlich darüber; allein da sie gleich darauf die Schiffe mit Schlangen angefüllt sahen, und nicht wußten, ob sie sich gegen diese oder gegen die Feinde wehren sollten, ergriffen sie die Flucht. Durch ähnliche schlaue Einfälle verschaffte Hannibal dem Prusias auch auf dem Lande mehrmals einen Sieg über den Eumenes.

Endlich verfolgten ihn die Römer bis in diese seine lezte Freystätte. Die Gesandten, welche Prusias nach Rom geschickt hatte, erzählten bey einer gewissen Gelegenheit, daß sich Hannibal in dem Gebiete ihres Herrn aufhalte. Sobald diese Nachricht vor den Rath kam, wurde eine Gesandtschaft an diesen König abgefertiget, welche ihn ersuchen sollte, er möchte den unversöhnlichsten Feind der Römer nicht ferner beschützen, sondern an sie übergeben. Die Geschichtschreiber theilen sich hier: und ich führe die Verschiedenheit ihrer Erzählung nur deswegen an, weil ich wünsche, daß man den Prusias nicht der schändlichsten Undanckbarkeit gegen einen Mann, der sich um ihn so sehr verdient gemacht hatte, beschuldigen dürfte; allein er bleibt doch nach beyderley Berichten tadelnswürdig. Dem Livius scheinet es nicht unglaublich zu seyn, daß dieser König, um sich bey den Römern beliebt zu machen, selbst auf den Anschlag gefallen sey, ihnen den Hannibal in die Hände zu geben, gegen welchen er sich schon vorher unbeständig erwiesen hatte. Folgt man hingegen dem Cornelius Nepos, so getrauete sich zwar der König nicht, dem Flaminius, welches der vornehmste Römische Abgesandte war, sein Begehren abzuschlagen; er bat nur, man möchte nicht

von

von ihm verlangen, daß er das Gastrecht, welches so heilig beobachtet wurde, verlezen sollte; die Römer möchten sich des Hannibals selbst bemächtigen, wenn sie könnten, sie würden den Ort seines Aufenthalts leicht finden. Diese elende Ausflucht war im Grunde von der eigenen Auslieferung nicht unterschieden. Die Römer liessen also das Schloß, in welchem Hannibal wohnte, mit Soldaten umringen. Er hatte in demselben, weil er allemal ein solches Ende befürchtete, sieben Ausgänge anbringen lassen, und darunter einige geheime. Da er aber auch diese besezt fand, ließ er sich, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu kommen, das Gift bringen, welches er auf einen solchen Fall in Bereitschaft hielt. „Wir „wollen sagte er, die Römer von ihrer langen ängst„lichen Sorge befreyen, weil sie doch den Todt eines al„ten Mannes nicht erwarten können. Flaminius wird „keinen großen oder merckwürdigen Sieg über mich „Unbewaffneten und Verrathenen davon tragen, „Dieser einzige Tag aber wird zu einem Beweise die„nen, wie sehr sich die Sitten der Römer geändert „haben. Ihre Vorfahren warneten den König „Pyrrhus, ihren Feind, der mit einem Kriegshee„re in Italien stand, er möchte sich vor einer Ver„giftung in Acht nehmen; sie aber schicken einen Ge„sandten, der Consul gewesen ist, ab, um den Pru„sias anzustiften, daß er die Schandthat begehen „möge, seinen Gast umzubringen.„ Nach diesen Worten, welche bey der Nachwelt stets Mitleiden und Abschen erregen werden, verwünschte er die Treulosigkeit des Prusias, rufte die Götter, welche der Gastfreyheit vorstehen, um Rache an, und tranck darauf den Giftbecher aus. Er starb in seinem siebzigsten Jahre, ohngefähr hundert und neunzig Jahre vor Christi Geburt.

Er ist der größte Feldherr des Alterthums: desto größer, je mehrere Schwierigkeiten und Unglücksfälle er zu bestreiten hatte: und er bleibt es auch, ohngeachtet das Ende seiner Laufbahn nicht siegreich gewesen ist. Alle Eigenschaften berühmter Eroberer waren in ihm vereinigt; er besaß aber auch einige besondere, oder doch in einem Maaße, welches die übrigen nicht erreichten. Er entwarf die wichtigste und gefährlichste Unternehmung, auf die man zu seiner Zeit fallen konnte, Rom, die Gebieterinn der Welt, nicht nur zu bekriegen, sondern aus einer weiten Entfernung her, mit einem Heere, dessen Hälfte er sich kaum vertrauen konnte, und das gegen die Römische Kriegsmacht gehalten immer unansehnlich war, auf einem langen, beynahe unübersteiglichen, von Feinden besezten Wege, mitten in ihrem Sitze aufzusuchen, und zu stürzen. Gleichwohl war seine Kühnheit noch nicht Verwegenheit. Er kannte und brauchte die Maaßregeln, durch welche dasjenige, was beynahe unmöglich zu seyn schien, zwar nicht leicht wurde, aber doch für einen Mann von seinen Gaben Oeffnungen gewann, die ihn einen glücklichen Ausgang hoffen ließen. Er hatte den Muth und die Unerschrockenheit mit tapfern Soldaten gemein; aber er übte sie als Feldherr aus, indem er sie durch Kühnheit zu nützen und zu mäßigen wußte. Seine unvergleichliche Geschwindigkeit und geschäftige Lebhaftigkeit war eine der gewissesten Stützen seiner glücklichen Thaten. Niemand ist so fruchtbar und so fertig in der Erfindung neuer Hülfsmittel gewesen, wenn die alten unbrauchbar geworden waren; nicht leicht hat ein Feldherr so bald, mit wenigen Blicken, alle Gelegenheiten übersehen, deren er sich vortheilhaft bedienen könnte. Er war unerschöpflich in listigen Anschlägen; aber ihn hat niemand hinter-

hintergehen können. Begiengen die feindlichen Feldherren einen Fehler, so schlug er durch die Aufmercksamkeit des Hannibal gewiß zu ihrem Verderben aus. Allein so genau er die Stärcke und Schwäche der Feinde kannte, so wohl verstand er auch sein eigenes Heer zu gebrauchen. Er sorgte für dasselbe mit allem Eifer; er theilte mit demselben die Mühseeligkeiten der Feldzüge, um es desto mehr zur Standhaftigkeit aufzumuntern; er gönnte ihm zur rechten Zeit Ruhe und Erquickung; jedem Volcke, aus welchem es zusammengesezt war, begegnete er nach der eigenen Gemüthsart desselben: und indem er seinen Soldaten Muth und Verachtung gegen die Feinde, Liebe und Vertrauen auf ihn einflößte, so machte er lange Zeit die sonst unüberwindliche Tapferkeit der Römer und alles, wodurch sie ausserdem furchtbar war, zu Schanden. Er hat, wie es scheinet, einige Fehler im Kriege begangen: entweder überhaupt, weil er ein Mensch war; oder weil er sich in der Erwartung des Ausschlags gewisser Maaßregeln irrte: eine Entschuldigung, die von dem allgemeinen Loose der Menschlichkeit nicht sonderlich unterschieden ist. Ich habe mir einen sehr hohen Begriff von einem vollkommenen Feldherrn gebildet; zumal, wenn er mit ausserordentlichen Hindernissen zu kämpfen hat, und sie durch sich selbst überwinden muß. Nur wenige Menschen sind geschickt, diesen Nahmen zu führen: es gehört eine ausnehmende, unverrückte Erhebung des Geistes zu demselben, und es befremdet mich also die ungemeine Ehrerbietung nicht, welche man denenjenigen stets bezeigt hat, denen er in der Geschichte beygelegt worden ist. In dieser Betrachtung halte ich den Hannibal vor einen großen und vortrefflichen Mann.

Man

Man bewundert an ihm, als Feldherrn, nichts so sehr, als die seltene Geschicklichkeit, mit welcher er sechszehn Jahre hindurch, im feindlichen Lande, unter so vielerley schlimmen Zufällen, ein Heer wie das seinige war, beständig in Einigkeit und Unterwürfigkeit hat erhalten können. Es war eine Vermischung von Carthaginensern, Africanern, Spaniern, Galliern, Italiänern und Griechen, mithin von Völckern, die einander ganz fremde waren, weder Religion, noch Sprache, Geseze oder Gebräuche mit einander gemein hatten, und die nur aus Zuneigung und Ehrfurcht gegen ihren Anführer, mit vereinigten Kräften fochten, nur durch sein Betragen gewonnen, ihm getreu verblieben. Wenn Hannibal, so urtheilet Polybius mit Recht, den Anfang damit gemacht hätte, die andern Völcker zu bekriegen, und durch sie verstärckt die Römer angegriffen hätte: so würden sie ihm nicht haben widerstehen können; da er aber seine Waffen gegen sie zuerst wandte, so mußte er endlich unterliegen. Aber auch in diesem würcklichen Falle würde er ihnen den Sieg noch streitig gemacht haben, wenn ihn sein Vaterland zeitiger und besser unterstüzt hätte.

Er besaß noch andere, noch gemeinnüzigere, als die kriegerischen Gaben. Man hat in seiner Geschichte gesehen, mit welchem Eifer er die Gerechtigkeit und Gleichheit unter seinen Mitbürgern aufrecht erhalten, und durch ein besonders Gesez bestätigt, wie weise er die Einkünfte des Staats verwaltet, wie heilsam seine Vorschläge zum Frieden, und wie richtig seine Betrachtungen über den Zustand von Carthago gewesen sind. Er führte auch Staatsgeschäfte und Unterhandlungen mit den auswärtigen Fürsten, und nachdem er sich zu ihnen geflüchtet

flüchtet hatte, zu ihrem Besten, alles mit geübter Einsicht in das Wohl eines jeden Staates. Selbst auf die Wissenschaften hat er in einem so unruhigen Leben doch einige Zeit gewandt. Er hatte unter andern vom Sosilus, einem Lacedämonier, der ihn in seinen Feldzügen begleitete, die griechische Sprache erlernet, und in derselben einige Bücher geschrieben. Eines derselben begriff die Kriegsverrichtungen des Consuls Cn. Manlius Vulso in Asien, der sich in den lezten Jahren des Hannibal hervorthat; es ist aber nebst den übrigen verloren gegangen.

Hannibal hat sich durch seine Handlungen selbst abgeschildert. Seine Gemüthsart war hizig und heftig; er mäßigte sie aber doch fast immer durch die Ueberlegung. Es ist Livius allein, der ihm eine unmenschliche Grausamkeit, die ärgste Treulosigkeit, eine Verachtung von aller Religion, Recht und Billigkeit, kurz, einen Character beylegt, der aus der Erbitterung der Römer gegen ihn, und noch gegen sein Andencken, erwachsen zu seyn scheinet. Seine Geschichte zeigt vielmehr, daß es ihm weder an Ehrerbietung gegen die Götter, noch an Menschenliebe gefehlt habe, daß er ein strenges, von Wollüsten unbeflecktes Leben geführet habe. Die nachdrückliche Art, mit welcher er den Frieden mit Rom empfol, gereicht ihm zu einer größern Ehre als irgend einem andern, weil er mehr als alle andere zu Carthago im Stande war, demselben durch Verlängerung des Krieges auszuweichen. Wenn er zuweilen grausam zu handeln schien, so nöthigten ihn entweder die betrübten Geseze der Waffen und seine besondern Umstände dazu; oder es wurden ihm, wie vielen andern Feldherren, Ausschweifungen zugeschrieben, die kaum unter seinen Augen, geschweige

denn

denn auf seinen Befehl begangen wurden. Man kann vielleicht alles, was er gethan hat, rechtfertigen oder entschuldigen, bis auf seinen unauslöschlichen Haß gegen die Römer. Er liebte sein Vaterland, und suchte es nicht nur zu rächen, sondern auch groß zu machen. Aber auch solche Feindschaften, die aus den rühmlichsten Bewegungsgründen entstehen, müssen lange vor uns sterben. Sie bringen, wenn sie in dem Herzen eines großen und angesehenen Mannes eingewurzelt sind, die schrecklichsten Folgen hervor. Hannibal rächte Carthago, er verstand die traurige Kunst, seine Feinde unglücklich zu machen, unverbesserlich; aber er legte auch den Grund zum Untergange dieses Staates. Rom, das durch ihn an den Rand des Verderbens war gezogen worden, behielt immer einen tiefen Groll gegen Carthago übrig, und ruhte nicht eher, als bis es diese seine einzige Nebenbuhlerinn zu Grunde gerichtet hatte.

Ich bewundere seinen großen Geist und seine Fähigkeiten; aber ich wünschte, daß er noch einen andern Gebrauch davon gemacht hätte. Wenn es ihm seine Neigung oder sein Glück vergönnt hätte, in der zweyten Hälfte seines Lebens der Wohlthäter seines Vaterlandes zu seyn, so wie er in der ersten der Schutz desselben, und das Schrecken der Welt gewesen war; oder wenn er vielmehr seit seiner frühen Jugend er zu Carthago die Geseze, die allgemeine Ruhe und Glückseeligkeit behauptet hätte, ein erhabenes Beyspiel der Tugend, ein Freund der Unterdrückten und Nothleidenden gewesen wäre: so würde er die schädlichen Partheyen im Staate nicht unterhalten haben, er hätte nicht als ein Verbannter sein Leben durch eigene Hand beschlossen; sondern er würde verehrt und geliebt im Schooße seines Vaterlan-

terlandes gelebt haben, und im Tode beweint worden seyn.

* * * * * * * * *

Die Quellen, aus welchen die Geschichte des Hannibal geschöpft werden muß, sind lauter Schriften der Römer oder ihrer Freunde. Wenn wir die Carthaginensischen Geschichtschreiber, oder die Nachrichten der beyden Lacedämonier, Silenus und Sosilus, welche stets in seinen Feldzügen um ihn gewesen sind, und sein Leben beschrieben haben, noch lesen könnten: so zweifle ich nicht, daß sie uns manche richtigere, vollständigere, und vielleicht auch vortheilhaftere Begriffe von ihm geben dürften.

Jezt ist Polybius der vornehmste Schriftsteller, der uns den Hannibal kennen lehrt. Er lebte funfzig Jahre nach demselben, genoß der vertrauten Freundschaft des Scipio Aemilianus, den der Africanische Scipio, Hannibals Ueberwinder, an Kindesstatt zu seinem Enckel angenommen hatte, und war selbst in den Gegenden Italiens und Galliens herumgereiset, um die Feldzüge dieses leztern desto zuverläßiger beschreiben zu können. Man sieht hieraus, daß er vor allen andern Gelegenheit gehabt die Geschichte desselben genau zu wissen. Man muß nur bedauren, daß von seinem vortrefflichen Wercke, und also auch von Hannibals Geschichte, ein großer Theil verloren gegangen ist. Die Anmerckungen des Ritters Folard über die Französische Uebersetzung des Polybius dienen zwar zu einer genauern Kenntniß und Beurtheilung der Kriegsverrichtungen des Hannibal; allein man muß mit denselben die weit schäzbarern und verbessernden Memoires militaires sur les Grecs et sur les Romains des Herrn Guischardt, welcher unter dem Nahmen Quintus Icilius noch berühmter ist, vergleichen.

Nach

Nach ihm nimmt Livius die nächste Stelle ein. Er ist oft nur ein Uebersezer des Polybius: und er scheint sich dabey große Freyheiten genommen zu haben, um zierlicher und angenehmer zu schreiben, als dieser. Allein ich konnte deswegen noch nicht mit einigen Neuern urtheilen, daß diejenigen Umstände, welche er allein erzählt, nicht glaubwürdig seyn durften. Polybius konnte sie nicht wissen, oder er konnte Ursache haben, sie wegzulassen. Er hat vor diesem in der Schreibart ungemeine Vorzüge.

Die Lebensbeschreibung des Hannibal vom Cornelius Nepos, ist mit der körnichten und einnehmenden Kürze, welche diesem Schriftsteller eigen ist, aufgesezt: es sind mehr mit einer anscheinenden Nachläßigkeit hingestreute Züge zu dem Bilde des Helden, als sein Leben in Handlung gesezt, und er in seiner ganzen Größe vorgestellt. Auch dieser Geschichtschreiber erzählt einige besondere Umstände, die man bey den andern nicht findet.

Die spätern Schriftsteller, Appianus, Florus, und andere mehr, ingleichen das historische Gedicht des Silius Italicus, habe ich weit weniger gebraucht, weil ihre Nachrichten vom Hannibal, in so ferne sie von den vorhergehenden abgehen, theils unerheblich sind, theils keinen starcken Glauben verdienen.

Unter den Neuern, die vom Hannibal geschrieben haben, habe ich nur den Rollin, und die Verfasser der allgemeinen Welthistorie gelesen. Diese erzählen vollständiger; jener aber ist lehrreicher.



II.
Leben
des
Cato von Utica.

Wenn der wahre Heldenmuth seine grösseste Stärcke in der Bezwingung von uns selbst offenbaret, und sich durch die überwundenen Leidenschaften den Sieg über äußerliche Hindernisse und Gefahren erleichtert, aber auch veredelt: so war Cato von Utica ein weit größerer Held, als Hannibal. Dieser überwältigte Völcker und Städte; allein er konnte niemals den Haß, die Rachbegierde und den Ehrgeiz dämpfen, welche ihn zum Kriege und zu unaufhörlichen Unruhen fortrissen. Cato hingegen war zeitig Herr über sich selbst geworden: und er blieb es bis an sein Ende. Er hat zwar die Welt durch keine so gewaltige Thaten in Erstaunen und Bewegung gesezt, als Hannibal; er hat nicht einmal die vornehmste seiner Absichten zum Besten des Vaterlandes erreichen können. Doch die Größe seiner Seele verlor nichts dadurch, daß er die unwiderstehliche Macht des Schicksals, die Thorheiten und Laster der Menschen nicht hat besiegen können. Er selbst wurde durch nichts zu Boden geworfen, oder von seinem Lauf zurückgehalten: und alles, was edlere Triebe in einer verdorbenen feindseeligen Welt ausrichten konnten, das that Cato.

Der Ruhm seines Geschlechts fängt sich mit seinem Urgroßvater, dem ältern Cato, an, welcher auch unter dem Zunahmen des Censors oder Sittenrichters bekannt ist: einem Manne, der durch die allgemeinste Fähigkeit zu allen Angelegenheiten und Bedienungen im Staate, und durch die strengste Tugend ein Vorbild für seinen Urenckel gewesen zu seyn scheinet. Dieser kam ohngefähr hundert Jahre vor Christi Geburt auf die Welt, und zeigte von seiner Kindheit an einen standhaften und unbiegsamen Charakter. Er begegnete den Schmeichlern kaltsinnig, und denen die ihn schrecken wollten, trozig. Er lächelte selten, und war auch nicht zum Zorne geneigt; aber wenn er in denselben gerathen war, konnte man ihn nicht leicht versöhnen. Die Anfangsgründe der Wissenschaften begriff er mit vieler Mühe; hingegen behielt er dasjenige desto fester, was er einmal gelernet hatte. Diese Anstrengung erforderte bey ihm eine größere Gewalt als bey andern Kindern, weil er sehr schwer zu überreden war: er folgte auch seinem Lehrer nicht anders, als wenn er ihm die Ursachen von allem, was er vortrug und befahl, sagte. Aus dieser seiner Gemüthsart sahe man voraus, wie er sich im Staate betragen würde: und er gab davon einige frühe Proben.

Da er noch ein Knabe war, und nebst seinem Bruder Cäpio bey dem Livius Drusus, seinem Oheim, erzogen wurde, weil ihre Eltern gestorben waren, bemühten sich die Bundsverwandten Völcker der Römer in Italien, um das Römische Bürgerrecht. Ein angesehener Mann von diesen Völckern, Silo Pompädius, hielt sich in dieser Absicht einige Tage beym Drusus auf. Eines Tages sagte er zu den beyden Knaben: Bittet doch euren Oheim, daß

daß er uns behülflich sey, das Bürgerrecht zu erlangen. Cäpio versprach mit einer freundlichen Miene, daß er solches thun wolle. Allein sein Bruder schwieg stille, sahe die Gäste starr an, und da ihm der Antrag wiederholt wurde, gab er auch durch sein ernsthaftes Gesicht eine abschlägige Antwort. Darauf bedrohte ihn Pompädius in einem scharfen Ton, ihn zum Fenster hinunter zu werfen, wenn er es ihm nicht gleichfals versprechen wollte; er hielt ihn auch halb zum Fenster hinaus; aber Cato blieb unerschrocken und unbeweglich. Dieses gab dem Pompädius Gelegenheit zu seinen Freunden leise zu sagen: „Wie viel „Gutes verspricht nicht dieser Knabe Italien? Wäre „er bereits ein Mann, wir würden keine einzige „Stimme im Volcke davon tragen.„ Selbst bey den Spielen der Knaben behauptete er ein gewisses Ansehen. Er befreyete einen Knaben, den sie spielend zur Gefangenschaft verurtheilt hatten, und der ihn um Hülfe anrief, mit Gewalt daraus; hierauf aber gieng er zornig nach Hause, und wurde von den übrigen Knaben begleitet. Der Diktator Sylla ließ einmal das Trojanische Spiel von Knaben aus den vornehmsten Familien zu Pferde halten. Er gab ihnen dazu zween Anführer; da sie aber einen derselben verwarfen, und gefragt wurden, wen sie an dessen Stelle begehrten, verlangten sie alle einmüthig den Cato. Dieser hatte die Erlaubniß, den Sylla, welcher seines Vaters Freund gewesen war, und damals zu Rom unumschränckt regierte, öfters besuchen zu dürfen. Er bemerckte, daß öfters aus dem Hause dieses Tyrannen Köpfe angesehener Männer herausgetragen wurden; er sahe auch, daß die Anwesenden daselbst heimlich seufzeten: daher fragte er seinen Lehrmeister Sarpedon, warum kein Mensch diesen Mann umbrächte. Weil sie ihn, antwortete

dieser, noch mehr fürchten als hassen. „Warum „hast du mir denn nicht, sagte darauf der vierzehn„jährige Knabe, einen Dolch gegeben, damit ich ihn „erstechen, und mein Vaterland in Freyheit sezen „könnte.„ Indem er dieses sagte, fand Sarpedon so viel Zorn und Hitze in seinem Gesichte abgemahlt, daß er ihn in der Folge desto weniger aus den Augen ließ. Aber eben dieser heftige Sinn war zum feurigen Wohlwollen nicht weniger geneigt. Man fragte ihn, da er noch sehr jung war, wen er am meisten liebte? meinen Bruder, antwortete er. Und wen nach diesem am meisten? meinen Bruder, sagte er abermals, und gab eben dieselbe Antwort, so oft die Frage wiederholt wurde. In der That war er bereits zwanzig Jahre alt geworden, und hatte noch niemals ohne den Cäpio gespeiset, war niemals ohne ihn auf den öffentlichen Platz oder über Land gegangen. Nur wenn sein Bruder sich salbte, trennte er sich von ihm, und führte auch außerdem ein so hartes Leben, daß Cäpio, der vor einen sehr sittsamen jungen Menschen angesehen wurde, gestand, man könne ihn, in Vergleichung mit dem Cato, einen Wollüstling nennen.

Dieser lebte insonderheit seit der Zeit, da er sich ganz den Wissenschaften ergab, die ihn zu einem nüzlichen Bürger machen konnten, sehr eingezogen. Er nahm einen Stoischen Weltweisen zu sich ins Haus, legte sich insonderheit auf die Sittenlehre und Staatskunst, und trachtete eifrig darnach, ein Muster jeder Tugend abzugeben. Vor allen andern aber befleißigte er sich einer strengen und unveränderlichen Gerechtigkeit. Er übte sich auch in der Beredsamkeit, um bey öffentlichen Angelegenheiten desto nachdrücklicher dienen zu können; allein er nahm diese Vorbereitung

tung niemals in Gegenwart anderer, wie es damals gewöhnlich war, vor. Und da ihm ein Freund sagte, man tadele sein langes Stillschweigen, so antwortete er: „Wenn man nur meine Sitten nicht tadelt: ich werde mich schon hören lassen, wenn ich „werde Dinge vorbringen können, die nicht vielmehr „des Stillschweigens werth sind.„ Die erste Gelegenheit, vor dem Volcke aufzutreten, gab ihm eine Kleinigkeit. Man wollte in einem öffentlichen Gerichtshause, das sein Urgroßvater gebauet hatte, eine Säule, die am unbequemen Orte stand, wegschaffen; er widersezte sich aber diesem Versuche glücklich, und seine Rede hatte so wenig ein Merckmal der Jugend an sich, sie war so gesezt, scharf und lehrreich, daß seine Gemüthsart daraus hervorblickte. Er besaß dabey eine angenehme Stimme, und Kräfte, die nicht zu ermüden waren.

Nach dieser rühmlichen Probe wandte er sich ganz wieder zu seinen stillen Uebungen. Diese erstreckten sich auch auf seinen Cörper, indem er sich gewöhnte, bey jeder Witterung mit bloßem Haupte, und immer zu Fuße zu gehen. Wann seine Freunde ihn zu Pferde begleiteten, gieng er neben ihnen her, und unterhielt sie wechselsweise mit einem Gespräche. In Kranckheiten bezeigte er eine ungemeine Geduld: überfiel ihn das Fieber, so brachte er ganze Tage allein zu, bis seine vorige Stärcke wieder kam. In seinen jüngern Jahren bediente er sich des Weins überaus mäßig; bey zunehmendem Alter aber saß er zuweilen ganze Nächte, über philosophische Unterredungen, mit seinen Freunden trinckend, weil ihm der Tag durch die wichtigsten Geschäfte völlig geraubt wurde. Als daher jemand sagte, er bringe die Nächte mit Trincken zu, so versezte Cicero sogleich:

gleich: „Du kanst aber nicht hinzusezen, daß er „auch den Tag mit Bretspielen verderbe.„ Im übrigen sonderte sich Cato überhaupt von der Lebensart seiner Zeiten ab, weil er glaubte, daß sie einer großen Verbesserung benöthiget sey. Er kleidete sich schlecht, und kam sogar öfters mit bloßen Füßen zum Vorschein: nicht, als wenn er im Sonderbaren einen Ruhm gesucht hätte; sondern damit er sich die Begriffe, welche der große Hauffen von Schande und Ehre hatte, abgewöhnen möchte. Da ihm die Erbschaft eines reichen Anverwandten zufiel, verwandelte er dieselbe in Geld, und lieh dieses seinen Freunden ohne Zinsen. Seine erste Braut wurde ihm von einem andern weggenommen, den er anfänglich verklagen wollte, nachher aber nur mit satyrischen Versen verfolgte. Er heyrathete darauf die Attilia; allein er mußte sie nach einiger Zeit wegen ihrer lasterhaften Aufführung verstoßen. Mit diesem Unglücke des Cato im Ehestande mögen sich andere trösten, die sich sonst nicht unterstehen dürften, sich mit ihm zu vergleichen.

In dem Sclaven-Kriege wider den Spartacus diente er als ein Freywilliger, weil sein Bruder Oberster unter dem Heere war. Er konnte aber dabey seine Tapferkeit und Klugheit nur wenig zeigen: denn ihr Feldherr verstand fast nichts vom Kriege. Dieser wollte ihm gleichwohl Belohnungen und Ehrenstellen ertheilen; allein Cato nahm sie nicht an, weil er nicht glaubte sie verdienet zu haben. Man hielt ihn daher, und das mit Recht, zur Ehre der gemeinen Denckungsart, vor einen seltsamen Menschen. Auch diejenigen, welche ihm günstig waren, konnten ihn nicht lange ohne Verdruß sehen, weil er sie durch die genaueste Beobachtung der Geseze beschämte.

schämte. Nachdem er Oberster geworden war, bekam er bey dem Heere in Macedonien die Befehlshaber-Stelle über eine Legion. Hier bemühte er sich, seine Soldaten sich selbst ähnlich zu machen; und er brachte es bald dahin, daß sie gegen die Feinde streitbar, leutseelig gegen ihre Bundsgenossen, furchtsam etwas Böses zu thun, und sehr begierig nach Lobe wurden. Er selbst lebte hart wie ein Soldat; aber an den Eigenschaften der Feldherren übertraf er alle, welche dort diesen Nahmen führten. Daher erlangte er dasjenige, was er am wenigsten suchte: ausnehmende Ehre, Hochachtung und Ergebenheit der Soldaten.

Er hörte damals von einem berühmten Stoischen Weltweisen zu Pergamus, Cordylio, welcher sich in einem hohen Alter befand, und alle Anträge grosser Fürsten, mit ihnen zu leben, verworfen hatte. Cato sahe leicht, daß er ihn durch Briefe nicht dahin bringen würde, seine Ruhe zu verlassen. Er reisete also selbst zu ihm, und bewog ihn, mit ihm in das Lager zu kommen, in welches er ihn eben so frohlockend einführte, als wenn er den wichtigsten Triumph erfochten hätte. Niemand wird sich wundern, daß Cordylio lieber zu diesem jungen Obersten, als zu Königen gezogen sey. Der Herr von Alembert hat es in unsern Zeiten Monarchen abgeschlagen, an ihrem Hofe zu leben; vielleicht würde er keine Schwierigkeiten machen, auf einem angenehmen Landgute eines vornehmen Freundes sein Leben zuzubringen.

Unterdessen daß Cato diese Eroberung machte, verlor er seinen Bruder Cäpio. Sobald er von der Kranckheit desselben Nachricht bekam, sezte er sich, obgleich die See überaus stürmisch war, auf das

erste kleine Schiff, das er habhaft werden konnte; er traf ihn aber bereits todt an. Seine Standhaftigkeit schien ihn damals zu verlassen; er brach in heftige Klagen aus, umarmte den Leichnam, ließ ihn mit den prächtigsten Anstalten verbrennen, und sezte seinem Bruder ein sehr kostbares Denckmal. Einige tadelten ihn wegen dieses ganzen Bezeigens; allein eben der Geist, der so leicht in brüderliche Liebe zerfloß, widerstand allen Versuchungen der Wollüste, allen Gefahren und unverschämten Bitten. Nachdem endlich die Zeit seiner Kriegsdienste verflossen war, begleiteten ihn die Soldaten nicht bloß mit Wünschen und Lobsprüchen, sondern mit Thränen und Umarmungen: sie streueten ihm Kleider unter den Weg, und küßten seine Hände.

Er war entschlossen, ehe er nach Rom zurückkehrte, Asien und jede Römische Provinz darinne besonders zu besehen, um sich auch durch diese Kenntniß zu den Aemtern im Staate geschickter zu machen. Allein er reisete ganz anders als die vornehme Römer, welche den Provinzen durch ihre Erpressungen und ihr großes Gefolge sehr zur Last fielen. Cato schickte in diejenige Stadt, wo er sich aufhalten wollte, bey anbrechendem Tage seinen Becken und Koch. Diese kamen in aller Stille an: wenn er keinen Bekannten daselbst hatte, bereiteten sie ihm das Essen im Wirthshause; und erst alsdenn, wenn sie kein Wirthshaus fanden, begehrten sie von der Obrigkeit eine Wohnung für ihren Herrn. Oft verachtete man sie, weil sie nicht wie die Bedienten anderer Großen, dieses mit Geräusche und Drohungen forderten: ja Cato kam zuweilen an, ohne daß man für ihn das Geringste in Bereitschaft gesezt hatte. Alsdenn wurde er selbst noch geringer geschäzt, wenn man

man ihn auf seinem Geräthe stillschweigend sitzen sah, und ihm deswegen keine großen Gaben zutrauete. Manchmal aber gefiel es diesem großen Manne, die Obrigkeit zu sich rufen zu lassen, und denn gab er ihr die Warnung: „Ihr nichtswürdigen Leute, geht „künftig mit euren Gästen nicht so unfreundlich um; „denn es werden nicht laute Catone zu euch kommen. „Sucht vielmehr durch ein höfliches Betragen die „Frechheit dererjenigen zu mildern, welche nur nach „einer Gelegenheit streben, dasjenige mit Gewalt zu „nehmen, was man ihnen nicht willig zu geben „scheinet.„

Auf eben dieser Reise fand Cato eine lächerliche Ursache, sich über die Niederträchtigkeit ganzer Städte zu ärgern. Er näherte sich Antiochien, der Hauptstadt von Syrien, als er vor dem Thore derselben, auf beyden Seiten des Weges, eine große Menge Volcks, und darunter auch Priester und obrigkeitliche Personen, im feyerlichen Anzuge erblickt.. Er konnte nicht anders glauben, als daß sie insgesammt da stünden, um ihn zu empfangen: er erzürnete sich daher über seine Bedienten, welche er vorangeschickt hatte, daß sie solches nicht verhindert hätten, ließ seine Freunde absteigen, und gieng mit ihnen zu Fuße fort. Nachdem er näher hinzu gekommen war, trat der Anführer der ganzen Versammlung, ein alter Mann, der einen Stab und eine Crone in der Hand führte, zu ihnen hin, und fragte sie ohne weitere Umstände, wo sie den Demetrius gelassen hätten, und ob er bald ankommen würde? Demetrius war ein Freygelassener des Pompejus, und wurde ungemein verehret, weil er bey diesem großen und glücklichen Feldherrn viel vermochte. Ueber diese Irrung fiengen die Freunde des Cato ein

so ausgelassenes Gelächter an, daß sie es nicht einmal unterdrücken konnten, da sie durch die zwo Reihen des Volcks giengen. Er selbst aber sagte nur die Worte: O du elende Stadt! Doch in der Folge pflegte er ebenfals zu lachen, wenn er sich an diese Begebenheit erinnerte.

Pompejus belehrte bald darauf die Einwohner Asiens, wie wenig sie den Cato kenneten. Er, dem damals unter den Römern an Würde und Ansehen niemand gleich, gieng diesem jungen Manne, welcher noch kein Amt bekleidete, da er ihn zu Ephesus besuchte, mit außerordentlicher Höflichkeit entgegen, und man sahe, daß solches weit mehr aus Hochachtung als aus Liebe gegen ihn geschah: denn so viele Ehre er ihm auch bezeigte, so nöthigte er ihn doch nicht lange bey ihm zu bleiben, und ließ einiges Vergnügen über seine Abreise spüren, weil ihn die ausnehmende Tugend des Cato einigermaßen verdunckelte. Die Asiatischen Städte beeiferten sich darauf, ihm vorzügliche Beweise ihrer Ehrerbietung zu geben. So steht oft ein vortrefflicher Mann, der sich nicht geltend zu machen weiß, in dem Gedränge um einen mächtigen Herrn, von jedermann unbemerckt; aber kaum hat ihm dieser einen gütigen Blick voll Beyfall zugeworfen, so braucht niemand mehr in der ganzen Schaar Augen, um die Verdienste desselben vollkommen einzusehen. Bey den öffentlichen Festen und Gastmahlen, welche man ihm damals gab, bat er seine Freunde auf ihn Acht zu geben, ob er die Vorhersagung des Curio, seines Vertrauten, erfüllte, welcher ihm versichert hatte, er werde viel von seiner bisherigen Strenge verlieren, wenn er Asien besuchen würde. Allein so schwach war Cato nicht mehr, daß er der Ueppigkeit, die in diesen Gegenden herrschte

herrschte, untergelegen hätte. Er besuchte auch zu dieser Zeit einen alten Freund seines Vaters, den König Dejotarus von Galatien, welcher ihm seine Familie empfol; da ihm aber derselbe eine Menge Geschencke anbot, und beynahe aufdringen wollte, entrüstete er sich darüber dergestalt, daß er nur eine Nacht bey ihm verblieb. Auf der Rückreise fand er in der Stadt Peßinus noch mehr Geschencke, und zugleich einen Brief des Königs, in welchem er ihn bat, entweder dieselben zu behalten, oder solche seinen Freunden zu verstatten, welche ihrer seinetwegen würdig wären. Cato ließ auch dieses nicht geschehen, und antwortete, daß seine Freunde an demjenigen, was er rechtmäßig besitze, stets einen Antheil haben würden.

Er schiffte darauf nach Italien zurück; wobey er sich lieber einer ziemlichen Gefahr aussezte, als daß er sein Schiff, wie man ihm anrieth, durch die Wegschaffung der Ueberbleibsale seines Bruders auf ein anderes, erleichtert hätte. Ob er gleich die Jahre erreicht hatte, in welchen er um die Quästur oder das Rentmeister-Amt, welches ordentlich das erste öffentliche Amt war, das einem jungen Mann den Eintritt in den Rath verschaffte, mit Rechte anhalten konnte; so that er doch solches nicht eher, als bis er alle Pflichten dieses Amtes aufs genaueste hatte kennen lernen. Sobald er aber dasselbe erlangt hatte, nahm er bey den Unterbedienten und Schreibern der Schatzkammer große Veränderungen vor. Sie waren bisher, weil sie immer mit den öffentlichen Urkunden umgiengen, und von Zeit zu Zeit neue Rentmeister bekamen, welche keine Erfahrung hatten, im Grunde selbst Rentmeister gewesen. Allein Cato, welcher zu diesem Amte nicht fremd kam, gab einen

einen scharfen Aufseher von ihnen ab, jagte den vornehmsten derselben wegen seiner Betrügereyen weg, und ließ einen andern vor Gerichte fordern. Diesen suchte der Censor Catulus, der sonst ein Freund vom Cato war, durch seine Fürbitte zu retten; allein Cato beschämte ihn dadurch, daß er ihm vorwarf, er, der die Sitten der Bürger beurtheilen sollte, lasse sich von einem Unterbedienten zu unanständigen Handlungen verführen. Und obgleich der Angeklagte nicht verurtheilt wurde, weil sich ein Amtsgenosse des Cato seiner annahm; so bediente sich doch dieser desselben niemals, und zahlte ihm auch seine Besoldung nicht. Auf diese Art machte er bald das Rentmeister-Amt sehr ehrwürdig. Der gemeine Schatz hatte viele Forderungen an Privatpersonen, welche Cato mit Schärfe einsammlete: er war aber auch mit vielen Schulden beschweret; diese bezahlte er eben so richtig, und zum Erstaunen vieler, welche schon alles vor verloren hielten. Man konnte ihn auch nicht durch falsche oder erschlichene Befehle hintergehen: er trug einst einen gewissen Rathsschluß nicht eher ein, als bis die Consuls selbst die Richtigkeit desselben beschworen hatten.

Er rächte auch, da er dieses Amt verwaltete, den Staat an einer verabscheuungswürdigen Art von Leuten. Es gab nemlich viele, denen der Diktator Sylla, weil sie die von ihm Verwiesenen umbrachten, aus dem öffentlichen Schatze große Summen geschenckt hatte. Jedermann haßte sie; aber niemand wollte sich an sie wagen, bis Cato dieses that. Er forderte ihnen das Geld des Staats, das sie für einen so schändlichen Dienst bekommen hatten, wieder ab, machte ihnen die verdienten Vorwürfe, und brachte es dadurch so weit, daß sie auf Befehl der Obrigkeit

am

am Leben gestraft wurden. Dem Volcke gefiel ausserdem sein unermüdeter Fleiß ungemein. Er versäumte auch keine Versammlung des Volcks oder des Raths, weil er immer diejenigen scheuete und beobachtete, welche gar zu leicht zum Schaden des gemeinen Schatzes allerley Erlassungen bewilligten. Er zeigte endlich, daß der Staat, ohne jemanden Unrecht zu thun, reich seyn könne. Im Anfange wurde er zwar einigen seiner Amtsgenossen verhaßt; allein sie liebten ihn gar bald, weil er die Feindschaften, welche sie sich dadurch zuzogen, daß sie mit den öffentlichen Geldern treu und gerecht umgiengen, allein für alle trug, und ihnen erlaubte, denenjenigen, welche sehr in sie drangen, zur Entschuldigung zu sagen, ihr Verlangen könne bloß darum nicht erfüllt werden, weil sich Cato dawider seze. Als er am lezten Tage dieses Amtes von beynahe allen Bürgern nach Hause begleitet wurde, hörte er, daß sein Amtsgenosse Marcellus von vielen bekannten und angesehenen Leuten in der Rentkammer gleichsam belagert werde, um eine gewisse Summe Geldes einzuschreiben, die ihnen aus dem öffentlichen Schatze, ihrem Vorgeben nach, gebührte. Marcellus war sein vertrauter Freund, und in der Verwaltung dieses Amtes stets mit ihm einig gewesen; aber allein konnte sein gutthätiges Herz den Bittenden nicht widerstehen. Daher eilte Cato zurück, und da er erfuhr, daß sich derselbe habe überwinden lassen, löschte er das von ihm Eingeschriebene in seiner Gegenwart wieder aus, und nahm ihn mit nach Hause. Marcellus blieb auch, ohne ihm darüber einigen Vorwurf zu machen, unveränderlich sein Freund. Der sanfte, bewegliche Geist ergab sich an den erhabenen. Auch nachdem Cato dieses Amt niedergeleget hatte, fuhr er doch fort sich genau darum zu bekümmern,

was

was in der Rentkammer vorgenommen wurde, und ließ sich täglich daselbst Abschriften von allem machen. Eben weil er es vor sehr wichtig hielt, die Einkünfte und Ausgaben des Staats zu kennen, hatte er sich auch die Rechnungen über die Anwendung der öffentlichen Gelder seit den Zeiten des Sylla angeschafft, und sahe sie sehr fleißig durch.

Ein solcher Mann, der so viel Eifer, Redlichkeit und Einsicht besaß, stand denenjenigen sehr im Wege, welche Rom nach ihren besondern Absichten regieren wollten. Er fand sich zuerst auf dem Rathhause ein, las etwas bis die übrigen zusammen kamen, und gieng allemal zulezt weg, um bey allen, was vorfiel, gegenwärtig zu seyn. Da Pompejus sahe, wie standhaft sich Cato seinen ehrgeizigen Entwürfen widersezte, versuchte er es, ihm etwas außer dem Rathhause zu thun zu geben. Allein dieser merckte geschwind den Fallstrick, den man ihm legte, und erklärte sich, daß er niemals eine andere Beschäftigung vornehmen würde, so lange der Rath beysammen wäre. Es war in der That weder ein blosser Zufall, noch Begierde nach Ehre oder Geld, daß Cato sich der öffentlichen Angelegenheiten so sehr annahm, sie gleichsam zu seinen eigenen machte, und sich selbst die Verordnungen und andere Urkunden aus den Provinzen zuschicken ließ; sondern er hielt es vor seine größte Pflicht, dem Vaterlande als ein treuer und danckbarer Bürger zu dienen. Als er daher einmal dem unruhigen Zunftmeister Clodius, welcher schädliche Neuerungen einzuführen suchte, so kräftig widerstanden hatte, daß derselbe, vom allgemeinen Haß gedrückt, aus der Stadt flüchten mußte, und ihm Cicero, dem dadurch ein besonderer Dienst war geleistet worden, davor danckte, so sagte Cato, er

er müsse nicht ihm, sondern dem gemeinen Wesen Danck abstatten: denn aus Neigung gegen dieses entstünden alle seine Handlungen. Zu einem Beweise, daß er dieses nicht bloß vorgab, sondern daß auch jedermann zu Rom davon überzeugt war, wurde sein unsträflicher Charakter daselbst gar bald zu einem Sprüchworte. Man brachte in einer Rechtssache ein einziges Zeugniß vor; allein der Beystand des Beklagten wandte dagegen ein, daß Ein Zeugniß, und wenn es gleich vom Cato herrührte, zur Ueberzeugung nicht hinlänglich sey. Von unglaublichen Dingen pflegte das Volck zu sagen: Und wenn sie Cato selbst erzählte, so wären sie doch nicht wahrscheinlich. Ueberhaupt aber nannte man diejenigen, welche ernsthaft und strenge redeten, Catonen. Wenn ein Mann zu einem solchen Range in der Hochachtung seiner Mitbürger gestiegen ist, so bedarf er keiner Ehrenstellen, um ansehnlich oder dem Staate nüzlich zu werden.

Daher wollte sich auch Cato, ohngeachtet ihn seine Freunde aufmunterten, nicht darum bewerben, Zunftmeister des Volcks zu werden. Er glaubte, daß die große Gewalt, welche mit dieser Würde verknüpft war, die öffentlichen Berathschlagungen und Schlüße zu hemmen, damals eben nicht angebracht werden könne, und daher auch nicht bey unerheblichen Dingen verschwendet werden müsse. Und da gerade zu derselben Zeit alle öffentliche Geschäfte ruhten, wollte er auf seinen Landgütern, unter Büchern und in der Gesellschaft von Weltweisen, sich belustigen. Kaum aber hörte er, daß Metellus Nepos um eine Stelle unter den Zunftmeistern anhalten würde, so kehrte er nach Rom zurück. Seine Freunde

Freunde wunderten sich darüber; allein er sagte zu ihnen: „Wißt ihr nicht, daß man vom Metellus „schon wegen seiner eigenen Thorheit alles befürchten „müsse? Jezt aber wird er nach den Absichten des „Pompejus, wie ein Bliz auf den Staat loßfahren, „und alles in Verwirrung sezen. Gewiß, dieses ist „die Zeit nicht, da ich auf dem Lande müßig gehen „könnte: ich muß entweder diesen Mann überwälti„gen, oder für die Freyheit streitend auf eine anständi„ge Weise sterben.„ Als es ruchbar geworden war, daß Cato sich um das Tribunat bewerbe, bestärckten ihn viele rechtschaffene Männer in diesem Vorsaze, und gestanden, daß er keine Wohlthat dadurch empfange, sondern vielmehr dem gemeinen Wesen eine erweise: indem er dieses Amt schon mehrmals ausgeschlagen hätte, da er es leicht erhalten konnte; jezt aber es annehme, da er es nicht ohne die heftigsten Streitigkeiten würde verwalten können. Er wurde würcklich nebst dem Metellus und einigen andern Zunftmeister des Volcks. Es schien ihm darauf, daß die auf das folgende Jahr neu erwählten Consuls sich durch Bestechungen den Weg zu dieser Würde gebahnet hätten; er warf dieses dem Volcke vor, und drohte sogleich, diejenigen, welche Antheil daran hätten, zu verklagen: nur nahm er den Silanus, seinen Schwager, welcher ebenfalls zum Consul ernannt worden war, davon aus; vermuthlich, weil er einen so nahen Anverwandten nicht mit Anstande öffentlich anklagen konnte.

Allein den andern neu bestellten Consul Murena ließ er und einige andere, weil er solches durch unerlaubte Künste geworden wäre, vor Gericht fordern. Er verfolgte wohl dabey mehr den Schein, als einen ganz gewissen Grund: denn der vor-

nehmste

nehmste Ankläger des Murena war aus Neid wider ihn aufgebracht. Dieser war durch ein Gesez berechtiget, seinem Ankläger eine Art von Hüter oder Aufseher beyzugeben, damit derselbe wider den Beklagten keine geheimen und hinterlistigen Maaßregeln nehmen möchte. Murena beobachtete dieses gleichfals bey dem Cato; allein dieser handelte in der ganzen Rechtssache so frey und offen, daß ihn Murena selbst besuchen, und von ihm erfahren konnte, wenn er die Klage anbringen würde. Da sie endlich vor Gerichte vorgenommen wurde, vertheidigte ihn Cicero, der eben Consul war, mit so vieler Geschicklichkeit, daß er loßgesprochen wurde. Wenn man seine Rede für den Murena nicht wegen der Kunst und der artigen Wendungen lesen wollte, die darinne herrschen, so müßte man sich dieses Vergnügen wenigstens darum machen, um daraus den Cato, das ist die ungemeine Hochachtung kennen zu lernen, welche man zu Rom durchgängig gegen ihn hatte. Cicero befürchtet nichts so sehr, als daß das Urtheil des Cato über den Murena, diesem den meisten Schaden bringen möchte; er gesteht, daß derselbe alle große und erhabene Tugenden besize, daß sie ihm von Natur eigen sind; aber er wünscht zugleich, daß diese Tugenden gelinder und weniger hart seyn möchten. Daß sie es nicht sind, sagt er, rührt nicht vom Cato her, sondern von der Stoischen Philosophie, welche er angenommen, und ganz zur Ausübung gebracht hat. Hievon nimmt Cicero Gelegenheit, über die Stoischen Grundsäze, wie zum Beyspiel: daß ein Weiser niemals durch Kunst bewegt werden dürfe; daß er gegen alle Verbrechen unerbittlich und ohne Mitleiden seyn müsse; daß er allein schön, reich und mächtig sey; daß alle Vergehungen und Sünden einander gleich sind, und über andere sogenannte

nannte Stoische Paradoxa zu spotten. Er reizte durch seine Vorstellungen die Richter selbst zum Lachen. Auch Cato konnte sich nicht enthalten zu lächeln, und sagte zu den Umstehenden: Haben wir nicht einen poßierlichen Consul! So wußten diese beyden großen Männer, wenn sie gleich in wichtigen Angelegenheiten mit einander uneins waren, doch frey von Beleidigung zu bleiben, ihren Widerspruch durch Schertz zu mäßigen, und unter einer verschiedenen Denckungsart, aber mit gemeinschaftlicher Liebe gegen das Vaterland, demselben zu dienen. Murena beobachtete ein eben so rühmliches Verhalten gegen den Cato, obgleich dieser ihn heftig angeklagt hatte: er zog ihn in seinem Consulate mit Ehrerbietung zu Rathe, und folgte seinen Erinnerungen. Um eben dieselbe Zeit unterstüzte Cato den Cicero, der damals Consul war, bey manchen gefährlichen Unruhen; am allermeisten aber zeigte sich sein Eifer, seine Standhaftigkeit, und die ausnehmende Kenntniß, welche er von dem Besten des Staats besaß, bey der Verschwörung des Catilina.

Sie war durch die Wachsamkeit des Cicero entdeckt, und durch seinen Muth erstickt worden; Catilina sahe sich genöthigt, aus Rom zu flüchten; aber einige der vornehmsten Theilnehmer seines Verbrechens, welche zum Theil Mitglieder des Raths waren, wurden ergriffen und gefangen gesezt. Wie man mit diesen verfahren sollte, darüber war der Rath nicht einig. Ein Theil stimmte darauf, daß sie hingerichtet werden müßten. Cäsar hingegen, der eine jede solche Bewegung im Staate lieber erweitern als ganz unterdrücken wollte, damit er Gelegenheit haben möchte, wenn daraus Krieg entstünde, sich über andere empor zu schwingen, rieth in einer sehr

ein-

einnehmenden Rede, man sollte sie nur zu einer beständigen Gefangenschaft verurtheilen. Er brachte würcklich den größten Theil der Rathsherren dahin, daß sie ihm, unter andern auch aus Furcht vor dem Volcke, beyfielen: und Cicero schien ihnen vergebens die nöthige Schärfe gegen so schlimme Verbrecher zu empfelen. Aber endlich kam die Reihe seine Meinung zu sagen, an den Cato: er wurde, weil er einer der jüngsten war, beynahe zulezt darum befragt. Darauf hielt er eine so nachdrückliche Rede, daß die Meinung des Cäsar wieder verlassen, und die seinige zum Grunde des Rathschlußes gelegt wurde, nach welchem die Mitverschwornen des Catilina mit der Lebensstrafe belegt werden sollten. Weil sie die einzige übrig gebliebene Rede des Cato ist, indem sie Cicero durch heimlich hingestellte Schreiber, die er gewisse Zeichen zur Geschwindigkeit im Nachschreiben lehrte, hatte auffangen lassen, und weil sie von der Staats-Beredsamkeit, von dem ganzen Charakter ihres Urhebers eine so merckwürdige Probe ablegt, auch außerdem so entscheidend gewesen ist: so wird man sie hier, wie ich hoffe, nicht ungerne lesen.

„Ich dencke, sagte Cato, über diese Angelegen„heit ganz anders, ihr Väter des Rathes, wenn „ich die Sache selbst, und die Gefahr, in welcher wir „uns befinden, überlege, als wenn ich den Meinun„gen nachsinne, die einige vor mir eröffnet haben. „Diese scheinen mir von der Bestrafung dererjenigen „geredet zu haben, welche ihr Vaterland, ihre El„tern und Familien haben bekriegen wollen; allein „die Sache selbst erinnert uns, daß wir uns vor die„sen Leuten mehr hüten, als daß wir berathschlagen „sollten, was wir ihnen vor ein Urtheil sprechen müs„sen. Denn andere Verbrechen kann man alsdenn

„bestrafen, wenn sie begangen worden sind; wenn
„man aber bey diesem nicht Sorge trägt, daß es
„nicht begangen werde, so ruft man, nachdem es
„vollbracht worden, die Obrigkeit vergebens um
„Hülfe an. Ist einmal die Stadt eingenommen,
„so bleibt den Ueberwundenen weiter keine Rettung
„übrig. Nun aber fordere ich euch auf, um der un-
„sterblichen Götter willen, die ihr allemal eure Häu-
„ser, Landgüter, und Gemählde höher als den Staat
„geschäzt habt; wenn ihr dieses alles, das ihr so
„sehr liebt, es mag einen Werth haben, welchen es
„will, beybehalten, wenn ihr ruhig eurer Wollüste
„genießen wollt, so erwacht doch einmal, und sorgt
„im Ernste für das gemeine Wesen. Es ist ja hier
„nicht die Rede von den Zöllen, oder von Beleidigun-
„gen, die unsern Bundsgenossen zugefügt werden;
„unsere eigene Freyheit und unser Leben stehen in
„Gefahr. Ich habe oft in dieser Versammlung
„weitläuftig geredet, ihr Väter; oft habe ich über
„die Ueppigkeit und den Geitz unserer Bürger ge-
„klagt, und deswegen sind mir so viele Leute feind. Da
„ich aber mir selbst niemals ein Versehen verziehen
„habe, so konnte ich auch nicht leicht die Ausschwei-
„fungen anderer übersehen. Unterdessen ob ihr gleich
„diese meine Reden gering geachtet habt, so befand
„sich doch damals der Staat in einer sichern Ver-
„fassung, und unser Ueberfluß verstattete diese Sorg-
„losigkeit. Jezt aber kommt es nicht darauf an,
„ob wir ehrbar oder lasterhaft leben, auch nicht dar-
„auf, wie groß und wie herrlich das Römische Reich
„sey; sondern es ist die Frage, ob dieses, es mag so
„viel werth seyn als es will, unser seyn soll, oder
„ob wir es mit den Feinden theilen sollen. Kann
„denn hier jemand von Sanfmuth und Mitleiden zu
„reden anfangen? Schon lange haben wir in der
„That

„That die wahren Benennungen der Dinge verlo„ren. Denn dadurch, daß man die Verschwendung „fremder Güter Freygebigkeit, und den kühnen Sinn „zu bösen Unternehmungen Tapferkeit nennet, ist der „Staat ins Verderben gerathen. Dergleichen Leute „mögen nun immerhin, weil es einmal die Sitten „mit sich bringen, von den Gütern unserer Bunds„genossen freygebig seyn; sie mögen sich gegen diejenigen freygebig bezeigen, welche den öffentlichen „Schatz bestehlen: nur unser Blut mögen sie nicht „verschencken; nur mögen sie nicht, um einiger Bö„sewichter zu schonen, zugleich alle Rechtschaffene ins „Unglück stürzen. Cäsar hat kurz vorher in dieser „Versammlung sehr wohl und artig von Leben und „Todt gesprochen; es scheinet, daß er alles vor falsch „halte, was von einem Zustande nach dem Tode ge„sagt wird; daß nemlich die Bösen, von den Tu„gendhaften weit entfernt, in abscheulichen, unan„gebauten und fürchterlichen Gegenden wohnen. „Daher hat er die Meinung vorgetragen, man sol„le die Güter dieser Verbrecher einziehen, und sie „selbst in den Italiänischen Städten, welche ihr be„sonderes Bürgerrecht haben, gefangen aufbehalten „lassen: und das in der Absicht, damit sie nicht, „wenn sie zu Rom bleiben, entweder von andern „Mitgenoßen der Verschwörung, oder von einem „gedungenen Hauffen des Pöbels, der Gefangen„schaft entrissen werden. Gerad als wenn es nur „zu Rom, nicht aber in ganz Italien Bösewichter „gäbe; oder als wenn die Verwegenheit nicht an „solchen Orten mehr vermöchte, wo man sich weni„ger vertheidigen kann. Wenn er also von ihnen „eine Gefahr befürchtet, so ist dieser Vorschlag ganz „unnüz; fürchtet er aber bey dieser allgemeinen gros„sen Furcht allein nichts, so ist desto mehr daran ge-

„legen, daß ich für mich selbst und für euch Furcht
„trage. Gewiß, wenn ihr über den Lentulus und
„die übrigen Mitverschwornen ein Urtheil fällen wer-
„det, so glaubt nur immer, daß ihr zugleich in An-
„sehung des Kriegsheeres des Catilina, und aller
„die an dieser Verschwörung Antheil haben, einen
„Schluß gefaßt habt. Je strengere Aufmercksamkeit
„ihr hiebey bezeigen werdet, desto mehr wird ihnen der
„Muth fallen; mercken sie aber, daß ihr euch nur
„etwas in Gelindigkeit auflöset, so werden sie gar
„bald alle trozig hier erscheinen. Dencket ja nicht,
„als wenn unsere Vorfahren den Staat bloß durch
„Waffen von einem kleinen Anfange zu einer sol-
„chen Größe gebracht hätten. Wäre dieses wahr,
„so befände sich jezt unser Staat in der vortrefflich-
„sten Verfassung: denn wir haben weit mehr
„Bundsgenossen und Bürger, mehr Waffen und
„Pferde als sie. Nein, sie sind durch andere Dinge
„groß geworden, welche uns fehlen. Innerhalb ih-
„rer Mauern waren sie geschäftig und fleißig; aus-
„serhalb derselben regierten sie gerecht; sie brachten
„zu ihren Berathschlagungen ein freyes Gemüth,
„das weder von Ausschweifungen noch von unor-
„dentlichen Begierden regiert wurde. An statt die-
„ser Eigenschaften haben wir Ueppigkeit und Geiz;
„das gemeine Wesen ist dürftig, die Privatpersonen
„hingegen haben an allem Ueberfluß; wir loben den
„Reichthum, und ergeben uns gleichwohl der Faul-
„heit; der Unterscheid zwischen Rechtschaffenen und
„Lasterhaften ist bey uns aufgehoben, und der Ehr-
„geiz allein besizt alle Belohnungen der Tugend. Es
„ist auch gar kein Wunder, daß, wenn ein jeder von
„euch nur bloß für sich sorgt, wenn ihr euch zu Hause
„den Ergözlichkeiten überlasset, und hier entweder
„aus eigennüzigen oder aus partheyischen Absichten
„han-

„handelt, daß alsdenn auf den gleichsam leer stehen-
„den Staat ein Anfall gewagt wird. Doch davon
„will ich jezt nicht reden. Einige der vornehmsten
„Bürger haben sich mit einander verschworen, ihre
„Vaterstadt anzuzünden. Sie wiegeln die Gallier,
„das feindseeligste Volck gegen die Römer, zum
„Kriege auf; der Anführer unserer Feinde ist mit
„dem Heere bereits vor unsern Thoren. Und ihr
„könnt noch jezt zaudern, und unschlüßig seyn, was
„ihr mit den Feinden, die innerhalb der Mauern
„ergriffen worden sind, anfangen sollt? Ich rathe
„euch, erbarmet euch ihrer. Es sind junge Leute,
„welche aus Ehrgeiz gefehlet haben. Laßt sie sogar mit
„ihren Waffen loß! Wahrhaftig, diese Gelindigkeit
„und dieses Mitleiden wird, wenn sie erst die Waf-
„fen ergriffen haben, zu eurem Leiden und Elende
„ausschlagen. Es ist also zwar die Sache wohl arg;
„aber ihr fürchtet euch vor derselben nicht: ja wohl
„steht ihr in großer Furcht darüber; aber aus Träg-
„heit und Weichlichkeit des Gemüthes wartet ihr
„einer auf den andern und zaudert: vermuthlich aus
„Vertrauen auf die unsterblichen Götter, welche die-
„sen Staat oft aus den größten Gefahren gerettet
„haben. Allein man erlangt die Hülfe der Götter
„nicht durch Wünsche und weibisches Flehen: nur
„alsdenn, wenn man wachsam und geschäfftig ist,
„wenn man guten Rath ertheilet, geht alles glück-
„lich von Statten. Ergiebt man sich aber der
„Sorglosigkeit und Faulheit, so ruft man die Göt-
„ter vergebens um ihren Beystand an: sie bezeigen
„sich alsdenn zornig und feindseelig. Zu den Zei-
„ten unserer Vorfahren befohl A. Manlius Tor-
„quatus, in dem Kriege wider die Gallier, daß
„sein Sohn, weil er ohne Erlaubniß des Feldherrn
„mit den Feinden gefochten hatte, hingerichtet werden

 „sollte:

„sollte: und dieser treffliche Jüngling wurde würck-
„lich für seine unzeitige Tapferkeit am Leben gestraft.
„Ihr aber könnt noch zweifelhaft seyn, was ihr
„über die grausamsten Feinde des Vaterlandes vor
„ein Urtheil fällen sollt! Es mag wohl ihr übriges
„Leben dieser Schandthat nicht gemäß seyn. Ja,
„schonet immer der vornehmen Würde des Lentu-
„lus, wenn er selbst seiner Keuschheit und Ehre, wenn
„er jemals der Götter oder irgend eines Menschen
„schonet. Laßt der Jugend des Cethegus Gnade
„wiederfahren, wenn er nicht schon zum zweyten-
„male sein Vaterland bekriegt hat. Denn was soll
„ich erst vom Gabinius, Statilius und Ceparius
„reden? Wenn sie jemals einige Ueberlegung ge-
„habt hätten, so würden sie dergleichen Anschläge ge-
„gen den Staat nicht gefaßt haben. Endlich, ihr Vä-
„ter, wäre das Verbrechen würcklich noch zu begehen,
„so wollte ich es leicht geschehen lassen, daß ihr erst
„durch die Erfahrung auf andere Meinung gebracht
„würdet, weil ihr nach Worten nichts fragt. Aber
„wir sind ja schon von allen Seiten umringt. Ca-
„tilina dringt mit seinem Heere bereits auf uns loß;
„andere Feinde giebt es innerhalb der Mauern, und
„mitten in der Stadt. Man kann keine Zurüstung,
„keine Berathschlagung mehr heimlich anstellen:
„desto mehr muß geeilet werden. Ich bin daher der
„Meinung, daß - - - diese überwiesene Ver-
„brecher am Leben gestraft werden müssen.„

Diese Rede that zwar ihre Würckung; sie schien aber auch eine schädliche hervorzubringen. Denn weil die Lebensart und die Gesinnungen des Cäsar in derselben nachtheilig und merklich genug waren abgeschildert worden, wandte er sich vom Rathe auf die Seite des gemeinen Volcks, und suchte sich einen Anhang
von

von den allerschlechtesten Leuten zu machen. Um dieses zu verhüten, theilte der Rath, nach dem Vorschlage des Cato, unter den dürftigen und unruhigen Pöbel eine Menge Getreyde aus. Zu gleicher Zeit aber hatte dieser eine weit größere Gefahr von dem Staate abzuwenden, mit welcher denselben sein Amtsgenoße Metellus bedrohte. Unter dem Vorwande, daß man sich wider den Catilina in Gegenwehr sezen müsse, schlug dieser vor, daß man den Pompejus mit dem Heere, welches er damals in Asien anführte, eiligst nach Rom sollte kommen lassen; im Grunde aber wollte er dadurch denselben zum Herrn des Staats machen. Als dieses in der Rathsversammlung untersucht wurde, sprach Cato gar nicht mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit gegen den Metellus; er gab ihm vielmehr nur sanfte Ermahnungen, und ließ sich endlich bis zum Bitten herab, wobey er demselben vorstellte, daß seine Familie doch stets der bessern Parthey im Staate gefolgt sey. Metellus wurde durch diese Gelindigkeit nur übermüthiger, verachtete seinen Gegner, als wenn er sich vor ihm fürchtete, und fieng an zu drohen, daß er auch wider den Willen des Raths sein Vorhaben ausführen wollte. Darauf aber veränderte Cato Gesicht, Stimme und Ausdrücke, und versicherte, daß, so lange er lebte, Pompejus nicht gewaffnet in Rom einziehen sollte. Der Vorschlag des Metellus wurde unterdessen doch vor das Volck gebracht, ob dieses vielleicht denselben zu einer Verordnung machen dürfte. Er hatte einen bewaffneten Hauffen, viele fremde, Fechter und Knechte auf seiner Seite, und ein großer Theil des Volcks wünschte dem Pompejus eine solche Macht; auch Cäsar unterstüzte diesen Vorschlag durch sein großes Ansehen. Mit dem Cato hingegen hielten

es zwar die vornehmsten und rechtschaffensten Männer der Stadt; allein er konnte von ihnen mehr erwarten, daß sie mit ihm gemeinschaftlich Gewaltthätigkeiten leiden, als daß sie ihm in der Vertheidigung des gemeinen Wesens Beystand leisten würden. Bey diesen Aussichten befürchteten seine Freunde alles für ihn; einige blieben des Nachts bey ihm, und seine Familie stand den äußersten Kummer aus; er allein aber war voll Zuversicht und Muth. Da er des andern Tages, an welchem die Sache ihren Ausschlag gewinnten sollte, auf den Marckt kam, warneten ihn viele vor der bevorstehenden Gefahr. Er sahe würcklich eine Menge Bewaffneter in der Nähe, und seinen Feind den Metellus mit dem Cäsar an einem erhabenen Orte sitzen. Bey diesem Anblicke sagte er zu seinen Freunden: „Ist das nicht „ein furchtsamer Mann, der wider einen einzigen „unbewaffneten Menschen so viele Streiter versammlet hat!„ Er gieng darauf gerade auf denselben mit ein paar Freunden loß, und sezte sich zwischen ihn und den Cäsar, um ihre Gespräche zu unterbrechen. Alle redliche Männer, die zugegen waren, bewunderten die Standhaftigkeit und die gesezten Züge des Cato: sie näherten sich ihm, und ermunterten ihn, ferner die Freyheit unerschrocken zu verfechten. Metellus wollte nun sein vorgeschlagenes Gesez vorlesen; allein Cato riß es ihm aus der Hand. Er wollte es aus dem Gedächtnisse hersagen; allein Thermus, ein Freund des Cato, der gleichfals Zunftmeister war, stopfte ihm den Mund mit der Hand zu. Darauf rief Metellus seine bewaffneten Anhänger herbey, welche die Gegenparthey sogleich zerstreueten. Nur Cato wollte nicht weichen; in der Lebensgefahr, in der er sich damals befand, verließ ihn Murena, eben derjenige, den er angeklagt

hatte,

hatte, nicht, er bedeckte ihn mit seinem Kleide, rief dem Volcke zu, mit Steinwerfen inne zu halten, und zog ihn endlich in einen nahgelegenen Tempel. Da Metellus seine Gegner in die Flucht getrieben sah, schickte er die Bewaffneten weg, und suchte sein vorgeschlagenes Gesez bloß durch Ueberredung zu Stande zu bringen; allein jene sammleten sich bald wiederum, kamen mit einem zuversichtlichen Geschrey zurück, und nun wurde die Parthey des Metellus von einer so plözlichen Furcht ergriffen, daß sie sich ganz verlor. In diesen Umständen trat Cato unter dem Volcke auf, lobte und bestärckte es in dem Vorsaze, sich dem Metellus zu widersetzen; auch der Rath erholte sich von seinem Schrecken, und befohl, daß jedermann dem Cato zu Hülfe kommen sollte, um das oftgedachte Gesez zu hintertreiben. Man war auch in der That ihm diesen Sieg schuldig, den er dem Staate gleichsam über den Pompejus selbst verschaffte: gleichwohl verhinderte er es, daß der Rath den Metellus nicht um sein Zunftmeister-Amt brachte. So viele Mäßigung bey einem so gerechten Unwillen zog ihm desto grössere Lobsprüche zu: und man billigte auch dieses sehr, daß er bey diesem Handel den Pompejus selbst, der immer Hochachtung verdiente, nicht angegriffen hatte.

Sobald es aber darauf ankam, die Gerechtigkeit zu handhaben, vergaß er wiederum, wie groß Pompejus sey. Lucullus war durch ihn von der Befehlshaber-Stelle in Asien verdrängt worden, und verlor beynahe durch Anstiften der Freunde desselben, die verdiente Ehre des öffentlichen Triumphs. Cato erhielt ihm dieselbe durch die eifrigsten Bemühungen. Unterdessen erwarb sich Pompejus durch seine kriegerische Thaten einen sehr glänzenden Ruhm,

und verlangte im Vertrauen auf denselben von dem Rathe, daß er die Wahlversammlung der neuen Consuls aufschieben möchte, damit er persönlich den Piso dazu empfelen könnte. Die meisten waren geneigt, in dieses Begehren zu willigen; aber Cato brachte es dahin, daß dasselbe abgeschlagen wurde, damit Pompejus nicht immer kühner werden möchte. Dieser erkannte endlich, daß er sich vor allen Dingen den Cato zum Freunde machen müsse, wenn er seine Absichten erreichen wollte. Das Mittel, welches er wählte, diese Freundschaft oder doch Verbindung bey den öffentlichen Angelegenheiten, zu erlangen, ist von Personen seines Ranges häuffig und mit gutem Erfolge gebraucht worden; nur beym Cato kam man auf dem gemeinen Wege nicht weit. Pompejus ließ zwo von den Anverwandtinnen desselben, die eine für sich, die andere für seinen Sohn zur Ehe begehren. Die Familie des Cato zweifelte gar nicht, daß ihr durch diesen Antrag eine ausnehmende Ehre erwiesen würde, die sie mit Freuden annehmen müßte. Er selbst aber ließ, ohne sich im geringsten zu bedencken, dem Pompejus zur Antwort sagen, Cato lasse sich nicht durch Frauenzimmer verstricken; „ich wünsche mir, sezte er hinzu, seine Gewogenheit, und werde ihm, wenn er recht handelt, „eine Freundschaft bezeigen, die stärcker ist als alle „Verwandtschaft; allein ich werde seiner Ehre keine „Geißel wider das Vaterland geben.„ Diese Antwort klang in den Ohren aller Anverwandten und Freunde des Cato zu hart. Als aber Pompejus bald darauf das Volck zum Besten eines seiner Freunde bestach, belehrte er sie, daß er in dergleichen unanständige Handlungen mit würde verwickelt worden seyn, wenn er sich in diese Blutsfreundschaft eingelassen hätte.

Ich

Ich widerspreche einem so weisen Schriftsteller als Plutarch ist, sehr ungerne; ich glaube auch eben nicht richtiger zur urtheilen als er; allein ich will dem Leser wenigstens meine Zweifel vorlegen. „Wenn „man, sagt Plutarch, nach dem Ausgange ein Ur„theil fällen soll, so hat Cato überhaupt hierinne „gefehlet, daß er diese Verwandtschaft nicht ange„nommen, sondern vielmehr zugegeben hat, daß sich „Pompejus auf die Seite des Cäsar gewandt, und „sich mit ihm durch eine Heyrath verbunden hat: „denn nachdem diese beyde ihre Macht vereiniget „hatten, haben sie beynahe das Römische Reich, we„nigstens als einen Freystaat betrachtet, umgestürzt. „Dieses wäre aber vielleicht nicht geschehen, wenn „sich Cato nicht an die geringen Versehen des Pom„pejus gestoßen, und in Rücksicht auf wichtigere „Folgen verhindert hätte, daß derselbe seine Gewalt „nicht mit einem andern verbände.„ Es könnte genug scheinen hiegegen einzuwenden, daß Cato sich nach seinen strengen Grundsäzen nicht anders habe verhalten können; man kann aber auch aus der Kenntniß, welche er von der Gemüthsart des Pompejus besaß, und aus der ganzen folgenden Geschichte desselben, darauf antworten. Er wußte, daß Pompejus, der ehrgeizigste Mann seiner Zeit, sich durch Vorstellungen eines Anverwandten allein, von seinen großen Entwürfen nicht werde zurückhalten lassen. Sie beyde insonderheit dachten viel zu verschieden über die erlaubte Art sich im Staate hervorzuthun, als daß sie, unter allen andern Verbindungen, hierinne mit einander hätten einig werden können. Und obgleich Cato nachmals der Parthey des Pompejus in dem Kriege wider den Cäsar anhieng; so haben doch auch alsdenn

seine

seine Rathschläge weit wenigern Eingang gefunden, als er verlangen konnte.

Er sezte sich dem Pompejus bald von neuem entgegen, da er den Lucullus unterdrücken wollte. Jener suchte sich darauf durch den öffentlichen Vorschlag, daß gewisse Ländereyen unter die Soldaten ausgetheilt werden sollten, bey diesen beliebt zu machen. Auch hierinne widerstand ihm Cato. Daher vereinigte sich endlich Pompejus mit dem Clodius, einem der verwegensten Zunftmeister, und noch genauer mit dem Cäsar, welcher sich ebenfals vom Cato vor beleidigt hielt, weil dieser ein gewisses Verlangen desselben hintertrieben hatte. Nachdem Cäsar zum Consul war ernannt worden, empfolen diese drey aufs neue dem Volcke, einige Verordnungen wegen der Austheilung von Ländereyen unter dürftige Bürger zu machen. Der andere Consul Bibulus widersezte sich ihnen, und mit ihm unter andern auch Cato. Dieser sahe die Freundschaft des Pompejus und Cäsar als eine Art von Verschwörung wider die Freyheit des Staats an, wie sie es auch würcklich war; er fürchte sich, sagte er, nicht sowohl vor der Austheilung der Aecker, welche sie vorschlugen, als vielmehr vor der Belohnung, die sie für diese Freygebigkeit von dem Volcke begehren würden. Allein ihre Parthey gebrauchte die offenbarste Gewalt, um den Bibulus nebst seinen Freunden von dem Marcktplatze zu vertreiben. Viele von diesen wurden verwundet, und alle flüchteten aufs schnellste fort: der einzige Cato gieng zulezt mit langsamen Schritten weg, indem er sich öfters mit Verwünschung dieser Unordnungen umsah. Darauf wurden nicht allein die vorgeschlagenen Acker-

Geseze

Geseze von dem Volcke gebilligt, sondern auch beschlossen, daß sie der ganze Rath beschwören sollte. Man mußte wegen der zugleich angedrohten Strafe gehorchen; aber Cato ließ sich weder durch seine Familie, noch durch seine Freunde bewegen, solches zu thun. Zulezt brachte ihn noch Cicero mit ungemeiner Mühe dazu, nachdem er ihm vorgestellt hatte, daß er nicht einmal völlig Recht darinne habe, sich den öffentlichen Schlüssen ganz allein entgegen zu sezen; daß sein Widerstand nunmehro doch fruchtloß seyn werde, und daß er vielmehr dadurch den Staat und seine Freunde, welche beyde seiner Dienste so bedürftig wären, derselben berauben dürfte: unter diesen Freunden aber war Cicero der erste, welcher vom Clodius bedroht wurde.

Wie ungern Cato dabey nachgegeben habe, sahe man bey der ersten ähnlichen Gelegenheit. Cäsar, der sich die Gunst des Volcks durch seine vorhergehenden Geseze erworben hatte, schlug abermals vor, daß beynahe der ganze Campanische Acker unter arme Bürger vertheilt werden sollte. Fast niemand wagte es ihm zu widersprechen, als Cato. Darauf ließ ihn Cäsar von der Redner-Bühne herunter ziehen, und ins Gefängniß führen. Noch unterwegens sprach Cato laut wider das neue Gesez: er ermahnte zugleich seine Mitbürger, dergleichen Gewaltthätigkeiten nicht zu verstatten. Der ganze Rath und viele rechtschaffene Leute aus dem Volcke, folgten ihm traurig nach. Allein obgleich Cäsar ihren Verdruß merckte, so war er doch zu stolz ihn freywillig loßzulassen: er wartete immer, daß Cato appelliren oder bitten sollte, und ließ ihn daher weiter fortführen, bis er, von Schaam über diese unedle Handlung überwunden, einen Zunftmeister anstiftete,

welcher kraft der Gewalt seines Amtes befohl, dem Cato die Freyheit wieder zu geben. Der große Hauffen war unterdessen dem Cäsar völlig zugethan: daher fiel es ihm leicht, die Statthalterschaft von Illyricum und ganz Gallien nebst dem Befehle über vier Legionen, auf fünf Jahre zu erlangen. Vergebens sagte Cato den Römern voraus, daß sie sich durch diese Anstalten in dem wichtigsten Theile des Reichs einen Oberherrn sezten. Sie hatten deren eigentlich schon damals drey, indem Crassus, der reichste unter allen Römern, einerley Maaßregeln mit dem Cäsar und Pompejus folgte. Die mächtige Parthey dieser Verbundenen ließ den Clodius, wider die Geseze zum Zunftmeister ernennen, und ein paar Consuls wählen, die ihnen völlig zu Gebote standen. Dieses alles ohngeachtet, fürchteten sie sich doch vor dem einzigen Cato. Sie dachten immer daran, wie schwer es ihnen gefallen sey, denselben zu überwältigen, wie wenig ihnen fast dabey die äußerste Gewalt gedienet habe. Clodius insonderheit hatte gar keine Hoffnung, so lange derselbe noch zugegen war, den Cicero mit Nachdruck verfolgen zu können.

Er ersann daher folgenden Kunstgriff den Cato auf die Seite zu schaffen. Er hatte das Römische Volck zu bereden gewußt, daß es den Ptolemäus, König von Cypern, unter dem nichtigen Vorwande, weil er sehr übel regierte, seines Reichs verlustig erklärte, und sich dasselbe zueignete: eine der größesten Ungerechtigkeiten, welche jemals von den Römern begangen worden ist. Man mußte nun einen angesehenen Mann nach Cypern schicken, um diese Insel im Nahmen des Staats in Besiz zu nehmen. Clodius trug diese Gesandschaft dem Cato

an;

an; er sezte hinzu, er halte ihn vor den rechtschaffensten unter allen Römern, und daher wollte er ihm diese Ehre, nach welcher viele strebten, zuwenden. Der Fallstrick war zu sichtbar gelegt, als daß Cato demselben nicht hätte ausweichen können. Er nannte daher sogleich diesen Auftrag eine Art von Nachstellung und Beschimpfung, die man ihm zufügen wollte. Wenn er Ihnen nicht gefällt, sagte Clodius trozig, so wird man Sie zwingen, dahin zu gehen: und er würckte darauf einen Schluß des Volcks aus, durch welchen dieses Geschäfte dem Cato auferlegt wurde. Zu meiner großen Verwunderung sagen die Geschichtschreiber nichts davon, was Cato über diese ganze Angelegenheit gedacht, ob er sich den ungerechten und eigennüzigen Maaßregeln, welche ganz Rom hierinne ergriff, nicht widersezt, oder ob er geglaubt habe, daß dieselben einigermaßen gerechtfertigt werden könnten. Vielleicht erschöpfte er seine Beredsamkeit vergebens, um dieselben zu hintertreiben, da sie von der herrschenden Parthey empfolen wurden: und nachdem es ihm einmal durch einen öffentlichen Schluß war aufgetragen worden, dieselben auszuführen, scheinet es ihm noch weniger möglich gewesen zu seyn, davon befreyet zu bleiben. Ich werde mich wenigstens wohl hüten, ihn mit neuern Schriftstellern zu tadeln, daß er sich zu einem Werckzeuge der Gewaltthätigkeit habe brauchen lassen, weil ich nicht weiß, wie viel er dagegen mag gekämpft haben. Beklagen muß ich ihn desto mehr: wenn ich ihn in dieser Verrichtung betrachte, so glaube ich den strengsten und tugendhaftesten Richter einer Stadt vor mir zu sehen, den einige Rotten des Pöbels nöthigen, ihren Anführer abzugeben, indem sie ein Haus erbrechen und plündern.

Clodius begnügte sich nicht daran, den Cato auf eine schimpfliche Art von Rom wegzubringen: er machte ihm auch seine Geschäfte auf alle Weise beschwerlich. Er verhinderte, daß ihm weder ein Schiff, noch Soldaten, noch einige Bedienten auf öffentliche Kosten mitgegeben wurden, zween Schreiber ausgenommen, davon der eine ein bekannter Bösewicht, der andere ein Vertrauter des Clodius war. Und damit Cato desto länger abwesend seyn möchte, sollte er auch noch eine innerliche Uneinigkeit zu Byzantium beylegen. Bey seiner Abreise bat Cato den Cicero, welcher schon vom Clodius angegriffen wurde, sich seinen Feinden nicht zu heftig zu widersezen, damit es nicht zu einem bürgerlichen Kriege käme; sondern durch Nachgeben, welches die damaligen Umstände nothwendig machten, sein Vaterland noch einmal zu erhalten. Nach Cypern schickte er den Canidius voraus, welcher dem zu Rom abgesezten Könige vorstellen sollte, es sey für ihn am rathsamsten, den Römern von selbst zu weichen; zumal da sie ihm das Priesterthum der Venus zu Paphos, als eine angesehene und einträgliche Stelle, geben wollten; einen sonderbaren Tausch mit einem Königreiche. Cato selbst blieb zu Rhodus, um auf die Antwort des Königs zu warten, und Anstalten zu seiner fernern Reise zu treffen.

Eben da er sich auf dieser Insel befand, landete auch daselbst der König von Aegypten, Ptolemäus. Dieser Fürst reisete nach Rom, wo er den Pompejus und Cäsar bitten wollte, ihn mit einem Heere in sein Reich zurück zu bringen, aus welchem er wegen einer Streitigkeit mit seinen Unterthanen gewichen war. Da er hörte, daß Cato in der Nähe zugegen wäre, ließ er ihm seine Ankunft melden, und hoffte, daß

daß er ihn besuchen würde. Cato war eben über einer natürlichen Handlung begriffen, die man nicht zu nennen pflegt, die aber daraus sehr begreiflich wird, daß sie ihn hinderte aufzustehen. Er ließ also dem Ptolemäus sagen, er möchte, wenn es ihm gefiele, zu ihm kommen. Der König kam, und erstaunte anfänglich sehr über den anscheinenden Stolz des Cato bey so wenigem äußerlichem Gepränge: denn dieser blieb unverrückt auf der besondern Art von Stuhle sizen, die er eingenommen hatte, und ließ den König nur neben sich Platz nehmen. Allein da er den Cato mit ihm von seinen Angelegenheiten überaus weise und freymüthig sprechen hörte, wie ihm dieser Vorwürfe darüber machte, daß er mit Verlassung seines bisherigen glücklichen Zustandes, zu Rom den unanständigsten und beschwerlichsten Bemühungen, und der Nothwendigkeit, ungeheure Summen zur Befriedigung des Geizes der Großen zu verschwenden, aussezen wollte, welche kaum, sagte Cato, durch den Werth von ganz Aegypten gesättigt werden könnten; wie der ihm ferner rieth, nach Aegypten zurück zu seegeln, und sich mit seinen Unterthanen auszusöhnen, wobey er sich anbot, ihn selbst zu begleiten, und ihm zu einem Vergleiche behülflich zu seyn: da kam Ptolemäus gleichsam aus einer Art von Wahnwitz wieder zu sich selbst, erkannte die Wahrheit und Klugheit dieser Erinnerungen, und entschloß sich, denselben zu folgen. Allein seine Staatsbedienten brachten ihn bald wiederum auf seinen ersten Entschluß zurück, weil ihnen vermuthlich mehr daran gelegen war, ihr Ansehen bey ihm nicht zu verlieren, als ihm das Beste zu rathen. Kaum aber war der König zu Rom angelangt, und hatte die erste obrigkeitliche Person besucht, so beklagte er seine Thorheit, daß er nicht so-

wohl den Rath eines verständigen Mannes, als vielmehr in demselben fast einen Götter-Ausspruch verachtet hätte.

Der König von Cypern nahm den Antrag des Cato noch weniger an; er besaß aber weder Muth noch Stärcke genug, sich gegen die Römer zu vertheidigen, und starb wenigstens noch als König, indem er sich selbst vergiftete, nachdem er versucht hatte, sich auf einem Schiffe mit allen seinen Schätzen im Meere zu versencken, aber auch zur Ausführung dieses Entschlußes nicht herzhaft genug gewesen war. Auf diese Nachricht seegelte Cato, nachdem er noch vorher die Byzantiner unter einander vereinigt hatte, nach Cypern, wohin er außer dem Canidius, zu mehrerer Sicherheit des hinterlassenen königlichen Schatzes, den Brutus, seiner Schwester Sohn, voraus schickte. Er fand denselben an Edelgesteinen, Hausgeräthe und vielen andern Kostbarkeiten, sehr ansehnlich, und ließ ihn gänzlich verkauffen. Dabey wandte er eine so mühsame Sorgfalt an, und suchte so eifrig hohe Preise herauszubringen, als wenn er sein eigenes Vermögen, nicht die Einkünfte des Staats dadurch vermehrte. Weil er bey diesem Verkaufe fast niemanden als sich selbst trauete, beleidigte er wider seinen Willen manche von seinen Freunden, und unter andern den Munatius, welcher der allervertrauteste war. Dieser glaubte vom Cato verachtet zu werden, weil ihn derselbe nicht vor sich ließ, als er eben mit dem Canidius geheime Geschäffte ausmachte. Munatius beschwerte sich darüber glimpflich; allein Cato rechtfertigte sein Betragen mit Hitze; daher reiste jener im Unwillen fort, und verharrte lange in demselben. Die zweyte Gemahlinn des Cato, Marcia, legte nach-

nachmals den Grund zu ihrer Versöhnung, und es gereicht dem Cato zum Ruhm, daß er dabey die ersten Schritte gethan hat. Er brachte gegen sieben tausend Talente Silbers, das ist über acht Millionen Reichsthaler, von dem verkauften Schatze zu Schiffe. An jede Kiste, in welche er das Geld vertheilte, ließ er einen langen Strick, und an das Ende von diesem ein großes Stück Pantoffelholz befestigen, damit man, wenn eines von den Schiffen untergienge, den Ort, wohin es versuncken wäre, durch das obenschwimmende Holz erkennen möchte. Das Geld kam beynahe alles glücklich nach Rom; hingegen verlor er die Rechnungen über dasselbe, von welchen er zwo Abschriften hatte machen lassen: die eine derselben gieng in einem Schiffbruch seines Freygelassenen, die andere in einem Brande, welcher ihn selbst betraf, zu Grunde. Es verdroß ihn dieses nicht deswegen, als wenn er hätte befürchten müssen, daß seine Feinde nunmehro seine Treue verdächtig machen könnten: denn er hatte die Rechnungen nicht zu seiner Rechtfertigung aufgesezt, zu welcher die Aufseher der königlichen Schätze, welche er mit sich führte, schon hinlänglich waren; sondern, um andern ein Beyspiel der fleißigsten Genauigkeit bey Verrichtungen dieser Art zu geben.

Sobald man zu Rom die Nachricht erhielt, daß Cato in die Mündung der Tiber eingelauffen sey, giengen ihm alle obrigkeitliche Personen und Priester, der ganze Rath und eine Menge Volcks entgegen; beyde Ufer des Flußes waren besezt, und er schien im Triumphe einzuziehen. Desto seltsamer kam es manchen vor, daß er nicht an demjenigen Orte ausstieg oder inne hielt, wo sich die Consuls und andere Großen befanden, sondern bey ihnen vorbey fuhr,

fuhr, und erst in dem eigentlichen Hafen ans Land trat. Wenn er dieses Bezeigen, das man gar wohl geringschäzig nennen konnte, darum angenommen hat, weil Rom nicht so wohl ihm, als der großen Geldsumme, welche er mitbrachte, entgegen zu gehen schien: so war dasselbe seinem Charakter gemäß, und gefällt mir besser, als die ganze Mühe, welche er in Cypern ausgestanden hatte. In der That bewunderte das Volck, das seine Verdienste sonst wenig erkannte, die Menge Geldes, welche er mitbrachte; der Rath lobte ihn deswegen in öffentlicher Versammlung, und ertheilte ihm das Stadt-Richter-Amt außerordentlich, nebst noch andern Ehrenbezeigungen. Allein Cato nahm diese Belohnungen nicht an; vielleicht weil er glaubte, eben nichts Vortreffliches ausgerichtet zu haben.

Damals war Philippus, der Vater seiner Gemahlinn Marcia, Consul; sein Amtsgenosse bezeigte dem Cato nicht weniger Ehrerbietung: und dadurch geschahe es, daß dieser eigentlich ihr Consulat leitete. Um eben dieselbe Zeit war auch Cicero von seiner Verweisung zurückgekommen, welche ihm Clodius, in der Abwesenheit des Cato, hatte zuerkennen lassen. In der Absicht, sich an demselben zu rächen, wollte er alle Schlüße und andere öffentliche Handlungen, welche Clodius während seines Tribunats zu Stande gebracht hatte, vor ungültig erklären lassen; unter dem Vorwande, daß derselbe den Gesezen zuwider Zunftmeister geworden wäre. Allein Cato vertheidigte den Clodius. „Er hat zwar, „sagte er, unter seinem Tribunate gar nichts Vernünftiges und Gutes ausgerichtet; allein wenn „man alles umstoßen wollte, was er damals gethan „hat, so müßte auch das Geschäfte, welches mir in

„Cy-

„Cypern aufgetragen wurde, mit gleichen Augen an-
„gesehen werden: und ich hätte dabey in keinem Stü-
„cke rechtmäßig gehandelt, wenn er wider die Geseze
„Zunftmeister gewesen ist. Doch dieses leztere kan
„man nicht behaupten, weil ihm die Geseze erlaub-
„ten, sich in eine Familie des Volcks aufnehmen zu
„lassen, ob er gleich ein Patricier war. Hat er sein
„Zunftmeister-Amt, wie mehrere andere, schlecht
„verwaltet, so muß man ihn deswegen angreifen,
„nicht aber das Amt, welches zugleich darunter gelit-
„ten hat.„ Diese Vorstellung erregte in dem Herzen
des Cicero einen Groll wider den Cato, der eine
Zeitlang fortgedauret hat. Man kann auch hier fra-
gen, ob nicht Cato in dieser Rede noch mehr auf
seine eigene Ehre, als auf die Würde des Zunftmei-
ster-Amtes gesehen habe? Ich gestehe wenigstens,
daß ich die Bewegungs-Gründe nicht anzugeben
weiß, welche ihn so sehr wünschen ließen, daß seine
unrühmliche Eroberung in Cypern nicht möchte ge-
mißbilligt werden. Glaubte er etwan, daß, nach-
dem er zu derselben genöthigt, und der Staat da-
durch bereichert worden, es unnüz sey, dem Römi-
schen Volcke darüber einen öffentlichen Schandfleck
anzuhängen?

Bald darauf widersezte sich Cato allein den drey mächtigsten Römern seiner Zeit, die man schon die Fürsten des Reichs nennen konnte, und deren Absichten er immer auf das eifrigste nachspürte. Pompejus und Crassus beschlossen, um das Consulat anzuhalten; im Besize dieser Würde wollten sie für sich und den Cäsar, mit welchem sie solches verabredeten, solche Anstalten treffen, daß die höchste Gewalt im Staate zwischen ihnen auf lange Zeit, und vielleicht auf immer, getheilt seyn möchte. Viele

rechtschaffene Männer, welche sich um das Consulat hatten bestreben wollen, wurden sogleich abgeschreckt, als sie jene beyden Mitbewerber sahen. Den einzigen Domitius, seinen Schwager, bewog Cato, ihnen nicht zu weichen, noch sich vor einem Streite mit ihnen zu scheuen, weil es hierbey nicht bloß auf das Consulat, sondern selbst auf die Freyheit des Römischen Volcks ankomme. Ein Theil der Stadt dachte eben dieses, und munterte den Domitius noch mehr durch die Vorstellung auf, daß sich viele, welche jezt aus Furcht stille schwiegen, wenn es zum Sammeln der Stimmen käme, für ihn erklären würden. Dieses befürchtete eben Pompejus: daher ließ er seine zween Gegner, sobald sie auf dem Wahlfelde erschienen, durch einen gedungenen Hauffen angreiffen. Ihr Gefolge wurde zerstreuet; Cato bekam selbst eine Wunde, und wollte gleichwohl nebst dem Domitius allein den Tyrannen so lange, wie er sagte, widerstehen, als ein Leben in ihnen wäre. Aber seinen Schwager verließ der Muth. Nach seinem Abzuge machte niemand mehr dem Pompejus und Crassus das Consulat streitig.

Cato hielt es nunmehro vor desto nothwendiger, sich wider sie in eine feste Verfassung zur Gegenwehre zu sezen. Er bewarb sich daher um die Prätur, oder das Stadtrichteramt, damit er als eine obrigkeitliche Person mit desto mehr Nachdruck die Geseze gegen sie vertheidigen könnte. Um dieses zu verhindern, wandten sie alle ersinnliche Mühe, alle schlimmen Kunstgriffe an: und doch leuchtete die Tugend des Cato so sehr hervor, daß sich das Volck schämte, sich für andere bestechen zu lassen. Es fieng bereits an, ihm seine Stimmen zu geben, als Pompejus plözlich ausrief, er habe donnern

gehöret.

gehöret. Die Römer pflegten dieses als ein Zeichen von dem Mißfallen der Götter an ihren öffentlichen Verrichtungen anzusehen: daher wurde die Wahl des Cato sogleich unterbrochen. An seine Stelle wurde nachmals Vatinius zum Prätor ernannt, welchem eine große Summe Geldes und neue Gewaltthätigkeiten den Weg dazu bahnten. Es gab noch Römer genug, welche dieses alles verabscheueten: und einer von den Zunftmeistern gab dem Cato die Erlaubniß, eine Rede an das versammlete Volck zu halten. In derselben verkündigte er alles Unglück, welches dem Staate bevorstünde, gleichsam weissagend voraus; er zeigte insonderheit offenbar, daß die neu ernennten Consuls sich fürchteten, in ihren gefährlichen Entwürfen gestört zu werden, wenn Cato die Prätur erlangte. Er wurde darauf von einer so großen Menge Bürger nach Hause begleitet, als allen neu erwählten Prätoren zusammen genommen nicht nachfolgte: das Volck mochte ihm nun entweder völlig Beyfall geben, oder zum wenigsten von seinem hohen und patriotischen Geiste gerührt worden seyn.

Er fuhr unterdessen fort, auch ohne das Ansehen einer neuen Würde, die Freyheit zu verfechten. Da die neuen Consuls verlangten, daß ihnen gewisse Länder als sogenannte Provinzen, welche sie besonders regieren sollten, zugetheilt, und zugleich die Macht eingeräumt werden sollte, nach ihrem Belieben Krieg zu führen, widersprach ihnen niemand von denenjenigen, welche diesen Vorschlag mißbilligten: denn sie sahen dieses vor einen fruchtlosen Versuch an. Nur Cato stritt öffentlich dagegen; allein seine Feinde liessen ihn mit Gewalt von der Redner-Bühne herunter reißen: und da er noch mitten unter dem Volcke

seine Stimme erhob, wurde er völlig von dem Marktplatze weggeschaft. Kaum aber hatten ihn die Gerichtsbedienten loßgelassen, so kehrte er wieder dahin zurück, und rief dem Volcke zu, ihm beyzustehen. Er that dieses mehr als einmal, bis endlich der Zunftmeister Trebonius befohl, ihn ins Gefängniß zu bringen. Indem man ihn wegführte, sprach er noch immer mit gleichem Muthe fort; das Volck begleitete ihn, und hörte ihm zu. Daher ließ ihn Trebonius, aus Furcht vor demselben, in Freyheit sezen. Einige Tage nachher wurde doch der Vorschlag wegen der consularischen Provinzen, durch die äußerste Gewalt unterstüzt, in eine Verordnung verwandelt. Viele übten deswegen an den Bildsäulen des Pompejus eine ohnmächtige Rache, durch Steinwerfen aus, von welcher sie Cato, der dazu kam, wieder abzog. Als hierauf von den neuen Consuls auch die heimlich entworfenen Verfügungen zur Erhaltung und Vergrößerung der Macht des Cäsar, dem Volcke vorgetragen wurden: wandte sich Cato nicht mehr an dieses, sondern an den Pompeius selbst. Er nehme jezt, sagte er zu ihm, ohne daß er es mercke, den Cäsar auf seine Schultern; wenn er aber von ihm würde niedergedrückt werden, und diese Last weder ertragen, noch abwerfen werde können, alsdenn werde er sich mit derselben auf den Staat stürzen, und sich an die Warnungen des Cato zu späte erinnern. Pompejus hörte dergleichen Reden öfters; aber er verließ sich zu sehr auf sein Glück und seine Macht: er glaubte auch nicht, daß Cäsar seine Gesinnungen jemals verändern werde.

Im folgenden Jahre wurde Cato Stadtrichter. So ernsthaft und gerecht er dieses Amt verwaltete, so glaubte man doch, er erniedrige dasselbe dadurch, daß

daß er in einem zu nachläßigen Anzuge auf dem Richterstuhle erscheine. Er nahm sich damals vor, die Seuche der Bestechungen, welche von allen, die sich um Aemter bewarben, ungescheut angewandt, und von dem Volcke, wie der Verdienst eines Handwerckes, öffentlich angenommen wurden, aus dem Grunde zu tilgen. Daher rieth er dem Senate, ein Gesez zu geben, nach welchem die ernannten obrigkeitlichen Personen, wenn sie gleich nicht angeklagt würden, sich doch selbst vor geschwornen Richtern stellen, und Rechenschaft ablegen sollten, wie sie zu ihrem Amte gelangt wären. Dieser Vorschlag machte ihn sowohl bey denenjenigen, welche sich um Aemter bewarben, als bey der feilen Menge sehr verhaßt. Er wurde des andern Tages, da er sich auf den Richter-Stuhl verfügen wollte, von einem großen Hauffen mit Schimpfworten und Steinen verfolgt; so daß er ganz allein blieb, und kaum aus dem Gedränge auf die Redner-Bühne kommen konnte. Hier sahe er sich mit einem so standhaften und zuversichtlichen Gesichte um, daß er das Getümmel sogleich stillte: und durch seine Reden machte er auch der ganzen Bewegung ein Ende. Der Senat lobte ihn deswegen; allein er antwortete demselben: „Und ich lobe Euch nicht, weil ihr Euren Prätor in der Gefahr verlassen, und ihm keine Hülfe geleistet habt.„

Er hatte jezt diejenigen, welche um Aemter anhielten, in eine ausnehmende Verlegenheit gesezt. Sie getraueten sich nicht, Geld auszutheilen, und mußten doch befürchten, daß ihre Mitbewerber die Stimmen erkauffen möchten. Daher kamen sie mit einander darinne überein, daß ein jeder eine gleich starcke Geldsumme niederlegen, daß sie alle die Bedienungen im Staate auf eine rechtmäßige Weise suchen,

chen, und daß derjenige sein Geld verlieren sollte, der das Volck würde bestochen haben. Sie wollten das gesammte Geld dem Cato anvertrauen: dieser sollte auch ihr Schiedsrichter, der Zeuge und Beschützer ihres Vertrags seyn. Er willigte darein; nur an Statt des Geldes nahm er bloß Bürgschaft an. Da endlich die öffentliche Wahl angestellet wurde, beobachtete er, daß einer von dieser Gesellschaft seinen Vergleich listiger Weise breche. Er befohl ihm daher, das niedergelegte Geld seinen Mitbewerbern zu zahlen; diese aber erließen ihm die Geldstrafe, weil er beschimpft genug war, und priesen die Rechtschaffenheit des Cato. Unter den übrigen Römern that dieser sein ungemeiner Eifer für die Gerechtigkeit eine weit andere Würckung. Man beneidete ihn auf das heftigste, weil er gleichsam die ganze Ehre aller obrigkeitlichen Personen zu Rom an sich zog. Plutarch macht hierbey die wahre Anmerckung, daß keine Tugend dem Neide mehr ausgesezt sey, als die Liebe zur Gerechtigkeit. Sie verschafft nicht nur Hochachtung und Verehrung, sondern noch mehr Liebe und allgemeines Vertrauen, mithin die angenehmsten Belohnungen, nach welchen Männer von Ansehen trachten können. Man schämt sich keines Lasters so sehr als der Ungerechtigkeit; aber man sieht auch Personen, welche in dem gegründeten Ruf stehen, Recht und Billigkeit niemals zu übertreten, nicht gerne neben sich. Die vornehmsten zu Rom also waren dem Cato nicht günstig, weil er sie durch diese Tugend alle beschämte, und in der Meinung des Volcks herunter sezte.

Auch Pompejus befand sich unter dieser Anzahl; doch hauptsächlich, weil er fühlte, daß seine Macht durch den Ruhm des Cato geschwächt werde. Er schickte daher öfters Leute über ihn, welche ihm öffentliche Vorwürfe machen mußten. So beschuldigte ihn

Clo-

Clodius, er habe einen großen Theil von dem Schatze des Königs von Cypern für sich behalten, und widerseze sich nur deswegen dem Pompejus, weil dieser seine Tochter nicht habe henrathen wollen. Cato antwortete darauf, er habe dem Staate so viel Geld aus Cypern mitgebracht, da ihn derselbe doch dabey gar nicht unterstüzt hätte, als Pompejus durch alle seine Siege dem gemeinen Schatze nicht zugewandt habe. Diesen habe er sich niemals zu seinem Anverwandten gewünscht: nicht, als wenn er ihn dessen unwürdig hielte; sondern, weil sie beyde in ihren Grundsäzen über das gemeine Wesen uneins wären. „Ich habe, fuhr Cato fort, eine mir als Prätor angebotene Provinz abgelehnt; dieser aber hat sich selbst „Provinzen genommen, oder andern gegeben. Eben „jezt hat er dem Cäsar eine Legion nach Gallien geliehen, ohne daß man euch, ihr Römer, um eure „Erlaubniß dazu gebeten, oder euren Befehl erwartet „hätte. Privatpersonen unter euch theilen jezt Heere, „Waffen und Provinzen aus: man nennt den Pompejus einen Feldherrn, weil er sich dieses zu thun „untersteht; er selbst aber sizt in der Stadt, um eure Wahlen durch aufrührerische Bewegungen zu stören, und man sieht wohl, daß er seine Herrschaft „auf die öffentliche Verwirrung gründen wolle.„ Alles dieses war sehr richtig; aber es waren auch zu späte Klagen, denen nicht mehr abgeholfen werden konnte, und zu welchen immer neue Ursachen gehäufft wurden.

Zugleich war doch Cato auch auf die Angelegenheiten seiner Freunde aufmercksam. Unter diese gehörte Favonius, welcher ohngefähr eben einen solchen Nacheiferer von ihm abgab, als ehemals Apollodorus Phalereus vom Socrates, wenn er durch

die vortreffliche Reden desselben nicht bloß gerührt, sondern fortgerissen und beynahe außer sich gebracht wurde. Favonius hielt um das Baumeister-Amt an, und wurde abgewiesen. Allein Cato, welcher bey der Wahl zugegen war, bemerckte, daß mehrere Täfelchen, durch welche die Stimmen gesammlet wurden, von einerley Hand beschrieben waren; er zeigte diesen Betrug an, brachte es dahin, daß eine neue Wahl angestellt, und sein Freund Baumeister wurde. Bey diesem Amte stand er demselben nicht nur überhaupt bey, sondern besorgte auch in seinem Nahmen die öffentlichen Spiele auf dem Theater, welche er als Baumeister halten lassen mußte. Er theilte aber den Schauspielern keine goldenen Kronen aus, wie sonst gewöhnlich war, sondern, wie bey den Olympischen Spielen, Kronen aus Oelblättern: und an Statt der prächtigen Geschencke anderer Baumeister, gab er den Griechen Kohl und Obst, den Römern aber Wein, Schweinfleisch, andere Eßwaaren, und Bündel Holz. Viele lachten über diese schlechten Geschencke; andere hingegen fanden ein Vergnügen daran, zu sehen, daß sich Cato von seinen grossen und ernsthaften Beschäftigungen zu solchen Kleinigkeiten herabließe. Favonius selbst stellte sich unter die Zuschauer, bezeigte ihm mit Händeklatschen seinen Beyfall, und rief ihm zu, daß er diejenigen, welche es verdienten, belohnen möchte. Der andere Baumeister Curio gab zwar ein sehr kostbares Schauspiel auf einem andern Theater; allein das Volck verließ ihn, um die sonderbare Feyerlichkeit des Favonius zu sehen. Indem Cato dabey diese außerordentliche Person vorstellte, war es seine Haupt-Absicht, die vornehmen Römer zu belehren, daß man bey dergleichen Spielen sich auch spielend verhalten, und mehr eine gewisse leutseelige, gemeinnüzige Gütigkeit

tigkeit an den Tag legen, als ungeheure Kosten, wie sie zu thun pflegten, auf solche Kleinigkeiten verwenden müsse.

Darauf aber zeigte er sich wieder in desto ernsthaftern und wichtigern Auftritten. Scipio, Hypsäus und Milo hielten um das Consulat an: sie bedienten sich nicht mehr bloß der gewöhnlichen Künste des Bestechens; sondern suchten einander durch Waffen und Blutvergießen zu verdrängen. In dieser Unordnung waren einige der Meinung, man sollte dem Pompejus die Aufsicht über die Wahl der Consuls ertheilen. Cato weigerte sich Anfangs, ihnen beyzutreten; denn es müssen, sagte er, nicht die Geseze vom Pompejus, sondern er muß von den Gesezen seine Sicherheit erhalten. Da aber täglich gleichsam drey Heere von eben so vielen Mitbewerbern, auf dem Marcktplatze gegen einander loßzogen, und man fast kein Mittel mehr wußte, diese Gewaltthätigkeiten zu dämpfen, hielt es Cato vor zuträglich, die höchste Gewalt als eine Wohlthat des Rathes, dem Pompejus zu übertragen, die grössesten Uebel durch ein weit kleineres aufzuheben, und eher selbst eine Art von Herrschafft einzuführen, als zu gestatten, daß sie durch aufrührerische Rotten festgesezt würde. Er ließ also durch seinen Anverwandten Bibulus den Vorschlag thun, man möchte den Pompejus allein zum Consul ernennen: denn entweder würde er die gute Ordnung wieder herstellen; oder, wenn er seine Gewalt mißbrauchte, würden die Römer doch den Trost haben, dem rechtschaffensten Manne unter ihren Großen zu dienen. Wider die allgemeine Erwartung billigte Cato sogleich diesen Vorschlag. Er zeigte, daß man lieber jede Art von Regierung, als gar keine Gesezmäßige Obrigkeit, wünschen müsse: und er

sezte

sezte hinzu, er hoffe vom Pompejus das Beste zur Erhaltung des Vaterlandes. Cato hatte eigentlich seine Meinung von ihm nicht geändert; er kannte seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht; das Heer, welches er zu seinen Befehlen hatte, machte ihn noch fürchterlicher; aber man konnte den Staat nicht anders, wenigstens auf eine Zeitlang, retten. Pompejus, der an sich kein böser Mann war, suchte doch die Freyheit desselben nicht mit den Waffen in der Hand zu unterdrücken; er wollte nur allein in demselben regieren, und erregte deswegen allen, die um Aemter anhielten, so viele Schwierigkeiten, er störte die obrigkeitlichen Personen so oft in ihren Verrichtungen, und machte sich das Volck durch seine Freygebigkeit so verbindlich, daß er sich Hoffnung machen konnte, man werde ihm die Dictatur, oder die unumschränckte Gewalt im Staate, freywillig antragen, um nur ruhig zu leben. Aber, weil ein Dictator nicht zur Verantwortung gezogen werden konnte, wollte ihn Cato lieber zum einzigen Consul ernannt wissen.

Nachdem Pompejus diese Würde, welche noch niemals in Einer Person vereinigt gewesen war, erlangt hatte, ersuchte er den Cato, unter vielen Dancksagungen, ihm mit seinem Rathe beyzustehen. Cato versicherte ihm, er habe niemals etwas aus besondern Absichten, sondern lediglich aus Liebe zum gemeinen Besten, entweder für oder wider ihn gethan; er sey bereit ihm seinen Rath zu ertheilen, wenn er denselben insgeheim verlangte; er werde ihm aber auch öffentlich seine Meinung freymüthig sagen, wenn er ihn gleich nicht um dieselbe fragen sollte. Er hielt sein Versprechen würcklich. Denn da Pompejus gleich Anfangs wider diejenigen, welche das Volck bisher bestochen hatten, neue Strafen und Geseze

er-

ergehen lassen wollte, rieth ihm Cato, das Vergangene auf die Seite zu legen, und nur für das Künftige zu sorgen. Denn es sey gewiß nicht leicht zu bestimmen, was vor Grenzen er der Untersuchung der ehemals im Staate begangenen Verbrechen setzen sollte: überdieß würde es auch Unbilligkeit seyn, Laster nach einem neu gegebenen Geseze zu bestrafen, welches durch dieselben noch nicht verlezt werden konnte. Da ferner viele angesehene Männer, und darunter auch Freunde und Verwandte des Pompejus, vor Gerichte angeklagt wurden, gegen welche sich dieser etwas zu nachgebend bezeigte, sezte ihn Cato deswegen scharf zu Rede, und ermahnte ihn zu größerer Strenge. Pompejus hatte die Lobreden oder rühmlichen Zeugniße, welche man für die Beklagten vorzubringen pflegte, verboten; er gab aber selbst dem Munatius Flaccus eines: als man es daher vorlesen wollte, verstopfte sich Cato mit den Händen die Ohren, und ließ solches nicht geschehen, indem er selbst einer von den Richtern war. Flaccus nahm ihn zwar in dieser Würde nicht an; er verlor aber gleichwohl seine Sache. Ueberhaupt waren die Beklagten in Ansehung des Cato sehr verlegen: sie ließen ihm ungerne einen Platz unter ihren Richtern, und unterstanden sich doch nicht, ihn davon auszuschließen. Denn viele schadeten sich dadurch vor Gerichte, da sie, im Mißtrauen auf ihre Unschuld, den Cato auf die Seite zu schaffen schienen: und es wurde manchem als eine schimpfliche Handlung vorgeworfen, daß er denselben nicht vor seinen Richter habe erkennen wollen.

Mittlerweile wurde der Zustand des Staats immer bedencklicher. Crassus war in dem Feldzuge wider die Parther ums Leben gekommen: und mit

seinem Tode hörte die Einigkeit der beyden übrigen Verbundenen, des Pompejus und Cäsar, gänzlich auf. Pompejus wollte jezt dem Cäsar die ungeheure Gewalt wieder entreissen, welche er ihm selbst zugewandt hatte. Allein dieser hatte die Statthalterschaft von Gallien, wozu auch der obere Theil von Italien gehörte, in den Händen, sammlete in derselben große Reichthümer, welche er dazu anwandte, daß er nicht nur das gemeine Volck zu Rom, sondern auch viele Vornehme daselbst, auf seine Seite zog; er bildete sich durch beständige Kriege mit streitbaren Nationen, ein sehr geübtes, ihm ganz ergebenes Kriegsheer: und es war daher überaus schwer, ihn wieder in den Stand einer Privatperson herab zu ziehen, zu welchem er auch wenige Lust bezeigte. Pompejus traf zu langsame Anstalten, als daß er sich ihm mit Nachdruck hätte widersezen können; ob er gleich nunmehro die Wahrheit der Warnungen des Cato einsehen lernte: er war auch selbst weit mächtiger, als es den Vertheidigern der alten Freyheit von Rom gefiel. Daher entschloß sich Cato, den sonst der Glanz allein von einem Amte niemals reizte, um das Consulat anzuhalten, damit er sich beyden, insonderheit aber dem Cäsar, von welchem am meisten zu befürchten war, desto stärcker widersezen, und diesen nöthigen könnte, entweder die Waffen niederzulegen, oder seine gefährlichen Absichten deutlich an den Tag zu legen. Allein er wollte sich um diese Würde nicht nach der gewöhnlichen Art bewerben, da man sich auch durch seine Freunde und Anverwandten die Stimmen des Volcks ausbat, und demselben Liebkosungen erweisen, oder Geschencke geben ließ; sondern er brachte eine Verordnung des Senats zuwege, daß ein jeder, der das Consulat verlangte, allein das Volck darum

ersuchen sollte. Diese Neuerung machte ihn schon verhaßt: denn das Volck verlor durch dieselbe nicht allein viel von seinem Ansehen, sondern auch gewisse Belohnungen, die ihm bey dieser Gelegenheit ertheilet wurden. Und da er selbst nicht dazu aufgelegt war, sich mit einer gefälligen, schmeichelnden Miene zum Consulate zu empfelen, sondern seine ernsthafte Würde auch damals beybehielt: so wurden ihm andere in der Wahl vorgezogen. Die Freunde des Pompejus und Cäsar trugen dazu ebenfals das ihrige bey. Ordentlich sahe man diejenigen, welche so öffentlich in der Bewerbung um Aemter abgewiesen wurden, nebst ihren Freunden eine Zeitlang beschämt und traurig. Cato hingegen wurde durch diesen Zufall so wenig beunruhigt, daß er an eben demselben Tage, an welchem man ihn übergangen hatte, auf dem Marcktplatze spatzieren gieng, und vor den Augen des Volcks mit dem Ball spielte. Das Volck hatte sich in der That zu schämen, daß es einen solchen Consul verwarf; Cato aber konnte höchstens nur Mitleiden gegen dasselbe empfinden. Cicero tadelte ihn zwar deswegen, daß er, da er gewußt habe, wie sehr der Staat eines Consuls von seinen Eigenschaften benöthiget sey, sich nicht eifriger um dieses Amt beworben, dem Volcke nicht freundlicher begegnet sey, und auch in der Folge sich wenige Mühe um öffentliche Ehrenstellen gegeben habe: wie er denn auch abermals vergeblich um die Prätur anhielt. Allein Cato antwortete ihm darauf, das leztere Amt sey ihm nicht von dem Volcke abgeschlagen, sondern dieses sey vielmehr genöthigt worden, es einem andern zu geben. Bey der Wahl der Consuls aber habe er zwar keine Räncke, wohl aber wahrgenommen, daß seine strengern Sitten dem Volcke zuwider wären: und da er diese andern zu Gefallen nicht ändern

könne, so würde es auch vergebens seyn, sich aufs neue um ein Amt zu bestreben.

Die Siege des Cäsar machten damals zu Rom ein großes Aufsehen. Er hatte alle Gallische Völcker, einen Theil der Germanier, die Helvetier und Britannier überwunden; sein kriegerischer Geist suchte immer neue Gelegenheiten zu Feldzügen; er hatte die Germanier, wie es schien, so gar mitten im Frieden angegriffen; sein Ruhm und seine Macht nahmen durch alle diese glückliche Unternehmungen gleich starck zu. Als man zu Rom diese Thaten vernahm, waren viele der Meinung, daß man wegen derselben ein öffentliches Danckfest halten sollte. Cato hingegen sagte, man müßte vielmehr den Cäsar denjenigen Völckern übergeben, gegen welche er so ungerechte Kriege geführt hätte, damit die Schuld und Strafe davon nicht auf den Staat zurück fiele; doch könne man auch den Göttern dafür dancken, daß sie die unsinnigen Handlungen des Feldherrn nicht an den Soldaten rächten. Gegen diese harte Vorstellung schickte Cäsar einen Brief an den Senat, welcher mit Schmähworten wider den Cato angefüllt war. Nachdem man denselben vorgelesen hatte, stand dieser auf, und antwortete darauf ohne alle Heftigkeit, gleichsam als wenn er sich dazu hätte vorbereiten können. Er zeigte, daß dieser Brief nur spöttische und schimpfliche Vorwürfe, die keinen Grund hätten, enthielte: und zugleich erklärte er alle Absichten und Anschläge des Cäsar, wie er denselben so lange nachgegangen wäre, nicht mit der Partheylichkeit eines Feindes; sondern mit einer so augenscheinlichen Richtigkeit, als wenn er selbst mit demselben verbunden gewesen wäre. Er beschloß damit, daß man sich nicht vor den Galliern

und

und Britanniern, sondern vor dem Cäsar allein zu fürchten habe. Die Freunde dieses Feldherrn reuete es nunmehro, daß sie seinen Brief bekannt gemacht hatten: zu so vielen wahren Beschuldigungen wider ihn hatte Cato von demselben Anlaß genommen. Der Senat erkannte würcklich die nahe Gefahr, und wollte den Cäsar durch einen andern Statthalter ablösen lassen; allein das Volck, welches seine Freygebigkeit erfahren hatte, verlangte desto eifriger, daß er seine ganze Größe beybehalten möchte, und seine Freunde begehrten, daß, wenn er seine Provinzen und Kriegsheere fahren lassen sollte, auch Pompejus ein gleiches thun müßte. Da Cato dieses hörte, sagte er zum voraus, daß Cäsar bald selbst kommen, und sich mit Gewalt im Besize erhalten würde.

Er kam in der That, und rückte mit seinem Heere gegen Rom loß. In der allgemeinen Bestürzung, welche diese Nachricht verursachte, waren alle Augen auf den Cato gerichtet, als auf denjenigen, der allein diesen Ausgang vorher gesehen und vor demselben gewarnet hätte. Wenn ihr meinen Erinnerungen gefolgt wäret, sagte Cato in der Versammlung des Rathes, so würdet ihr jezt nicht nöthig haben, euch vor Einem zu fürchten, noch auf Einen eure einzige Hoffnung zu sezen. Da Pompejus hierauf sagte, Cato habe allerdings schärfer, als er, in die Zukunft gesehen; er hingegen habe sich mehr auf sein freundschaftliches Betragen gegen den Cäsar verlassen: so gab Cato den Rath, daß bey diesen Umständen die höchste Gewalt im Staate dem Pompejus möchte übertragen werden. Denn, sezte er hinzu, eben diejenigen, welche großes Uebel stiften können, sind auch im Stande dasselbe zu dämpfen.

Pompejus hatte sich nicht in die gehörige Verfassung gesezt, um den Cäsar zu Rom erwarten zu können: er zog sich also mit seinen Soldaten, und allem was zu Rom groß und vornehm war, in den untern Theil von Italien. Dahin folgte ihm auch Cato nach nebst seinem ältesten Sohne; den jüngern aber versteckte er bey einem seiner Freunde. Und damit sein Haus und seine Töchter unter einer sichern Aufsicht stünden, heyrathete er die Marcia wieder, welche er ehemals dem Hortensius überlassen hatte.

Sie war die zweyte Gemahlinn des Cato gewesen, und hatte ihm bereits einige Kinder geboren, als es einem sehr angesehenen und rechtschaffenen Manne unter seinen Freunden, dem Hortensius, aus Begierde, mit dem Cato verwandt zu werden, einfiel, zu begehren, er möchte ihm seine Tochter, welche bereits an den Bibulus verheyrathet war, zur Frau geben. Es sey dieses zwar, sagte er, nach der gewöhnlichen Denckungsart ein ungereimtes Begehren; dagegen aber sey es der Natur und dem Besten der menschlichen Gesellschaft gemäß, daß man eine junge Frau weder in der Blüte ihres Alters unfruchtbar bleiben, noch durch sie eine Familie mit zu vielen Kindern beschwert werden lasse: und eine solche Vereinigung mehrerer tugendhafter Männer durch eine Frau von bewährten Sitten, sey ihnen sowohl als dem Staate vortheilhaft und rühmlich. Wenigstens verlangte er die Gemahlinn des Bibulus nur so lange, bis er ein Kind mit ihr gezeugt hätte. Cato mißbilligte die Absichten seines Freundes nicht; allein da seine Tochter einmal verheyrathet war, wollte er von diesem Vorschlage nichts wissen. Darauf hielt Hortensius aus gleichen Bewegungsgründen um die Gemahlinn des Cato selbst an,

an, indem sie noch jung wäre, und er bereits erwachsene Kinder von ihr hätte. Cato liebte die Marcia; man sagt sogar, daß sie damals von ihm schwanger gewesen sey; allein er schlug seinem Freunde dieses Begehren nicht ab, wenn nur ihr Vater Philippus damit zufrieden wäre: und dieser verlobte sie auch in Gegenwart des Cato mit dem Hortensius. Man muß ein Cato seyn, das ist ein Mann, bey dem die Liebe zum Vaterlande alle andere Arten von Liebe in sich gezogen, und beynahe verschlungen hat, um eine geliebte tugendhafte Frau, die unzertrennliche Freundinn des Lebens, das größte Gut, dessen man in der menschlichen Gesellschaft genießen kann, gleichgültig von sich zu lassen. Könnte ich den Nahmen des zweyten Cato durch eine gleiche Willfährigkeit verdienen, so würde ich sie doch mit Gefahr meines Lebens abschlagen. Hortensius gieng endlich mit Tode ab; die Kinder, welche er von der Marcia bekommen hatte, starben gleichfals; sie wurde die Erbinn seines großen Vermögens, und brachte es wieder dem Cato zu. Man hat nicht unterlassen, daraus einen Vorwurf wider ihn herzunehmen, als wenn er sich ihres Reichsthums wegen mit ihr wieder verbunden hätte. Allein nach seiner Denckungsart, die sich mehr durch Handlungen als Worte geäußert hat, war der größte Ueberfluß an Gelde für ihn kein wahres Vergnügen: er konnte es am wenigsten zu einer Zeit seyn, da er die Marcia mehr als eine Gefährtinn der bevorstehenden Unglücksfälle, als zu einem gemeinschaftlichen Genusse von Glückseeligkeit heyrathete. Die rührende, fast tragische Beschreibung, welche Lucanus von der Erneuerung dieser Ehe, im zweyten Buche seines Gedichts vom Pharsalischen Kriege macht, verdienet von jedermann gelesen zu werden: und ich würde sie hieher sezen, wenn sie

entweder abgekürzt werden könnte, oder wenn sie nicht noch mehr auf der Kunst des Dichters als auf dem Grunde der Geschichte zu beruhen schiene.

Von dem Tage an, da er sich in den bürgerlichen Krieg begeben mußte, nahm Cato die öffentlichen Zeichen der Trauer und Betrübniß an, und hat sie niemals wieder abgelegt. Seitdem ließ er seine Haare und seinen Bart wild fortwachsen: es kamen auch keine Blumen-Cränze mehr auf seinen Kopf. Er allein war empfindlich und unpartheyisch genug, das Unglück seines Vaterlandes, und mit demselben, der Welt überhaupt, zu beweinen. Andere wurden durch Ehrgeiz, Liebe oder Haß gegen einen von den beyden Anführern, durch Eigennuzen und besondere Betrachtungen geleitet; aber Cato stellte gleichsam die Person des sonst freyen und glückseeligen Staates vor; er hielt es für denselben gleich traurig und schmerzlich, zu überwinden oder überwunden zu werden, weil ihn beydes sein eigenes Blut kosten mußte. Er hatte sich auf alles gefaßt gemacht, und erwartete gar keinen Wohlstand mehr. Wenn Cäsar die Oberhand behielt, so war er entschlossen zu sterben; erlangte sie Pompejus, so wollte er sich freywillig von Rom verbannen. Da er voraus sahe, daß der Sieger, es möchte seyn welcher es wollte, seine schlimmen Absichten erst recht an den Tag legen würde: so war es ihm, obgleich Pompejus die Sache der Republik zu führen schien, und das Vertrauen des Senats besaß, für sich selbst fast gleichgeltend, ob dieser oder Cäsar die Freyheit von Rom stürzen sollte; nur sein armes Vaterland preßte ihm Kummer und Thränen aus. Unveränderlich in seinen Maaßregeln, fochte er auf derjenigen Seite, wo mehr Recht, aber nicht mehr Hoffnung für das gemeine Beste vorhanden war.

Zu-

Zuerst gieng er nach Sicilien, und als daselbst Asinius, einer von den Befehlshabern des Cäsar, mit einem Heere landete, ließ er denselben fragen, in welcher Absicht er käme, erhielt aber von demselben keine andere Antwort, als daß ihn dieser hinwiederum fragen ließ, wer der Stifter des ganzen Krieges sey. Er hörte hierauf, daß Pompejus aus Italien nach Macedonien habe überschiffen müssen. Dieses Schicksal, sagte er, zeige, wie dunckel und ungewiß die Vorsehung der Götter sey: denn so lange Pompejus nichts Edles und Ruhmwürdiges im Sinne gehabt, sey er unüberwindlich gewesen; jezt aber müsse er fliehen, da er seinem Vaterlande zu Hülfe kommen wollte. Cato hätte den Asinius aus Sicilien vertreiben können; allein weil derselbe leicht verstärckt werden konnte, wollte er diese Insel nicht in den allgemeinen Krieg verwickeln. Er rieth also den Syracusanern, sich auf die stärckere Seite zu wenden, und für ihr Bestes besorgt zu seyn; er selbst aber schiffte zum Pompejus.

Diesem gab er den wichtigen Rath, den Krieg in die Länge zu spielen: er hoffte, daß man auf diese Art desto eher zum Frieden gelangen könnte; und wünschte durchaus nicht, daß sich der Staat durch seine eigenen Kräffte aufreiben möchte. Außerdem war es dem Pompejus eben so leicht und nüzlich, durch einen langsamen Feldzug sich immer mehr zu befestigen, als Cäsar hingegen, der lange so viele Hülfsmittel nicht um sich sahe, auf hizige und geschwinde Unternehmungen bedacht seyn mußte. Es geschahe ebenfals auf das Anrathen des Cato, daß bey dem Heere des Pompejus der Schluß gefaßt wurde, keine den Römern unterworfene Stadt in diesem Kriege zu plündern, noch einen Römischen

Bürger außer der Schlacht umzubringen. Dergleichen Gesinnungen erwarben ihm Ruhm, und brachten zugleich viele auf die Seite des Pompejus. Er wurde von demselben nach Asien geschickt, um das Anwerben der Soldaten und die Ausrüstung der Schiffe daselbst zu beschleunigen. Er führte auf dieser Reise seine Schwester Servilia mit sich, welche ehemals durch ihre unordentliche Aufführung in einen schlimmen Ruf gerathen war; nunmehro aber, da sie als Wittwe nicht von der Seite des Cato wich, durch diesen Umgang alle vorige Schandflecken ihres Lebens in Vergessenheit brachte. Auch die Rhodier, die besten Seeleute der damaligen Zeit, wußte Cato durch seine Leutseeligkeit zu gewinnen, und kehrte darauf zum Pompejus zurück, der unterdessen ein ansehnliches Kriegsheer versammlet hatte. Dieser war schon im Begriff, den Cato zum Befehlshaber über seine Flotte zu ernennen, welche aus fünfhundert Kriegsschiffen und fast unzähligen kleinern Fahrzeugen bestand. Allein da er bedachte, oder auch von seinen Freunden daran erinnert wurde, daß es die Haupt-Absicht des Cato sey, den Staat von der Herrschaft eines einzigen Mannes zu befreyen; und daß derselbe, wenn er eine so große Macht in die Hände bekäme, den Pompejus an eben demselben Tage, wenn er den Cäsar überwinden würde, nöthigen dürfte, die Waffen niederzulegen, und sich den Gesezen zu unterwerfen: so änderte er seinen Entschluß, ob er gleich mit dem Cato bereits davon gesprochen hatte, und gab diese Stelle dem Bibulus.

Cato ließ darum von seinem Eifer für den Pompejus nicht das geringste nach. Vor dem berühmten Gefechte bey Dyrrachium, welches jezt Durazzo in Albanien heißt, munterte Pompejus nicht

nicht allein selbst sein Heer zu einem tapfern Angriff auf, sondern verlangte auch, daß ein jeder seiner Feldherren solches noch besonders thun sollte. Die übrigen wurden von den Soldaten ziemlich kaltsinnig und mit einem trockenen Stillschweigen angehört. Als aber Cato unter allen zulezt, aus dem Innersten seiner Philosophie, und mit einer sichtbaren Bewegung des Gemüths, von Freyheit, Tugend, Ehre und Todt gegen sie zu reden anfieng, wie es die damalige Gelegenheit erforderte; als er endlich die Götter um ihren Beystand anrief, und sie als gegenwärtig vorstellte, wie sie den bevorstehenden Kampf für das Vaterland betrachten würden: so erregte das Heer ein so muthiges Geschrey, es zeigte sich so außerordentlich gerührt, daß die Befehlshaber eine gewisse Hoffnung des Sieges daraus schöpften. Dieser würde auch zur Endigung des ganzen Krieges entscheidend geworden seyn, wenn sich Pompejus der erfochtenen Vortheile mit mehrerer Lebhaftigkeit und Zuversicht bedienet hätte. Unterdessen war doch der Sieg beträchtlich genug, um ein allgemeines Frohlocken bey dem Heere zu veranlassen. Nur Cato blieb dabey traurig, und beklagte den unseeligen Ehrgeiz, dem so viele redliche Bürger aufgeopfert würden, welche er von einander getödtet vor sich liegen sah. Pompejus verfolgte darauf den Cäsar nach Thessalien, und ließ bey Dyrrachium viele Leute von seinem Heere, die ihm eben keine großen Dienste leisteten, viele Vornehme, mit denen er nicht völlig einig war, und eine Menge Kriegsgeräthe zurück; die Bedeckung davon übergab er dem Cato mit einigen tausend Soldaten. Dieser Auftrag war zwar ein Beweis des Vertrauens, welches er auf ihn sezte; allein der geringe Hauffen, den er ihm unterwarf, zeigte zugleich, daß er sich vor ihm fürchtete. Er wußte,

wußte, daß ihm, wenn er überwunden werden sollte, niemand getreuer bleiben würde als Cato; aber als Sieger hatte er auch von niemanden mehr Widerstand gegen seine herrschsüchtigen Gedancken zu erwarten.

Von ihm entfernt, vergaß er den heilsamen Rath desselben, den er sich auch selbst gegeben hatte, seinen Feind, der weit geübtere Soldaten hatte, mehr einzuschräncken als anzugreiffen, ließ sich mit Uebereilung, von seinem Heere genöthigt, in die Schlacht bey Pharsalus ein, und verlor mit derselben alle Hoffnung, sich dem Cäsar weiter entgegen stellen zu können. Auf die Nachricht von dieser Niederlage, beschloß Cato, wenn Pompejus in derselben umgekommen wäre, die Kriegsvölcker, welche unter seinem Befehl stunden, nach Italien zu führen, und sein übriges Leben weit von Rom als ein Verwiesener zuzubringen; wäre er aber am Leben geblieben, so wollte er diese Kriegsvölcker zu seinem Dienste erhalten. Er gab sich daher auf die Insel Corcyra, wo die Flotte des Pompejus lag, und bot daselbst dem Cicero, weil dieser Consul, er selbst aber nur Prätor gewesen war, die Befehlshaberstelle über dieses kleine Heer an. Cicero aber nahm dieselbe so wenig an, daß er sich vielmehr fertig machte, nach Italien zurück zu schiffen. Der Sohn des Pompejus gerieth darüber gegen ihn und andere, die eben denselben Entschluß gefaßt hatten, in die äußerste Erbitterung: ja er würde den Cicero umgebracht haben, wenn Cato ihn nicht besänftiget hätte. Dieser muthmaaßte bald, daß sich Pompejus nach Aegypten oder Africa möchte geflüchtet haben: daher gieng er eilig mit seinen Soldaten zu Schiffe, um ihm Hülfe zu bringen. Allein da er

längst

längst der Africanischen Küste seegelte, erfuhr er vom Sextus, dem jüngern Sohne des Pompejus, daß sein Vater auf Befehl des Königs von Aegypten, zu welchem er seine Zuflucht genommen hatte, ermordet worden sey. So sehr alle diejenigen, welche dem Cato folgten, dieses traurige Ende eines der größten Männer, welche Rom gehabt hatte, beklagten: so wenig wollten sie nun von einem andern Feldherrn etwas wissen, als vom Cato. Er übernahm daher diese Stelle aus Mitleiden, ja selbst aus Erkenntlichkeit gegen so viele rechtschaffene Leute, welche sich ihm ganz vertrauten, und in fremden Gegenden ohne allen Beystand und Anführer waren. Er stieg mit ihnen in der Landschaft Cyrenaica, (dem jezigen Königreiche Barca in Africa,) ans Land, die Einwohner von Cyrene öffneten ihm auch alsbald ihre Thore, ob sie gleich dieselben wenige Tage vorher dem Labienus, einem andern Feldherrn des Pompejus, verschlossen hatten. Daselbst bekam er Nachricht, daß Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, der König von Mauritanien Juba, und Appius Varus, den Pompejus zum Statthalter von Africa bestellt hatte, diese Parthey mit einem sehr zahlreichen Heere unterstüzten. Er entschloß sich sogleich zu ihnen zu stoßen; allein er hatte den schrecklichsten Weg von der Welt zu ziehen, und dahin zu gelangen.

So groß auch die Beschwerlichkeiten waren, welche auf ihn warteten; so war doch die Standhaftigkeit des Cato noch größer. Er mußte viele Tage-Reisen in abscheulichen Wüsteneyen zubringen, in welchen keine Einwohner, nichts als Sand und Staub, weder Wasser, noch einige Kräuter anzutreffen waren. Desto mehr waren sie mit giftigen Schlangen, und andern schädlichen oder wilden Thieren angefüllt.

füllt. Von Zeit zu Zeit erhuben sich so heftige Sturmwinde, daß die Soldaten sich nicht mehr aufrecht erhalten konnten, und Gefahr liefen, von ganzen Sand-Wolcken, welche sich in die Höhe thürmeten, bedeckt zu werden. Sie hatten gar keinen gebahnten Weg vor sich, und mußten sich mehr nach der Sonne und den Gestirnen richten: oft konnten sie nicht einmal gewisse Schritte thun, weil sie in der Nähe der berühmten Wasser-Strudel und Sandbäncke, welche Syrtes hießen, fortzogen, welche das Erdreich des festen Landes selbst faul und beständig nachgebend machten. Wenn sich aber die Winde legten, so verschmachteten sie vor unerträglicher Hitze und Durst. Cato hatte ihnen diese Mühseeligkeiten nicht verborgen: er wandte auch alles mögliche an, sie ihnen zu erleichtern. Er ließ eine Menge Esel dem Heere Wasser und Lebensmittel nachtragen. Es folgten auch viele Wagen, und eine Anzahl sogenannter Psyllen, welches Africaner waren, die eine besondere Geschicklichkeit besaßen, die Schlangen-Bisse zu heilen, ja sich rühmten, die Schlangen durch Beschwörungen entkräften zu können.

Allein das vornehmste, was Cato zur Aufmunterung seines Heeres that, war sein eigenes Benspiel. Er gieng stets vor demselben mit den Waffen in der Hand, zu Fuße her, und theilte alles Ungemach mit den Soldaten. Sie hatten bald Mangel an Wasser; aber wenn sie zuweilen eine kleine Quelle antrafen, so wartete er bis alle getruncken hatten. Eines Tages, da sie bey brennender Hitze ihren Durst nicht löschen konnten, entdeckte ein Soldat eine kleine elende Pfütze. Er lief sogleich hin, sammlete das Wasser aus derselben in seinen Helm, und reichte es dem Cato dar. Dieser große und vortreffliche Mann

wollte

wollte mitten unter so vielen mit Staub bedeckten und schmachtenden Menschen nicht allein eine geringe Erquickung genießen, um welche sie ihn, wie er sah, beneideten; er sagte zu dem Soldaten: „Siehst du „mich allein vor so weichlich in dieser ganzen Menge „an, daß ich einige Hitze nicht ertragen könnte? du „verdienteſt zur Strafe und Beschämung allein zu „trincken, wenn das ganze Heer dursten muß.„ Und bey diesen Worten goß er das Wasser weg. Bey einem noch dringendern Durste fand das Kriegsheer in der Folge zwar eine sehr Wasserreiche Quelle; aber sie war mit einer unglaublichen Menge Schlangen beynahe bedeckt. Am Rande saßen Ottern, und das Wasser selbst war voll von einer andern Art derselben, die durch ihren Biß einen Durst erregten, der niemals gelöscht werden konnte, und durch eine verzehrende innerliche Hitze tödtlich wurde. Kein Soldat unterstand sich von diesem Wasser zu trincken: gleichwohl mußten sie vor Durst umkommen, wenn sie sich dieser Gelegenheit nicht bedienen durften. Darauf trat Cato hin, und sprach ihnen Muth zu, aus der Quelle zu trincken. Nur der Biß der Schlangen, sagte er, ist fürchterlich, wenn sie ihr Gift mit unserm Blute vermischen können; allein das Wasser, in welchem sie sich aufhalten, ist unschädlich. Wenn ja eine Gefahr damit verknüpft war, so wollte er den Versuch davon an sich machen, und tranck zuerst vor den Augen des Heeres von diesem gräulichen Wasser: er, der sonst immer zu warten pflegte, bis alle Soldaten ihren Durst gestillt hatten. Sie trancken jezt, durch sein großmüthiges Beyspiel aufgemuntert; aber verschiedene unter ihnen verloren doch durch den Biß der Schlangen ihr Leben.

Auf eben diesem Zuge gelangte Cato an den berühmten Tempel des Jupiter Ammon, welcher mitten in unermeßlichen Wüstenenen stand, und in dieser ganzen Gegend das einzige Wäldchen und eine frische Quelle hatte. Man schickte von allen Orten zu demselben hin, um die vermeinten Antworten des Gottes zu hören, welche er den Fragenden ertheilte. Die Freunde des Cato ermahnten ihn ein Orakel von so großem und langem Ansehen ebenfals um Rath zu fragen: am meisten drang deswegen Labienus in ihn. „Das Schicksal, sagte er, welches „dich auf diesen Weg geführet hat, bietet dir Ge„legenheit an, die Aussprüche und Lehren des „größten Gottes zu hören: unter einem so erhabenen „Anführer können wir diese gefährliche Straße desto „sicherer gehen, und den Ausgang dieses Krieges „von ihm erfahren. Wem sollten die Götter wohl „ihre Geheimnisse lieber eröffnen als dem unsträfli„chen Cato? Dein Leben war ja stets nach den Ge„sezen des Himmels eingerichtet, und du ahmest „Gott nach. Da du nun jezo frey mit dem Jupi„ter sprechen kannst: so frage ihn um das Schicksal „des schlimmen Cäsar, um den künftigen Zustand „unsers Vaterlandes. Erkundige dich, ob die Römer „dereinst wieder nach ihren Gesezen und Freyheiten „werden leben können, oder ob dieser bürgerliche „Krieg vergebens geführet wird. Fülle dein Ge„müth mit dieser heiligen Stimme an. Wenigstens „frage den Jupiter, da du ein Liebhaber der streng„sten Tugend bist, was eigentlich die Tugend sey, „und begehre von ihm die Vorschrift zu einem un„tadelhaften Leben.„

Auf diese Anrede gab Cato eine Antwort, welche, wie Lucanus sagt, zeigte, daß Gott in seinem

Herzen

Herzen wohne, und welche man selbst einen Götter-Ausspruch hätte nennen können. „Was, sagte er, „willst du, o Labienus, daß ich fragen soll? etwan, „ob ich lieber wünschte, bewaffnet aber frey, umzu-„kommen, als meine Mitbürger in der Knechtschaft „zu sehen? ob das Leben an sich keinen Werth ha-„be? aber ob es einen bekomme, wenn es lange „währe? und ob die Dauer darinne einen Unter-„scheid mache? ob Gewaltthätigkeiten einem recht-„schaffenen Manne schaden können? ob die Drohun-„gen des Unglücks verschwinden, wenn man ihm „die Tugend entgegen sezt? ob es genug sey, sich zu „vortrefflichen Thaten zu entschließen? und ob ein „tugendhafter Vorsaz dadurch niemals schäzbarer „werde, wenn er von einem glücklichen Erfolge be-„gleitet wird? -- Alles dieses weiß ich längst, und „der Ammonische Jupiter kann es mir nicht tiefer in „das Herz eindrücken. Wir hängen alle von den „Göttern ab; und wenn wir ihnen gleich keinen äus-„serlichen Dienst im Tempel erweisen, so thun wir „doch nichts ohne ihren Einfluß. Gott ist keiner „ausdrücklichen Worte benöthigt, um uns zu beleh-„ren: er hat uns einmal, da er uns gebohren wer-„den ließ, alles gesagt, was wir wissen sollen. Er „hat gewiß nicht diese unfruchtbaren Sand-Wüsten „dazu ausgesucht, um hier einigen wenigen seinen „Willen kund zu thun; in diesen Staub hat er ge-„wiß die Wahrheit nicht vergraben. Wo anders „hat die Gottheit ihren Sitz, als auf der Erde, im „Himmel, Luft und Meer, und in der Tugend? „Warum sehen wir uns denn noch weiter um, wo „die Götter seyn mögen? Du magst hinsehen, dich „begeben wohin du willst, so ist Jupiter daselbst. „Nur diejenigen welche immer wanckend sind, und „wegen der künftigen Zufälle in Sorgen stehen,

„mögen Wahrsager nöthig haben; mich machen nicht „Orakelsprüche, sondern der gewisse Todt macht mich „gewiß. Der Furchtsame muß endlich eben sowohl „fallen, als der tapfere Mann. Es ist genug, daß „uns Jupiter so viel gesagt hat.„ In dieser Denckungsart, welche für einen Heyden unverbesserlich schön war, verließ Cato den Tempel, ohne sich in demselben umgesehen zu haben. Nach zween Monathen kam er in dem eigentlichen Africa an, wohin er ohngefähr zehn tausend Soldaten brachte. Er hatte nicht nur einerley Elend mit diesen ausgestanden, sondern auch die Zeichen seiner Trauer über das allgemeine Unglück, seit dem Tage, an welchem er die Nachricht von der Pharsalischen Schlacht vernommen, damit vermehret, daß er niemals mehr liegend, wie die Alten zu thun pflegten, sondern sizend seine Mahlzeit einnahm, und sich nur zum Schlafen, dessen er sich ebenfals mäßiger als alle andere bediente, niederlegte.

Nachdem er sich mit dem Scipio und Varus vereinigt hatte, fand er, daß diese beyden Feldherren sich mit dem Könige Juba schlecht vertrugen. Dieser Mauritanische Fürst bezeigte zwar einen grossen Eifer für die Parthey des Pompejus, welche nunmehro vollkommen die Parthey der Freyheit geworden war; allein seine Macht und seine Reichthümer flößten ihm einen unerträglichen Stolz ein: er gieng mit den Römischen Feldherren wie mit seinen Statthaltern um. Bey dem ersten Gespräche mit dem Cato, sezte er sich zwischen diesen und den Scipio. Cato, den dieses verdroß, trug seinen Stuhl auf die Seite des Scipio, und verschaffte dadurch diesem, ob er gleich wußte, daß derselbe sein Feind sey, und eine anzügliche Schrift wider ihn aus-

ausgestreuet habe, den mittelsten Platz. Er stellte auch das gute Vernehmen zwischen dem Juba und den Römischen Befehlshabern wieder her. Gleichwohl hat man es diesem Manne, der so willig seinem Feinde die geehrteste Stelle überließ, verarget, daß er einstmal im Spazierengehen einen Philosophen, aus Hochachtung gegen seine Wissenschaft, in die Mitte genommen habe: so alt und allgemein sind die Thorheiten des Ceremoniells.

Man trug ihm darauf einmüthig die Anführung des ganzen Kriegsheeres an: selbst Scipio und Varus wollten ihm hierinne weichen. Allein da Cato nur Prätor gewesen, und Scipio hingegen Proconsul war: so weigerte er sich diese Stelle anzunehmen, weil er dadurch der Verfassung des Staates und eben denjenigen Gesezen zuwider handeln würde, welche sie gegen den Cäsar vertheidigten. Ausserdem sahe auch das gemeine Volck den Nahmen des Scipio als eine glückliche Vorbedeutung für diesen Krieg in Africa an, wo sich zween andere Scipionen gegen die Carthaginenser einen so grossen Ruhm erworben hatten. Allein dieser ihr Nachkomme hatte mit dem Nahmen ihre Klugheit nicht geerbt. Kaum hatte er die oberste Befehlshaber-Stelle übernommen, so entschloß er sich, dem Juba zu Gefallen, alle Einwohner von Utica, unter dem Vorwande, daß sie dem Cäsar zugethan wären, umbringen, und die Stadt zerstören zu lassen. Cato hatte ungemeine Mühe, diese Grausamkeit, welche auch der Kriegs-Rath billigte, abzuwenden. Das Bitten der Einwohner von Utica, und das Verlangen des Scipio, bewog ihn endlich, die Beschüzung dieser Stadt selbst auf sich zu nehmen. Sie lag sehr vortheilhaft am Meere, und gab ihren Besizern

 allen

allen Ueberfluß in die Hände; Cato aber sezte sie noch in einen stärckern Vertheidigungsstand. Er schaffte eine Menge Getreyde hinein, ließ die Mauern ausbessern, Thürme längst denselben aufführen, und umgab sie mit tiefen Gräben und Schanzen. Den erwachsenen Uticensern wies er ihren Aufenthalt in den Verschanzungen an, nachdem sie ihm vorher ihr Gewehr hatten übergeben müssen; die übrigen aber ließ er in der Stadt bleiben, und war sehr dafür besorgt, daß ihnen von den Römern kein Leid zugefügt würde. Er schickte auch aus dieser Stadt eine Menge Waffen, Geld und Lebensmittel in das Römische Lager. Auf diese Art hatte er Utica zu dem vornehmsten Waffen-Platze seiner Parthey gemacht.

Dabey vergaß Cato nicht, dem Scipio eben denjenigen Rath zu ertheilen, den er ehemals dem Pompejus gegeben hatte, er möchte sich mit einem so kriegerischen und heftigen Feldherrn, als Cäsar wäre, in keine Schlacht einlassen, sondern Zeit zu gewinnen suchen, mit welcher sich die tyrannische Gewalt desselben von selbst verzehren würde. Allein Scipio verachtete diese Erinnerung so sehr, daß er den Cato in einem Schreiben fragte, ob es ihm nicht genug sey, selbst innerhalb der Mauern zu sitzen, und ob er auch andere verhindern wollte, kühnere Maaßregeln zu ergreifen? Darauf antwortete ihm Cato, er sey bereit mit denjenigen Soldaten, welche er nach Africa gebracht habe, nach Italien überzuschiffen, und dadurch den Cäsar zu nöthigen, sich ebenfalls dahin zu wenden. Dieser Rath, der desto weiser war, je mehr man erwarten konnte, daß viele tausende in Italien sich gegen den Cäsar, zumal unter einem Anführer, wie Cato war, erklären würden,

den, wurden vom Scipio nur verlacht. Daher reuete es nun den Cato, daß er demselben die höchste Befehlshaber-Stelle überlassen hatte: er hoffte weder, daß derselbe den Krieg geschickt führen, noch daß er, wenn er wider alles Vermuthen den Sieg erhalten sollte, sich desselben mit Mäßigung bedienen werde. Er war auch schon entschlossen, im Fall daß Cäsar geschlagen würde, nicht zu Rom zu leben, sondern der Härte und Grausamkeit des Scipio, die er schon damals gegen viele mercken ließ, auszuweichen. Allein bald darauf kam die Nachricht nach Utica, daß alles verloren sey, und daß in einer entscheidenden Schlacht bey Thapsus, die drey Heere des Scipio, Varus und Juba, völlig zu Grunde gerichtet worden, wenige ausgenommen, die sich mit dem Scipio und Juba flüchten konnten.

Um die Bestürzung, welche diese Nachricht erregte, zu stillen, gieng Cato selbst an dem Abende, da sie angekommen war, in der Stadt herum, und sprach dem Volcke, das mit einem kläglichen Geschrey herumlief, Trost und Muth zu. Des andern Morgens aber ließ er die dreyhundert Römischen Bürger, welche zu Utica wohnten, und Kaufleute oder Wechsler waren, nebst den Römischen Rathsherren und ihren Söhnen, welche sich daselbst befanden, zusammen rufen. Während daß sie sich versammleten, las er vor ihnen mit völliger Ruhe des Gemüths ein Verzeichniß von allem, was zu Utica zur Erhaltung und Vertheidigung der Stadt vorhanden war. Er fieng darauf mit den Dreyhunderten zuerst zu reden an, lobte die Bereitwilligkeit, mit welcher sie bisher das gemeine Beste befördert hätten, und ermahnte sie, in ihren Entschlüssen nicht ein jeder für sich, sondern gemeinschaftlich zu verfahren.

ren. Wenn sie zusammen hielten, so werde Cäsar, sie möchten gegen ihn fechten, oder ihn um Gnade bitten, desto mehr Achtung gegen sie bezeigen. Er überliesse es ihren eigenen Berathschlagungen, welches von beyden sie thun wollten. Würden sie sich nach dem veränderten Glücke richten, so werde er ihre Gesinnungen der Nothwendigkeit zuschreiben. Wollten sie aber dem Cäsar widerstehen, und sich für die Freyheit in Gefahr begeben, so werde er ihre Großmuth nicht allein loben, sondern auch bewundern, und sich selbst zu ihrem Anführer und Mitstreiter anbieten, bis sie die lezten Versuche für das Vaterland gewagt hätten. Dieses sey nicht Utica, oder eine andere Africanische Stadt, sondern Rom, welches sich durch seine Größe schon oft aus weit schwerern Unglücksfällen wieder aufgerichtet hätte. Unter vielen vortheilhaften Umständen, auf welche sie in Ansehung ihrer Rettung vertrauen könnten, sey dieses der vornehmste, daß sie sich gegen einen Mann zu wehren hätten, der Africa gar bald würde verlassen müssen. Spanien habe sich schon für den jüngern Pompejus erklärt. Rom selbst sey des Jochs noch nicht gewohnt, welches er ihr aufgelegt habe; und werde bey jeder wichtigen Veränderung sich ebenfals bewegen. Vor der Gefahr müßten sie sich nicht scheuen: das lehre sie selbst das Beyspiel ihres Feindes, welcher seines Lebens desto weniger schone, je größere Verbrechen er begehen wolle. Allein er habe keinen gleichen Ausgang des Kriegs mit ihnen zu erwarten: denn, wenn sie siegten, so könnten sie das glückseeligste Leben hoffen; würden sie aber überwunden, so werde ihr Todt sehr rühmlich seyn. Sie wären es, sagte er zulezt, welche dieses alles wohl überlegen und wünschen müßten, daß ihnen jeder Entschluß, den sie ihrer bisherigen tugendhaften

ten

ten Gesinnung gemäß fassen würden, glücklich gelingen möge.

Diese Ermahnungen des Cato machten einigen der Anwesenden würcklich Muth. Die meisten aber bewunderten seinen unerschrockenen und großmüthigen Geist, und seine Menschenliebe; sie sahen ihn als den einzigen unüberwundenen, über das Glück selbst erhabenen Feldherrn an, und boten ihm ihr Vermögen und Leben an, weil sie lieber beydes verlieren, als einen so vortrefflichen Mann ohne Hülfe lassen wollten. Einer unter ihnen that auch den Vorschlag, welchen die meisten annahmen, man möchte zur Beschüzung der Stadt alle Sclaven frey lassen; allein Cato willigte darein nur unter der Bedingung, wenn ihre Herren solches freywillig thun wollten, weil man sonst eine Ungerechtigkeit dadurch begehen würde. Die Rathsherren thaten dieses sogleich. Allein die Dreyhundert, deren meistes Vermögen eben in ihren Sclaven bestand, blieben nicht lange standhaft. Die Rede des Cato hatte sie erhizt; sobald sie ihn aber nicht mehr sahen und hörten, erkalteten sie. Diejenigen unter ihnen, die sich noch zu mäßigen wußten, sagten: „Wer sind wir, „daß wir uns allein dem Cäsar, der die ganze Macht „des Römischen Volcks in seinen Händen hat, wider„sezen sollten? Keiner unter uns ist ein Scipio, „ein Pompejus, oder ein Cato. Und wir sollten „zu einer Zeit, da sich alle Menschen aus Furcht un„ter ihre Würde erniedrigen, für die Römische „Freyheit aus Utica wider denjenigen fechten, vor „welchem Cato mit dem großen Pompejus aus „Italien fliehen mußte? Wir sollten unsere Scla„ven freylassen und wider den Cäsar bewaffnen? „Sie haben gewiß schon so viel Freyheit, als es ihm

„gefällt, ihnen zu lassen. Wir Elende sollten uns jezt „schon kennen lernen, den Sieger vielmehr um Gna„de bitten, und Abgeordnete deswegen zu ihm schi„cken.„ Allein die meisten unter den Dreyhunderten dachten nicht bloß kleinmüthig, sondern auch boshaft: sie wollten sich der Römischen Senatoren zu Utica bemächtigen, und hofften den Zorn des Cäsar dadurch zu besänftigen, daß sie ihm dieselben überlieferten. Als Cato dieses merckte, widerrieth er dem Scipio und Juba, welche sich in der Nähe aufhielten, und ihn fragen ließen, ob sie ihm mit den übrig gebliebenen Kriegsvölckern zu Hülfe kommen sollten, diesen widerrieth er sich nach Utica zu begeben, weil er den Dreyhunderten nicht mehr trauen konnte. Er hätte sie zwar leicht durch eine Anzahl Soldaten im Zaum halten, oder gar aus dem Wege räumen können; und dieses würde vielleicht jeder andere Befehlshaber an seiner Stelle gethan haben; allein Cato, der mit ihrer Furcht Mitleiden hatte, und sie nicht ganz mißbilligen konnte, war einer solchen Begegnung nicht fähig.

Unterdessen näherte sich eine Anzahl Reiter, welche aus der Schlacht bey Thapsus entflohen waren, der Stadt. Sie waren unter sich uneins, ob sie sich zum Juba, oder zum Cato wenden sollten: sie verlangten daher mit diesem zu sprechen, weil sie sich zu Utica selbst nicht vor sicher hielten. Cato ließ den Rubrius in der Stadt zurück, mit dem Befehl, auf die Dreyhunderte acht zu geben, diejenigen in der Stille aufzuschreiben, welche ihre Sclaven frey lassen wollten, aber niemanden dazu zu zwingen. Er selbst gieng nebst den Senatoren den Reitern entgegen, und bat ihre Befehlshaber, daß sie doch diese edle Römer nicht verlassen, nicht statt seiner den

den Juba zu ihrem Anführer wählen, sondern vielmehr zum gemeinschaftlichen Besten das ihrige beytragen, und in die Stadt kommen möchten. Diese sey nicht leicht zu erobern, indem sie Vorrath von aller Art auf viele Jahre habe. Eben dieses baten die Rathsherren mit Thränen, und Cato wartete nebst ihnen auf die Entschließung der Soldaten. Indessen meldete ihm Rubrius, daß die Dreyhunderte eine große Verwirrung in der Stadt stifteten, und sie offenbar zur Empörung zu verleiten suchten. Cato ließ ihnen sagen, daß sie noch eine kurze Zeit Geduld haben möchten; er tröstete die Gegenwärtigen, welche sich nach dieser Nachricht vor verloren hielten, und wollte vors erste die Gesinnungen der Reiter vernehmen. Allein diese ließen ihm zwar versichern, daß sie gewiß nicht in den Sold des Juba treten, daß sie sich auch unter der Anführung des Cato vor dem Cäsar nicht fürchten würden; aber mit den Einwohnern von Utica, von denen gar keine Treue zu erwarten wäre, wollten sie nicht in Einer Stadt bleiben. Wenn sich diese gleich jezt ruhig verhielten, so würden sie doch bey der Ankunft des Cäsar auf nichts als auf Verschwörung und Verrätherey dencken. Sie müßten daher aus der Stadt gejagt oder umgebracht werden, so wollten sie dieselbe besezen und vertheidigen. Ein so hartes Mittel, ich brauche es kaum hinzu zu sezen, gefiel dem Cato nicht: er versprach also nur, daß er mit den Dreyhunderten sich berathschlagen wollte.

Er unterredete sich auch mit ihnen; allein sie bezeigten ihm nicht mehr die alte Ehrerbietung. Sie ließen ihren Zorn gegen alle diejenigen mercken, welche sie nöthigen wollten, sich zur Gegenwehr zu sezen; einige sagten sogar, man müsse die Rathsherren bis

zur Ankunft des Cäsar in der Stadt zurückhalten. Doch dieses leztere stellte sich Cato, weil er ohnedieß ein schweres Gehör hatte, nicht vernommen zu haben. Desto mehr war er für die Sicherheit dieser seiner verlassenen Freunde besorgt, und erschrack nur ihrentwegen, als man ihm meldete, daß die Reiter im Begriff wären fortzuziehen. Er jagte ihnen sogleich nach; sie nahmen ihn nicht nur mit Freuden auf, sondern baten ihn auch, daß er sich in ihrer Gesellschaft retten möchte. Cato bat sie weinend und demüthig, sich der Senatoren anzunehmen; er lenckte sogar einigen die Pferde um, ergriff ihre Waffen, und brachte sie endlich dahin, daß sie noch diesen Tag daselbst verbleiben wollten, damit dieser kleine Hauffen standhafter und Freyheitliebender Römer sich mit Sicherheit flüchten könnte. Er gab ihnen darauf die Thore und das Schloß ein.

Ueber diese Anstalten des Cato zitterten die Dreyhunderte: sie kannten ihn so wenig, daß sie befürchteten, er würde sich der Reiter dazu bedienen, ihre Unbeständigkeit zu bestrafen. Sie ließen ihn daher bitten, zu ihnen zu kommen. Die Senatoren wollten dieses durchaus nicht zugeben, daß sich ihr Beschützer unter diese Treulose wagen sollte. Allein er danckte ihnen für ihren Eifer, und gieng allein zu denselben hin. Ganz Utica erkannte damals die Großmuth des Cato und seine unverfälschten Tugenden am allerdeutlichsten. Er hatte schon seit einiger Zeit den Vorsaz gefaßt, sein Leben selbst zu endigen: man merckte solches auch, obgleich wider seine Absicht. Und gleichwohl stand er noch ungemeine Sorgen, Arbeiten und schmerzhafte Bewegungen für andere aus, um sie eher als er stürbe, in Sicherheit zu sezen. Die Dreyhunderte boten ihm

bey

bey allen übrigen Gelegenheiten ihre treuen Dienste an; nur in den gegenwärtigen Umständen baten sie ihn um Verzeihung ihrer Schwachheit, daß sie ihm nicht ähnlich werden könnten. Sie hätten sich, sagten sie, entschlossen, den Cäsar durch Abgeordnete um Gnade zu bitten, und für ihn zuerst und am meisten darum anzuhalten. Wenn Cäsar ihm nicht verzeihen würde, so wollten sie auch für sich selbst die Gnade, welche sie erhalten könnten, nicht annehmen, sondern für ihn streiten, so lange noch ein Leben in ihnen wäre. Cato lobte ihre guten Gesinnungen; ja er gab ihnen den Rath, ihre Abgeordnete eiligst abzuschicken; allein er verlangte zugleich, daß sie für ihn gar keine Fürbitte einlegen möchten. Nur Ueberwundene, sezte er hinzu, und diejenigen, welche einen Fehler begangen hätten, müßten um Verzeihung bitten. Er hingegen sey niemals vom Cäsar besiegt worden, sondern es stehe vielmehr in seinem Gefallen, sich als den Ueberwinder desselben durch gute und gerechte Handlungen, zu betrachten. Cäsar sey in der That überwunden und gefangen: denn jezt werde er vor den Augen der Welt von denjenigen Unternehmungen wider sein Vaterland überführet, welche er bisher immer geleugnet hätte.

Als man hierauf dem Cato hinterbrachte, daß Cäsar mit seinem ganzen Kriegsheere im Anzuge gegen die Stadt begriffen sey, rief er im Scherze aus: Ey! gegen was vor tapfere Männer kommt er angezogen! Sodann wandte er sich gegen die Senatoren, und ermahnte sie, ihre Flucht zu beschleunigen, so lange noch die Reiter zugegen wären, um dieselbe zu bedecken. Er ließ daher alle Thore verschließen, bis auf dasjenige, welches zum Meere führte, theilte unter seine Freunde Schiffe aus, und sorgte

sorgte dafür, daß es bey der Einschiffung ordentlich zugienge. Wo einige Gewaltthätigkeiten und Unruhen vorfielen, da stillte er sie sogleich: er gab auch den Dürftigern Geld zur Reise. Unter den Kriegsvölckern, die sich aus der Schlacht bey Thapsus gerettet hatten, befanden sich noch zwo Legionen, mit welchen sich Marcus Octavius bey Utica lagerte, und vom Cato verlangte, daß er es mit ihm ausmachen möchte, auf was Art sie sich beyde in die Befehlshaber-Stelle theilen könnten. Allein Cato, welcher sahe, wie vergeblich dergleichen Anstalten seyn würden, gab darauf gar keine Antwort, sondern sagte nur zu seinen Freunden: Dürfen wir uns wohl noch wundern, daß unsere Angelegenheiten zu Grunde gerichtet sind, da wir mitten im Untergange selbst noch einen unzeitigen Ehrgeiz beybehalten! Die Reiter zogen nunmehro fort, plünderten aber vorher die Einwohner von Utica. Auf diese Nachricht eilte ihnen Cato nach, und entriß einigen das Geraubte mit eigener Hand. Die übrigen warfen geschwinde alles, was sie mitgenommen hatten, weg, und alle standen beschämt, stumm und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. Er ließ darauf die Einwohner von Utica zusammen kommen, um sie zu bitten, daß sie der Cäsar nicht gegen die Dreyhunderte aufbringen, sondern auf das allgemeine Beste sehen möchten.

Weit mehr aber war er um seine Freunde bekümmert, die auch in größerer Gefahr vor dem Feinde standen. Er sahe ihnen daher zufrieden zu, als sie die Schiffe bestiegen, und nahm von ihnen Abschied. Seinem Sohne rieth er nicht, sich mit ihnen zu flüchten: er sahe, wie unzertrennlich ihm derselbe nachfolgte, und wollte dieser kindlichen Pflicht keine Gewalt anthun.

thun. Hingegen verlangte er durchaus, daß sich sein Freund Statyllius mit den andern in Sicherheit begeben sollte. Dieser war ein Mann in seinem besten Alter, und hatte seinen Haß gegen den Cäsar sehr mercklich an den Tag gelegt: er war aber entschlossen, die Standhaftigkeit des Cato in allen Stücken nachzuahmen. Da ihn dieser vergebens ermahnte, übergab er ihn ein paar umstehenden Weltweisen mit den Worten: Euch kommt es zu, seinen Troz zu erweichen: und ihn zu demjenigen zu leiten, was ihm am nüzlichsten ist. Er brachte noch die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages damit zu, allen denjenigen beyzustehen, die seine Hülfe brauchten. Ein Anverwandter des Cäsar war im Begriff, als Abgeordneter der Dreyhunderte zn demselben zu reisen: er bat den Cato, ihm seinen Rath über die Rede zu ertheilen, welche er für dieselben an den Cäsar halten wollte, und sezte hinzu, er werde sich nicht schämen, dem Cato zum Besten, diesem sogar zu Füßen zu fallen. Cato verbot ihm, dieses leztere zu thun. „Wenn ich, sag„te er, der Gnade des Cäsar meine Sicherheit zu „dancken haben wollte, so müßte ich selbst zu ihm „gehen. Allein ich mag einem Tyrannen vor seine „Verbrechen keine Verbindlichkeit schuldig seyn. „Dann darinne begeht er allerdings ein Verbrechen, „daß er denenjenigen als ihr unumschränckter Herr „das Leben schenckt, über welche ihm gar keine Herr„schaft gebühret. Was aber die Rede für die „Dreyhunderte betrift, so wollen wir uns über die„selbe unterreden.„ Er that auch solches, und empfol dem Anverwandten des Cäsar beym Abschiednehmen seinen Sohn und seine Freunde. Nachdem er hierauf diese hatte zusammen kommen lassen, verbot er seinem Sohne, niemals an den Staats-

Geschäf-

Geschäften einen Antheil zu nehmen, weil es ihm nicht möglich seyn werde, sie als ein Cato zu verwalten, und eine jede andere Art sey unanständig. Gegen den Abend erinnerte er sich an den Statyllius, und fragte einen von den Weltweisen, ob er demselben seinen hohen Eigensinn benommen, und ihn bereits zur Abreise bewogen habe. Als er aber hörte, daß sein Freund noch immer bey dem Vorsaze bleibe, seinem Betragen in allem nachzufolgen, sagte er lächelnd: dieses wird sich bald zeigen.

Am lezten Abende seines Lebens speiste Cato in der Gesellschaft einiger Freunde und der obrigkeitlichen Personen von Utica. Man sprach während der Mahlzeit von allerhand philosophischen Materien mit vieler Lebhaftigkeit. Cato fiel endlich auf die sogenannten Paradoxa der Stoiker, unter andern auf ihre Lehre, daß nur ein rechtschaffener Mann frey, dagegen aber alle Lasterhafte Sclaven wären. Da ihm ein Aristotelischer Weltweiser hierinne widersprach, so vertheidigte er diesen Saz so weitläuftig und so heftig, daß jedermann merckte, er sey willens ein Beyspiel von der Freyheit zu geben, welche dem Weisen, nach seiner Meinung, niemand rauben könnte, indem er sich selbst umbringen würde. Um die Gäste von diesem Verdachte abzuziehen, den sie durch ein trauriges Stillschweigen verriethen, fieng er von seinen abreisenden Freunden zu reden an, welche, wie er befürchtete, sowohl auf der See als auf dem festen Lande mancher Gefahr ausgesezt seyn dürften. Nach der Mahlzeit umarmte er seinen Sohn und seine Freunde mit weit mehrerer Hitze als er sonst zu thun pflegte: und auch daraus schlossen sie, daß er auf einen nahen Todt bedacht sey?

Cato

Cato saß jezt allein in seinem Schlafzimmer. Voll von dem Entschluße, sein Leben abzukürzen, suchte er sich auf die neue Welt vorzubereiten, in welche er eingehen wollte. Er fieng daher an, den Phädon des Plato zu lesen. Diesen Nahmen führt eines der vortrefflichsten Gespräche dieses großen Mannes, in welchem er seinen Lehrer den Socrates über die Natur und Würde der menschlichen Seele, und sonderlich auch über ihre Unsterblichkeit, erhaben und überzeugend reden läßt. Man hat es als einen sonderbaren Umstand angemerckt, daß Cato, indem er mit dem Selbstmorde umgieng, eine Schrift zu lesen gewählt habe, in welcher derselbe getadelt wird. „Wir Menschen, sagt Socrates darinne, „sind von Gott gleichsam auf einem Wach-Posten „gesezt, den wir nicht nach unserm Gefallen verlassen „dürfen. Wir gehören unter die Besizungen der „Götter, und sie müssen sich daher eben so sehr dar„über erzürnen, wenn wir uns selbst umbringen, als „sich ein Herr von seinem Leibeigenen, der sich das „Leben genommen hat, beleidigt hält, und ihn dafür, „wenn er könnte, strafen würde. Jedoch, fährt „Socrates fort, wenn uns Gott eine nothwendige „und gerechte Ursache zuschickt, aus der Welt zu ge„hen, wie diejenige ist, die ich jezt vor mir habe, „(er saß unschuldig im Gefängnisse, und war verur„theilt den Giftbecher zu trincken,) alsdenn kann man „sich derselben bedienen.„ Cato glaubte ebenfalls, wie Cicero im ersten Buche seiner Tusculanischen Untersuchungen sagt, eine solche dringende Ursache, sein Leben aufzugeben, von Gott bekommen zu haben, und freuete sich darüber.

Nachdem er das Gespräch beynahe durchgelesen hatte, sahe er sich nach seinem Schwerdte um, und fand

fand es nicht mehr über seinem Kopfe hängen: denn sein Sohn hatte es heimlich weggenommen. Er fragte darauf einen Sclaven, wer es weggetragen hätte, fieng wieder an zu lesen, und befohl sodann mit einer gleichgültigen Miene, es wieder hereinzubringen. Da dieses aber nicht geschah, rief er über eine Weile alle Sclaven, verlangte mit mehrerer Heftigkeit sein Schwerdt, schlug im Verdruß über ihren Ungehorsam, einen unter ihnen so gewaltsam, daß er sich die Hand verwundete: er beklagte sich zugleich laut, daß ihn sein Sohn und seine Sclaven unbewaffnet an den Feind verrathen wollten. Sein Sohn kam hierauf nebst seinen Freunden herbeygelauffen, umarmte ihn, und bat ihn mit kläglicher Stimme, seinen Vorsaz zu ändern. Allein Cato sagte mit finstern Blicken zu ihm: „Wenn habe ich „denn jemals eine offenbare Thorheit begangen? „Oder warum giebt man mir nicht Erinnerungen, „wenn ich einen unvernünftigen Entschluß fasse, und „sucht mich durch Gründe davon abzuziehen; sondern „hindert mich nur schlechterdings an meinen Absich„ten, und beraubt mich meiner Waffen? Binde „lieber gar deinem Vater die Hände auf den Rü„cken, damit Cäsar, wenn er ankommt, mich gänz„lich außer Stande finde, mich zu vertheidigen. Ich „brauche endlich auch das Schwerdt nicht nothwen„dig, um mir das Leben zu nehmen: und ich kann es „eben so leicht verlieren, wenn ich nur den Athem „eine kurze Zeit an mich halte, oder den Kopf an die „Wand stoße.„ Der feste Vorsaz des Cato, der aus diesen Worten hervorleuchtete, machte, daß sein Sohn und seine Freunde das Zimmer weinend verließen.

Es blieben nur zween Philosophen bey ihm, welche er in einem gelindern Tone anredete. „Wollt

„ihr

„ihr etwan auch, sagte er, einen Mann von meinen „Jahren mit Gewalt beym Leben zurückhalten, und „gleichsam stillschweigend hier bewachen? Wollt ihr „mir vielleicht beweisen, daß es für den Cato nicht „unanständig und schimpflich sey, da er von keiner „Seite mehr Heil erwartet, dasselbe von seinem „Feinde zu hoffen? Belehret und überzeugt mich lie„ber davon, daß ich die Grundsäze, denen ich so „viele Jahre hindurch gefolgt bin, verwerfen, durch „den Cäsar weiser werden, und ihm dafür noch „Danck sagen soll. Ich habe noch nichts über mich „beschlossen; aber es muß wenigstens in meiner Ge„walt stehen, was ich nach genugsamer Ueberlegung „beschließen werde, auszuführen. Mit euch selbst „will ich mich darüber berathschlagen, indem ich die „Lehren zu Rathe ziehen werde, welche ihr empfelet. „Gehet also getrost, und sagt meinem Sohne, er „möchte seinen Vater in solchen Dingen, in welchen „er ihn keines andern überzeugen kann, auch nicht „zu zwingen suchen.„ Die Philosophen konnten hierauf nichts antworten, weil er sie mit ihren eigenen Waffen bestritt: sie giengen also mit Thränen von ihm weg.

Ein kleiner Knabe brachte ihm hierauf sein Schwerdt zurück. Er zog es aus der Scheide, fand es scharf genug, und rief mit einer Art von Zufriedenheit aus: Nun bin ich endlich mein eigener Herr! Darauf las er nochmals das Gespräch des Plato. So gewiß ich bin, daß er dem Inhalte desselben Beyfall gegeben habe; so wünschte ich doch, daß man seine Gedancken über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und über ihren Zustand nach dem Tode, etwas genauer wüßte. Nach dieser Beschäftigung verfiel er in einen so tiefen Schlaf, daß man ihn vor

der Thüre schnarchen hörte. Um Mitternacht ließ er seinen Freygelassenen Cleanthes, der ihm zum Arzte diente, und den Butas, welchen er bey öffentlichen Angelegenheiten zu gebrauchen pflegte, zu sich kommen. Diesen schickte er ans Meer, um zu erfahren, ob alle seine Freunde abgeseegelt wären; von jenem aber ließ er sich die verwundete Hand verbinden. Alle Anwesenden schöpften daraus eine fröliche Vorbedeutung, daß Cato weiter nicht ans Sterben dächte; er scheinet aber mehr dadurch sie in ihrer Meinung haben stärcken wollen, damit sie seinen Entschluß nicht hindern möchten. Butas brachte ihm hierauf die Nachricht, daß alle seine Freunde abgeseegelt wären, den Crassus ausgenommen, der durch einige Geschäfte bisher zurückgehalten würde; doch ebenfals im Begriff sey, ins Schiff zu steigen: zugleich meldete er ihm, daß sich ein großer Sturm auf der See erhoben habe. Cato seufzete darüber aus Mitleiden gegen seine Freunde, und schickte den Butas wieder in den Hafen, um zu sehen, ob etwan einer von den Abgereiseten aus Noth zurückgekommen wäre, dem er helfen könnte. Er fieng hierauf abermals zu schlafen an. Da er endlich von dem Butas erfuhr, daß in dem Hafen eine große Stille regiere, befohl er ihm die Thüre zu verschließen, und legte sich auf das Bette, gleichsam als wenn er die übrige Nacht des Schlafs genießen wollte.

Aber jezt war er zu dem Ziele gekommen, welches er seinem Leben selbst gesezt hatte. Seine Freunde waren gerettet; die Ruhe und Ordnung war in der Stadt wieder hergestellet: und nachdem diese Absichten erfüllt waren, konnte er nach seinen Grundsäzen die Stunde seines Todes desto weniger entfernen, da Cäsar an dem eben anbrechenden Tage gewiß

wiß bey Utica eintreffen mußte. Kaum war er also allein gelassen, so stieß er sich sein Schwerdt durch die Brust. Der Stoß wurde nicht gleich tödtlich, weil er ihn mit der schwachen Hand geführt hatte: er rang daher mit dem Tode, fiel vom Bette herab, und stieß zugleich eine daneben stehende geometrische Tafel um. Auf das Geräusche, welches dadurch entstand, erhub das Gesinde, welches in der Nähe war, ein starckes Geschrey: und sogleich drang sein Sohn und seine Freunde in das Zimmer hinein. Sie fanden ihn zu ihrem Schrecken verblutet, und einen Theil seiner Eingeweide aus dem Leibe gefallen; doch holte er noch Athem, und sahe sie an. Der Arzt eilte herzu, um die Eingeweide, welche nicht verlezt waren, wieder an ihre Stelle zu bringen und die Wunde zuzunähen. Allein sobald Cato zu sich kam, stieß er den Arzt von sich, riß seine Wunde von neuem auf, und beschleunigte dadurch seinen Todt. Er starb in einem Alter von acht und vierzig Jahren, im siebenhundert und siebenten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, das ist, einige vierzig Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung.

Sein Todt wurde mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ruchbar. Die Dreyhunderte versammleten sich sogleich vor seinem Hause, und bald nach ihnen die Einwohner von Utica. Alle nannten ihn mit Einer Stimme ihren Wohlthäter und Erretter: er allein, sagten sie, war frey und unüberwindlich. Sie fuhren noch fort, diese Zeichen ihrer Ehrfurcht und Danckbarkeit abzulegen, als man ihnen schon meldete, daß Cäsar vor den Thoren sey. Weder die Furcht, noch die Nothwendigkeit, sich vor dem Ueberwinder zu demüthigen, nicht einmal ihre eigene Uneinigkeit unter einander, hielt sie ab, dem Verstor-

denen vor allen Dingen die lezte Ehre zu erweisen. Sie schmückten seinen Leichnam prächtig aus, und begruben ihn mit großen Feyerlichkeiten. Erst hierauf sorgten sie für ihre eigene Wohlfahrt, und für das Beste ihrer Stadt.

Cäsar hatte dieses Ende des Cato nicht vermuthet. Er vernahm zwar von verschiedenen, daß derselbe, an Statt sich auf die Flucht zu begeben, nur andere in Sicherheit brächte, und mit seinem Sohne und einigen vertrauten Bekannten allein und unerschrocken zu Utica zurückbliebe; allein er begriff nicht, was bey diesem Verhalten seine Absichten wären. Desto mehr eilte er mit seinem Heere nach Utica, weil ihm ungemein viel am Cato gelegen war, als an dem einzigen, vor welchem er sich, auch ohne alle Unterstüzung betrachtet, persönlich zu fürchten hatte. Als ihm aber sein Todt hinterbracht wurde, sagte er nur die Worte: „Ich mißgönne dir, o Cato, den „Todt, weil du mir deine Rettung und Wohlfahrt „nicht gegönnet hast.„ Er ließ dagegen dem Sohne desselben kein Leid wiederfahren. Dieser lebte in seinen jüngern Jahren etwas üppig; er wischte aber diesen Flecken durch ein rühmliches Ende aus, indem er in der Schlacht bey Philippi, welche der lezte Versuch der sterbenden Freyheit der Römer war, sich für dieselbe tödten ließ. Die Tochter des Cato, Porcia, die an den berühmten Brutus verheyrathet war, zeigte bey der Verschwörung ihres Gemahls wider den Cäsar, einen bewundernswürdigen Muth, mit der höchsten Verachtung von Gefahren und Schmerzen verbunden. Auch der Freund des Cato, Statyllius, blieb seiner würdig. Die Philosophen hinderten ihn zwar, sich mit demselben umzubringen; er verlor aber nachmals bey Philippi das Leben.

Die

Die Römer behielten nach dem Tode des Cato noch eine ungemeine Ehrerbietung gegen sein Andencken: sie erkannten erst damals, was sie an ihm verloren hatten. Cicero verfertigte eine eigene Lobschrift auf ihn, welcher Cäsar einen Anti-Cato entgegen sezte: mehr, um sich als ein Redner gegen diese Schrift, die seinem heftigsten Feinde zu Ehren aufgesezt war, zu vertheidigen, als daß er, wie Plutarch etwas zu hart muthmaßet, dadurch ein Zeichen seines Hasses, eine Probe von der Art, wie er demselben würde begegnet seyn, wenn er ihm lebendig in die Hände gerathen wäre, abgelegt hätte. Als dieser große Feldherr nach Rom zurückgekommen war, stellte er wegen seiner Eroberungen und Siege in so vielen Ländern, einen vierfachen Triumph, mit außerordentlicher Pracht, kurz nach einander an. Der vierte war der Ueberwindung seiner Feinde in Africa gewiedmet: man trug dabey die Bildsäulen der vornehmsten unter ihnen, welche ums Leben gekommen waren, öffentlich zur Schau; aber da das Römische Volck den Cato darunter erblickte, wie er sich in sein Schwerdt stürzte, so wandte es die Augen weg, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Pope hat diesen Auftritt in seinem Prologus zu Addißons Cato, so vortrefflich geschildert, als es immer ein Römischer Dichter, der dabey zugegen gewesen wäre, hätte thun können. „Da der stolze Cäsar, sagt er, mitten unter seinen „Triumphwagen, mitten unter der Beute der Na„tionen, und dem ganzen Kriegsgepränge, unedel, „stolz und ohnmächtig groß, Rom die Gestalt des „Cato zeigte, und sie im Triumph aufführte: so ver„lor sich auf einmal das Licht, der Pomp wurde ver„dunckelt, als das ehrwürdige Bild ihres todten „Vaters vorbey gieng. Der Triumph hörte jezt

„auf -- Thränen ergossen sich aus jedem Auge, und „der große Weltbezwinger gieng nun unbemerckt „vorüber. Das niedergeschlagene Rom verehrte „seinen lezten redlichen Mann, und hatte mehr Ehr„furcht für den Dolch des Cato, als für das „Schwerdt des Cäsar.„

Eben dieses Bild von dem Leben und Tode des Cato, ist jezt hier vorbeygeführet worden; aber es ist gewiß meine Absicht nicht, deutsche Leser zu Römischen Gesinnungen zu erhitzen. Für diese ist kein Platz mehr in den meisten unserer Staaten übrig; und wir wollen uns auch darüber nicht beklagen: denn die Freyheit ist, wie der Dichter zu den Zeiten des Augustus sagte, niemals schäzbarer und angenehmer, als unter einem weisen und guten Fürsten. Allein wir müssen doch die Stelle der Römer einnehmen, wenn wir vom Cato urtheilen wollen: wir müssen uns in seine Zeiten, in die Denckungsart und Religion, welche ihm eigen war, unter seine Freunde und Feinde versezen. Schon stehe ich an diesem Orte: und nun finde ich in dem ganzen Alterthume niemanden, der mir größer und ehrwürdiger vorkäme, als er. Mich rührt die Weisheit und Heiterkeit der Seele am Socrates, der Patriotismus des Cicero, der hohe kriegerische Geist des Cäsar, fast mit der menschenfreundlichen Güte des Titus vereinigt. Aber Cato ist mein Held: er allein besaß alle ihre Tugenden zusammen, und wenn sie bey ihm nicht menschlich, nicht herablassend genug gewesen zu seyn scheinen, so muß man sein Zeitalter darüber zur Rede sezen -- nicht ihn.

Rom war, da es den Cato besaß, aber weder kannte noch nüzte, nicht mehr der alte, verehrungswürdige Staat, in welchem die Liebe zum Vaterlande,

lande, zur Tugend und zur Freyheit, alle Bürger unter einander verbunden, und ihn unüberwindlich gemacht hatte. Reichthum und Ueppigkeit hatten zuerst angefangen, diese Gesinnungen zu ersticken. Der unbegränzte Ehrgeiz der Großen folgte darauf, und fand dadurch seinen Weg schon gebahnet, um das Volck, das zu jeder Absicht leicht zu erkaufen ist, zum Werckzeuge seiner Herrschsucht zu machen. Endlich brachten Gewaltthätigkeiten und bürgerliche Kriege das Verderben nur geschwinder zur Reife, das ohne dieselben als ein langsames Gift gewürckt haben würde. Die schönste Regierung, die es jemals gegeben hat, ihrer Fehler ohngeachtet, wurde durch ihre eigene Kräffte -- denn andere konnten sie nicht zerstören -- zu Grunde gerichtet. Es war nicht mehr die Frage, ob Rom frey bleiben, und ob seine Geseze gelten solten: man konnte nur noch untersuchen, was vor einen Herrn man lieber zu wählen oder zu wünschen hätte; welcher von beyden, die sich die Herrschaft streitig machten, die Geseze weniger übertreten würde. In diesen lezten Stunden des sterbenden Staats trat Cato auf, und suchte ihn mit Gewalt ins Leben zurückzuführen. Er sezte sich allein zum Damm gegen die allgemeine Zerrüttung, rufte vergebens andere auf, um ihn zu verstärcken, und wurde zulezt von den Fluthen, die schon das ganze Vaterland überschwemmt hatten, auch mit fortgerissen.

Hier sage man noch, wenn man kann, daß Cato durch Glimpf und Nachgeben die Wunden des Staats sicherer würde geheilt haben, als durch eine unbarmherzige Schärfe. Große, fast verzweifelte Kranckheiten erfordern auch Mittel, die gewaltsam und geschwind entscheiden. Die Gelindigkeit, der

Wanckelmuth, und die süßen Hoffnungen, mit welchen so viele andere damals die öffentlichen Angelegenheiten betrachteten, dienten würcklich nur dazu, die noch in den Rechtschaffenen übrigen Kräfte unbrauchbar zu machen. Wenn es mehrere Catonen, nur mehrere Nachahmer von ihm gab, so war der Staat gerettet. Andere haben seinen Sinn störrisch, unbiegsam, zu streng für die unglücklichen Zeiten, in denen er gelebt hat, gefunden; ich aber halte ihn vor die lezte Hülfe, die seinem Vaterlande geschenckt wurde, und deren es sich nicht bedienen wollte.

Wenn man glauben könnte, daß gewisse Menschen mit großen und edeln Gesinnungen gebohren werden: so würde ich dieses vom Cato behaupten. Er war wenigstens von der kleinen Anzahl derer, in denen die Seele fast gar keine Hindernisse antrifft, sich frühzeitig und hoch über das Körperliche empor zu schwingen: einer von den glücklichen Sterblichen, bey welchen die Kindheit kurz und unmercklich ist. Als ein bejahrter Mann widerstand er allein den gefährlichen Absichten des Pompejus und des Cäsar, das ist, der halben Welt: und als ein Knabe war er schon bereit, Rom von seinen Tyrannen zu befreyen.

Aber ist es auch wahre Tugend gewesen, welche die Handlungen des Cato beseelt hat? Ich fürchte mich nicht vor dem Ausspruche eines alten Kirchenlehrers, welcher mehr gutmeinend als philosophisch geurtheilt hat: „Die Tugenden der Heyden wären „nur glänzende Sünden gewesen.„ So lange es durch die Geschichte ausgemacht bleibt, daß das Gesez der Natur, welches in die menschlichen Gemüther eingegraben ist, Millionen Menschen, nach der göttlichen Absicht, den Begriff von Religion und Pflicht, allein

allein habe vorzeichnen müssen: so lange kann es nicht vor unmöglich gehalten werden, daß sich unter eben diesen Menschen viele würcklich Tugendhafte gefunden haben. Die Tugend des Cato war so rein, als sie nach seiner vernünftigen Erkenntniß von Gott, von dem Verhältnisse der Menschen gegen ihn, seinen Forderungen an dieselben, und ihrem künftigen Zustande; aber auch, als sie es nach den besondern Grundsäzen der Stoischen Weltweisheit seyn konnte. Sie saß tief in seinem Herzen, gebauet auf Ueberzeugung und Neigung; nicht auf Absichten; nicht nach besondern Veranlassungen gedreht, welche bey den meisten Menschen täglich neue Richtungen der Triebe, neue Arten zu dencken, hervorbringen können. Und hierinne suche man die Ursache, warum seine Tugend so unveränderlich und so fruchtbar gewesen ist. Ich sage, so fruchtbar; damit niemand die gewöhnliche aber seltsame Frage thun möge, welche Tugenden er gehabt, und welche ihm gefehlet haben. Alle Tugenden machen nur Einen Stamm aus; sie können nicht von einander getrennt werden; sie sind den Gliedern an einem schönen regelmäßigen Körper gleich: man haue einige derselben ab; es wird nicht mehr der vollkommene, zu seiner Bestimmung so fähige Körper seyn, und er läuft Gefahr, ganz zu vertrocknen, und zu Grunde zu gehen. Nur Eine Tugend also regierte im Cato; aber sie zeigte sich auf allen Seiten würcksam, und auf manchen mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit.

Niemand glich ihm an der ausnehmenden Liebe zum Vaterlande, an der großmüthigen Aufopferung für das gemeine Beste. Unaufhörliche, fast immer vergebliche Arbeiten eines ganzen Lebens zu diesem Endzwecke, Gefahr, Schaden, Beschimpfung,

den gewissen Todt selbst, alles dieses glaubte er dem Staate schuldig zu seyn. Der Gedancke von diesem machte, daß er alle andere Vortheile und Verbindungen, sich selbst am ersten, vergaß. Mit Abscheu und Schmerzen nahm er an dem bürgerlichen Kriege einen gezwungenen Antheil; aber nur darum, weil er noch in demselben eine Rettung für Rom zu finden hoffte. Freyheit und Geseze wurden von ihm mit einem Muthe ohne Beyspiel verfochten: und wie vortrefflich verband er beyde! denn frey seyn hieß bey ihm, niemanden als den Gesezen gehorchen. Er war der unerbittlichste Feind von Lastern; in der Ausübung der Gerechtigkeit unbeweglich strenge; noch eher gegen fremde Schwachheiten herablassend und nachsichtlich, als daß er sich selbst die geringste Abweichung von der rauhen Bahn des Rechtes vergeben hätte. Und dennoch sieht man ihn, bey so vieler Schärfe, voll von Menschenliebe, von gütigem Wohlwollen gegen andere; immer bereit, ihnen mit eigener Beschwerlichkeit und Nachtheil nüzlich zu werden. Soll ich meine Leser noch erinnern, wie tapfer, wie mäßig, wie erhaben über die falschen Einbildungen von Ehre und Hoheit, was vor ein eifriger Freund, mit einem Worte, wie groß Cato in allen Stellungen des Lebens gewesen sey? Nein, ein trockenes Verzeichniß von Tugenden würde sie weniger rühren als das wiederholte Lesen seiner Geschichte.

Große Meister in der Zeichnung der Charaktere haben dasjenige längst verdunckelt, was ich vom Cato zu sagen im Stande bin. „Er war ein wahrhaftes „Ebenbild der Tugend, sagt Vellejus, der niemals „deswegen recht handelte, damit er das Ansehen da„von haben möchte, sondern weil er nicht anders

„han-

„handeln konnte; der bloß dasjenige vernünftig „fand, was gerecht war, frey von allen menschlichen „Fehlern, und immer Herr über sein Schicksal.„ Lucanus, der ihn in mehrern Auftritten unvergleichlich schildert, hat vielleicht in folgender Stelle das vollständigste Gemählde von ihm hinterlassen: „Hier „sieht man die Sitten, die unbeweglichen Grundsäze „des strengen Cato: stets das Maaß und die Grenzen des Rechtes zu beobachten, der Natur zu folgen, „sein Leben dem Vaterlande zu wiedmen, und nicht „zu glauben, daß man für sich allein, sondern daß „man für die ganze Welt gebohren sey. Seine „Gastmahle waren nichts weiter als eine Stillung „des Hungers; war er vor dem schlimmen Wetter „beschüzt, so wohnte er prächtig genug; ein rauhes „Kleid über seinen Körper, wie es die gemeinsten „Römer trugen, war für ihn ein kostbarer Anzug; „er genoß die Freuden der ehelichen Liebe nur um „Kinder zu erhalten; nur für die Stadt war er Vater „und Ehemann geworden; er verehrte die Gerechtigkeit, und hielt über der strengsten Ehrbarkeit; sein „gütiges Herz war ganz dem gemeinem Besten ergeben, und nie hat sich die eigennüzige Wollust in „irgend eine Handlung des Cato eingeschlichen, oder „einen Gewinn von derselben gezogen.„

Dieser so tugendhafte Geist war auch der standhafteste, der sich jemals im Umglücke und unter einem Heere von Hindernissen gezeigt hat. Jene Stärcke der Seele, die nichts aus ihrer Fassung bringen, nichts befremden kann, die den innerlichen Widerstand eben so leicht überwindet, als die äußerlichen Bestürmungen, diese hatte im Cato ihren höchsten Grad erreicht. Sein Betragen war unter allen heftigen Erschütterungen, die das Vaterland und ihn

selbst

selbst betrafen, gleich herzhaft und gelassen: und zu einer Zeit, da es kaum mehr schimpflich war, sich unter das allgemeine Joch zu beugen, erhielt er sich allein frey. „Die ganze Welt war überwunden, „wie Horaz sagt; nur nicht der hohe Sinn des Ca„to.„ Es ist schwer, sich gegen plözliche und wiederholte Anfälle von Ungemach mit Geduld zu wehren; wie viel mehr scheint es die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen, daß man unter dem viele Jahre anhaltenden Elende des Vaterlandes, das man stärcker als sein eigenes empfindet, und bey der traurigen Erfahrung, alle seine Bemühungen demselben zu helfen, verachtet und umgestürzt zu sehen, doch einen unbezwinglichen Muth beybehalte. Hier steht die berühmte Stelle des Seneca an ihrem rechten Orte. „Sehet da, ruft er aus, ein Schauspiel, „welches würdig ist, daß Gott, wenn er seine Wer„cke betrachtet, die Augen auf dasselbe richte: sehet „da ein Paar, das Gottes würdig ist: einen tap„fern Mann, der mit dem Unglück kämpfen muß; „besonders wenn er es sogar herausgefordert hat. „Ich wiederhole es, ich weiß nichts schöneres, wor„auf Jupiter seine Aufmerckſamkeit in der Welt wen„den könnte, als daß er den Cato anschaue; wie er „noch immer, obgleich seine Parthey schon mehr als „einmal zu Boden geworfen ist, doch unter den öf„fentlichen Ruinen aufrecht steht.„

Gerne würde ich den Auftritt seines Todes in der Entfernung liegen lassen, wenn es mir nicht vorkäme, als wenn mich meine Leser bereits dabey erwarteten. Dieser Ausgang war, überhaupt genommen, der Person, welche Cato in der Welt vorgestellt hatte, anständig. Nach den Römischen Begriffen von Freyheit und Vaterland, welche seine ganze Brust

Brust erfüllten; nach den Stoischen Lehren, das Leben zu verachten, und es freywillig aufzugeben, wenn es zu den wichtigsten Pflichten untauglich geworden ist; nach dem unheilbaren Elende seiner Zeiten, und nach andern Triebfedern, die den Römer und den Philosophen, vielleicht auch den edeln Ehrgeizigen gegen sich selbst waffneten, beurtheilt, muß man den grausamen Entschluß des Cato wider sein Leben fast mehr beklagen, als tadeln. Er war ein unglücklicher Märtyrer seines Patriotismus und seiner Philosophie. Allein so viele Würde er sich auch dabey zu geben gewußt hat; so groß ihn Seneca in dem Augenblicke findet, da er sich selbst mit dem Schwerdte in Freyheit sezt; so ist es mir doch, nach vieler Mühe, gelungen, diesen blendenden Schimmer auf die Seite zu schaffen. Cato schämt sich, sein Leben als eine Gnade des Cäsar zu erhalten. Schämte er sich auch, von ihm die Erlaubniß zu bekommen, seinem Vaterlande noch nüzlich zu werden? Nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Gelegenheiten dazu, zeigten sich alle Tage: und weil die Verfassung des Staats umgestoßen war, durfte ihm deswegen ein guter Bürger alle seine Dienste aufsagen? Wo war hier ein göttlicher Winck an den Cato, sein Leben zu verlassen? Der große Geist irrte da, wo es am leichtesten und gefährlichsten ist: in der Abwägung des Lebens und Todes gegen einander. Socrates, der mit ihm so vieles gemein hat, glänzte zwar auf einem weit kleinern Schauplatze; aber er starb schöner und rühmlicher als Cato.

Ich berühre diese Vergleichung nur, weil ich mir den Socrates auf eine andere Zeit vorbehalte. Allein man hat den Cato zween großen Männern seiner Zeit gegen über gestellt: es ist der Mühe werth, ihren

ihren Unterscheid und ihre Aehnlichkeit bey einerley Staatsgeschäften, zu bemercken. Sallustius vergleicht ihn folgendergestalt mit dem Julius Cäsar: „Beyde waren fast von gleicher Herkunft, „Alter und Beredsamkeit; sie hatten einen gleich „großen Geist und Ruhm; aber sie betraten einen „sehr verschiedenen Weg. Cäsar wurde wegen sei„ner Wohlthätigkeit und prächtigen Freygebigkeit, „Cato aber wegen seines untadelhaften Lebens vor „einen großen Mann gehalten. Jener war durch „Sanftmuth und Mitleiden berühmt geworden; „dieser hingegen hatte durch seine Strenge ein „großes Ansehen erlangt. Cäsar hatte seinen „Ruhm durch Geben, Helfen und Verzeihen; „Cato aber den seinigen dadurch, daß er keine „reichliche Geschencke machte, um beliebt zu werden, „erworben. Bey dem einen fanden die Elenden „eine Zuflucht; bey dem andern aber die Bösen ih„ren Untergang. An jenem lobte man die Ge„fälligkeit; an diesem die Standhaftigkeit. End„lich hatte sich Cäsar vorgesezt zu arbeiten und „zu wachen; über den Angelegenheiten seiner „Freunde, seine eigenen zu vernachläßigen; nie„manden etwas abzuschlagen, was eines Geschencks „würdig war: und sich wünschte er eine große „Befehlshaber-Stelle, ein Heer, einen neuen Krieg, „worinne sich seine Tapferkeit hervorthun könnte. „Allein Cato war der Bescheidenheit, der Ehrbarkeit, „und vornemlich der Strenge ergeben. Er stritt „nicht durch Reichthümer mit einem Reichen; „noch durch Meuterey mit Aufrührern; sondern er „suchte einem tapfern Manne durch gleiche Tu„gend, einem Bescheidnen durch edle Schaam, ei„nem Unschuldigen durch Enthaltsamkeit gleich zu „kommen. Er wollte lieber ein rechtschaffener

„Mann

„Mann seyn, als nur davor angesehen werden: „und daher erlangte er desto mehr Ruhm, je weniger er nach demselben strebte.„ Welchen von beyden wird man nun noch den Ueberwinder nennen!

Montesquieu hat in seinen Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer den Cato mit dem Cicero verglichen. So wenig ich alle Machtsprüche, welche dieser scharfsinnige Franzose oft, ohne sie zu beweisen, thut, mit der Bereitwilligkeit seiner Nation annehmen kann; so glaube ich doch, daß er hier meistentheils richtig gesehen habe. „Wenn sich, sagt er, Cato „für den Staat erhalten hätte, so würde er den „öffentlichen Angelegenheiten eine ganz andere „Wendung gegeben haben. Cicero besaß vor„treffliche Eigenschaften, um die zweyte Person im „Staate vorzustellen, aber nicht zur Haupt-Rolle: „er hatte große Gaben, aber eine oft gemeine See„le. Das Neben-Werck war beym Cicero die „Tugend; beym Cato war es die Ehre. Jener „sahe sich immer zuerst, und dieser vergaß sich stets. „Cato wollte den Staat aus Liebe zu demselben „retten; Cicero aber, um sich dessen rühmen zu „können. Wenn jener vorher sah, so fürchtete „dieser; wo Cato hoffte, da vertraute sich schon „Cicero; und so sehr der erstere die Sachen mit „kaltem Blute betrachtete, so gewaltig wurde der „leztere dabey durch seine Leidenschaften beunruhigt.„ Unbekümmert um die Wahrheit eines jeden einzelen Zuges, zu bescheiden insonderheit, die Tugend beym Cicero ein Nebenwerck zu nennen, finde ich doch überhaupt, daß ihm in der Gesellschaft des Cato nicht unrecht geschehen sey.

Man muß sich auf alle Fragen bereit halten: hier ist eine, welche vielleicht nur wenige Leser aufwerfen werden; aber ich will auch diese wenigen anhören. Was hat also der Held von Utica seinem Vaterlande genüzt, wenn alle seine Arbeiten vergeblich waren, wenn sein Todt selbst umsonst dargebracht wurde? Sehr viel hat er demselben und allen folgenden Zeiten gedienet. Eine Menge edler und gemeinnüziger Thaten zu verrichten; den Untergang des Staats allein mit seinen Armen aufzuhalten; viele gute Seelen in ihren rechtschaffenen Entschlüssen zu stärcken; mit dem siegreichen Gewissen eines Patrioten aus der Welt zu gehen; künftigen Jahrhunderten ein unsterbliches Beyspiel zu hinterlassen; alles dieses sind eben so große und bleibende Verdienste, als wenn jede Absicht des Cato mit dem glücklichsten Erfolge gecrönt worden wäre.

Er war ein bewundernswürdiger Mann, höre ich oft sagen; aber man kann ihn nicht nachahmen. Mir gefällt diese Sprache nicht. Ich sollte nichts nachahmen können, wo ich alles bewundere? Man nehme die außerordentliche Strenge vom Cato weg, die seine Gemüthsart und seine Zeiten nothwendig machten; man entkleide ihn von der harten Schale der Stoischen Grundsäze; man betrachte ihn nicht unter seinen besondern Verhältnissen als einen Römischen Bürger, sondern als einen großmüthigen Freund des menschlichen Geschlechts, der unendlich mehr für dasselbe als für sich selbst lebte, als einen der weisesten und gerechtesten Männer, welche die Liebe zum Vaterlande verzehret hat. Wenn wir gleich in unsern Staaten keine Catonen brauchen; so sind uns

uns doch seine Tugenden in einem gemäßigten Gange unentbehrlich: Tugenden, die zu allen Zeiten sehr selten waren und bleiben werden.

* * *

Die eigentliche historische Gerechtigkeit gegen das Andencken des Cato muß man in Plutarchs Lebensbeschreibung von ihm suchen. Die meinige folgt ihr auf dem Fuße nach, und ist oft nur eine Uebersezung von derselben; was sie noch mehr sagt, gebühret mir nicht anzumercken. Mit diesem vortrefflichen Geschichtschreiber habe ich noch die Nachrichten des Dio Caßius und Appian verbunden.

Sallustius und Vellejus Paterculus zeigen den Cato, außer einer allgemeinen Abbildung, nur von der Seite der Catilinarischen Verschwörung; allein das Wenige, was sie von ihm beybringen, ist mit so vieler Einsicht gewählt und bearbeitet, daß ich es mir ganz eigen gemacht habe.

In dem Pharsalischen Gedichte des Lucanus ist Cato der wahre Held, und niemand hat die Hoheit seines Geistes glücklicher geschildert als dieser Dichter. Er ist zugleich Geschichtschreiber: auch alsdenn, wenn er seinen Helden durch Hülfe einiger Erdichtungen preiset, stüzt er sich doch auf einen historischen Grund. Nur selten hat er sich ihm zu Gefallen unter die Wolcken verloren.

Seneca in seinen moralischen Schriften und Briefen hat Wiz und Beredsamkeit noch mehr erschöpft, um den Cato über alles, was unter den Menschen groß und edel gewesen ist, zu erheben. Viele dieser Stellen sind sehr schön und richtig;

andere hingegen spielen mit einem Gedancken so lange, daß er dem Leser endlich abgeschmackt wird. Man muß sich erinnern, daß es ein Stoischer Weltweiser ist, der seinen philosophischen Mitbruder mit Blumen bestreuet; man muß aber auch, wenn man das Lob des Cato beym Seneca zuerst lieset, auf seiner Hut seyn, um nicht für eine falsche Größe eingenommen zu werden.

Unter den neuern Schriftstellern hat Addißon in seinem Trauerspiele, Cato, den Schatten des großen Römers mit einer recht zauberischen Kunst vom neuem belebt.





III.

Leben Otto des Großen.

Der große Mann ist nicht bloß derjenige, der, nachdem er alle Erwartungen seiner Zeitgenossen übertroffen, auch der strengern Nachwelt nichts zu fordern übrig gelassen hat: er ist schon dieses Nahmens würdig, wenn er fast alles ausgeführet hat, was unter den Umständen der Zeit, zu welcher er lebte, möglich war; wenn er die wichtigsten und dringendesten Angelegenheiten, die seinem Geiste winckten, und sein ganzes Leben verlangten, ohngeachtet der mächtigsten Hinderniße, vor allen Dingen glücklich zu Stande gebracht, bey der übrigen Verfassung der Welt aber, wo ihn das allgemeine Wohl noch von mehrern Seiten um Hülfe anrief, in der Unvermögenheit dieselbe völlig zu leisten, wenigstens den Zustand, welchen er vor sich fand, auf eine nach seinen Begriffen edle Art zu nuzen gesucht hat. Man kann, wenn man als Geschichtschreiber die Verdienste eines berühmten Helden, zumal viele hundert Jahre nach ihm, richtet, immer genug finden, was er noch ausrichten, worinne er richtiger hätte dencken und handeln sollen. Aber wo unendlich viel zu thun war, da darf der Maaßstab der menschlichen Kräfte nicht willkührlich

verlängert werden: und wo sich alles vereiniget hatte, die Seele nieder zu drücken, da begehre man nicht, daß sie sich eben so hoch, als in bessern Zeiten, hätte erheben sollen.

Otto der Erste, welcher Deutschland im zehnten Jahrhundert regierte, hat noch bey seinem Leben den Nahmen des Großen erhalten, und führt ihn in der Geschichte immer fort. Bey einer solchen Ehrenbenennung kann sich die Welt irren; besonders wenn sie von den Geschichtschreibern ohne alle Untersuchung fortgepflanzt wird. Allein sie irrt sich darinne selten, und die Nachkommenschaft niemals lange, weil sich die wahre Bedeutung von dergleichen Beynahmen gar bald entwickelt. Niemand stellt mehr die beyden Ludwige, den Frommen und den Gerechten, zu Beyspielen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit auf; ob man gleich nicht leugnet, daß sie es nach der Denckungsart ihrer Zeit, oder doch ihres Hofes, gewissermaaßen haben seyn können. Der Nahme des Großen ist fast immer kriegerischen Fürsten und glücklichen Eroberern beygelegt worden. Daß in diesen Eigenschaften eine gewisse Größe liege, wird niemand bestreiten können; und daß diese Art der Größe vor allen andern bewundert worden ist, davon sind die Ursachen bekannter, als daß ich sie aufsuchen sollte. Noch weiser hat die Welt geurtheilt, wenn sie zuweilen solche Fürsten mit dem Nahmen der Großen bezeichnet hat, welche neben dem Ruhm von Tapferkeit und Siegen, auch durch alle Gaben der Regierung dem menschlichen Geschlechte ausnehmende Dienste erwiesen, und ein Muster, das über die gemeine Laufbahn hinausgeht, hinterlassen haben. Sollten wir also aufhören, unsern Otto den Großen zu nennen, weil er es fast

nur

nur im Kriege gewesen ist? Nein, und solches desto weniger, da wir sehen, daß es seine würckliche Bestimmung gewesen sey, beynahe lauter blutige Schritte zu thun, um bald seine Rechte zu behaupten, bald die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, bald Beleidigungen und Verbrechen zu strafen. In einem solchen Leben, dessen ganze Anstrengung den Waffen gewiedmet werden mußte, kann es uns nicht befremden, für die Religion, die Geseze, Wissenschaften und fruchtbare Einrichtungen im Staate, nur hin und wieder eine glänzende Stelle anzutreffen. Otto hatte in jeder dieser Betrachtungen erhabene Absichten, und vielleicht hätte er sie doch, ohngeachtet einer so gewaltsamen und langen Zerstreuung, erreicht, wenn er in einem andern Jahrhunderte gelebt hätte.

Man hat in der vorhergehenden Geschichte Gelegenheit gehabt, den Cato zu beklagen, daß er in dem unglücklichsten Zeitalter seines Vaterlandes hat auftreten müssen. Allein die Zeiten des Otto waren noch weit unglücklicher. Unsere Vorfahren fühlten damals nicht den Verlust einer äußerlichen Freyheit, welche sie schon lange nicht mehr kannten; sondern die traurigere Knechtschaft des Verstandes und Gewissens. Die Religion, oder, um dem Christenthum Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der Aberglaube, der an die Stelle derselben getreten war, drückte dem menschlichen Geschlechte lauter schändliche Zeichen einer blinden Unterwürfigkeit ein. Das liebenswürdige Bild der Religion war fast in eine eben so schreckliche Gestalt verwandelt worden, als Lucrez von der Religion der Griechen vor den Zeiten des Epicur singt. Die Geistlichkeit war ihrer allgemeinen Regierung über die Europäische Welt schon sehr nahe gekommen. Man wußte nicht mehr, was

eine freye Denckungsart, was gründlicher Geschmack an den Wissenschaften, und gemeinnüzige Gelehrsamkeit sey. Bey den Geistlichen allein suchte man dieses alles; sie aber wurden durch ihre thörichte Begriffe von Gottseeligkeit und Andacht fern davon abgezogen, und ihr stolzer Ehrgeiz, der sich die Rechte des Himmels über die Menschen zueignete, konnte der herrschenden Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und falschen Furcht vor den vermeinten Dienern Gottes, auch mit sehr geringen Fähigkeiten leicht die Fesseln anlegen. Zu einem Beweise, wie sclavisch die Europäischen Christen damals gewohnt waren, braucht man nur ihre Verblendung gegen diejenigen, welche sie als die obersten Vorsteher ihrer Religion ansahen, gegen die Päbste, betrachten. In keinem Jahrhunderte hat das Laster mit allen seinen Ausschweifungen länger und unverschämter auf dem Bischöflichen Stuhl zu Rom getobt, als in diesem; allein die Besizer desselben verloren dadurch keines von ihren angemaaßten Rechten; sie erwarben sich vielmehr bald neue, und die übrige Geistlichkeit behauptete unter dem Ansehen und Schutz derselben, ihre Ansprüche auf Macht in der Kirche und im Staate, auf Reichthümer und alle Vorzüge der Fürsten, ungestört fort. Man wird sehen, daß Otto einen Theil dieser Uebel zu tilgen gesucht habe; allein bey den übrigen und meisten mußte er sich daran begnügen, zu verhüten, daß sie nur nicht alles zu Grunde richteten. Wer noch mehr von ihm fordert, der sezt ihn, wie ich glaube, in eine vortheilhafte Verfassung, von welcher er sehr weit entfernet war.

Da er der erste deutsche Fürst ist, dessen Leben ich in diesem Wercke beschreibe: so verspreche ich zugleich, daß meine Nation an demselben künftig einen

nen vorzüglichen Antheil haben soll. Unter allen Geschichten neuerer Reiche ist keine an großen und merckwürdigen Beyspielen; an wichtigen Staatsveränderungen, und an lehrreichen Auftritten überhaupt, so reich als die deutsche. Wenn sie uns auch nicht nach diesen Vorzügen bekannt wäre; so würde sie darum allein unsere ganze Aufmercksamkeit verdienen, weil es unsere Geschichte ist; weil wir daraus den eigenthümlichen Charakter und die besondern Fähigkeiten, zu welchen die Natur selbst die Deutschen gebildet zu haben scheinet; die Quellen, woraus unsere jezige Regierungsart, Religion, Sitten und Geseze geflossen sind; endlich auch diejenigen Seiten kennen lernen, von welchen sich unsere Vorfahren weiser und tugendhafter als wir, oder der Nachahmung unwürdig, gezeigt haben. Man erzählt, daß ein französischer Soldat, den Tag vor der Schlacht bey Hochstädt, auf Befragen, wer er sey, geantwortet habe: Ich habe die Ehre, ein Franzose zu seyn. Mit gleichem oder noch größerm Rechte, können es sich Deutsche vor eine Ehre schätzen, ihr Vaterland zu nennen; und sie konnten es gewiß auch zu jenen Zeiten thun, da die übermüthige Verachtung eines benachbarten Volckes, das unsere Uneinigkeit und schlechte Anführung im Kriege leicht besiegte, den Nahmen unserer Nation beynahe zu einem Spottworte zu machen versuchte. Ich insonderheit erröthe nicht darüber, ein gebohrner Oesterreicher zu seyn: auch alsdenn nicht, wenn ich neben einem Schweitzer size. Weiß man nur die Absichten, Unternehmungen und Fehler einzeler Personen unter den Deutschen von ihrer Denckungsart im Ganzen mit Billigkeit zu unterscheiden: so wird es keinem Zweifel unterworfen bleiben, daß die Liebe zu einer gemäßigten Freyheit, Muth und Tapferkeit,

 Treue,

Treue, Standhaftigkeit, arbeitsame Geduld, und vor allen eine offene Redlichkeit, gröstentheils immer unsere angeerbten Züge gewesen sind, bis innerliche Erschütterungen unsers Vaterlandes, und eine schimpfliche Nachahmungssucht der Fremden, dieselben nach und nach unkenntlich gemacht haben. Sie waren es noch nicht zu den Zeiten Otto des Großen.

Es ist der Mühe werth, zuvörderst zu zeigen, in was vor einem Zustande er Deutschland, über welches er regieren sollte, gefunden habe. Durch die Theilung der Fränckischen Monarchie im Jahr 843. war es in den Händen Ludwigs des Deutschen, ein besonderes Königreich geworden. Allein die deutschen Könige hatten, da sie ihr Ansehen behaupten wollten, weder Geschicklichkeit, noch Glück genug, bis Heinrich der Vogler oder der Erste, im Jahr 919. die Regierung antrat. Dieser Fürst hat Deutschland zuerst eine innere Stärcke gegeben, vortreffliche Anstalten zur Vertheidigung gegen die Einfälle der barbarischen Völcker gemacht, den kriegerischen Muth der Nation mit guter Zucht und Klugheit geleitet, viele Städte anlegen und befestigen lassen, fast alle Feinde des Staats überwunden, seine Gerechtsame ausgeführet, und auch die Wildheit der Sitten zum Theil gemildert. Er war Herzog von Sachsen und Thüringen, da er den Thron bestieg: von jenem alten Sachsen, das einen großen Theil von dem jezigen Niedersachsen und Wepsthalen ausmacht; aber er führte aus diesen Ländern zahlreiche Schaaren Einwohner in die Meisnischen Gegenden, in welchen ich schreibe, nachdem er in denselben die heydnischen Sorben überwältigt hatte: und durch diese Vermischung beyder Nationen bekam

kam hier die christliche Religion und die deutsche Sprache an Statt der Wendischen die Oberhand. Doch dieser Herr starb mitten unter eben so großen und nüzlichen Entwürfen, als er bereits ausgeführet hatte. Sein Nachfolger fand noch für das längste Leben genug zu thun übrig. Die Kayserwürde und die Ansprüche auf Italien, waren von den deutschen Königen seit geraumer Zeit vernachläßigt worden. So viele heydnische Völcker, welche Deutschland noch umgaben, und demselben durch ihre Streifereyen beschwerlich fielen, machten einen wachsamen und tapfern Anführer gegen sie nothwendig. Bey den neubekehrten Völckern selbst in Deutschland, fehlte noch viel daran, daß die Neigung zum Christenthum auf einen dauerhaften Grund erbauet gewesen wäre. Die Römischen Bischöfe schickten Befehle an die deutsche Kirche, und verachteten unsere Könige. Die Geistlichkeit, welche sich mehr vor Rom, als vor ihrer natürlichen Obrigkeit erniedrigte, wurde dieser immer gefährlicher. Unter den deutschen Völckern waren die Sachsen, Francken, Schwaben, Lothringer und Bayern die vornehmsten. Ihre Herzoge folgten zwar noch nicht erblich auf einander, obgleich manchen Häusern solches beynahe vergönnt wurde; allein sie versuchten zuweilen mit Gewalt, sich in dem Besize der väterlichen Länder zu erhalten: und wenn sie gleich noch nicht die Rechte der Landeshoheit erlangt hatten; so waren sie doch mächtig genug, um sich den Königen zu widersezen. Sie und die Großen von Deutschland überhaupt erregten häuffige Unruhen, und überzogen einander feindseelig, ohne auf die höchste Gewalt im Staate zu achten. Der streitbare Geist der Deutschen brauchte ein strenges Oberhaupt, und eine gemeinschaftliche Richtung. Im

Grunde war die Nation nicht ganz barbarisch; nicht ohne Einsicht über ihre wahren Vortheile; vielleicht auch nicht einmal so lasterhaft als die spätern Zeiten; aber ohne Gefühl der Reizungen des gesellschaftlichen Lebens; ohne Wohlstand, Künste und Wissenschaften; ganz rauh und kriegerisch, überall mehr zum Gewaltthätigen als zum Sanften geneigt. Allein sie war nicht im Ganzen betrachtet, an diesem finstern und unbiegsamen Charakter Schuld; diejenigen, welche es über sich genommen hatten, sie zu unterrichten und aufzuklären, die Geistlichen, müssen deswegen am meisten angeklagt werden. Sie hatten die Religion auf Zwang und Furcht gegründet; den Verstand von wahrer Wissenschaft und eigenem Dencken abgehalten, und das Herz mit abergläubischer Andacht erfüllt. Einer Nation, die so erzogen, in einer solchen sittlichen Unterwürfigkeit erhalten wurde, blieb, bey den größten Gaben, nichts mehr übrig, als sich durch ihren Arm und Muth hervorzuthun.

In dieser Verfassung von Deutschland wurde Otto, der älteste Sohn Heinrichs des Ersten, und der Mathildis, einer Sächsischen Gräfinn aus dem alten Wittichindischen Stamme, im Jahr 936, da er eben vier und zwanzig Jahre alt war, zum deutschen Könige gewählet. Die Stände hatten sich deswegen zu Aachen versammelt; sie sezten ihn auf einen Thron, und versprachen ihm, mit Darreichung der Hände, treu zu seyn. Darauf gieng er in die Kirche, wo der Erzbischoff von Maynz und die übrige Geistlichkeit auf ihn wartete. Der Erzbischoff stellte ihn dem Volcke als seinen König vor, und verlangte, daß es, wenn es ihn gerne annähme, solches durch aufgehobene Hände anzeigen möchte: dieses Zeichen erfolgte

erfolgte nicht allein sogleich, sondern wurde auch mit einem glückwünschenden Geschrey begleitet. Eben dieser Prälat bekleidete ihn mit dem königlichen Schmucke, salbte und krönete ihn. Der neue König speiste hierauf mit der Geistlichkeit, und vier Herzoge verwalteten dabey die Erz-Aemter. Der Lothringische war Cämmerer; der Bayerische, Marschall; der Schwäbische, Truchseß, und der Fränckische, Schencke. Ich führe alle diese Umstände nicht dazu an, daß sie einige Zeilen füllen, oder Lesern, welche auf Kleinigkeiten neugierig sind, gefallen sollen; sondern, weil in dieser königlichen Wahl schöne Spuren der alten Einfalt bey einer für ganze Völcker so wichtigen Entscheidung zu finden sind, und weil hier das erste Beyspiel von der Verwaltung der Erz-Aemter in unserer Reichsgeschichte vorkommt.

Kaum hatte Otto zu regieren angefangen, als er in eine Reihe von Kriegen und Unruhen verwickelt wurde, die er aber alle zu seinem Ruhm endigte. In der allgemeinen Geschichte der Welt sind sie freylich zum Theil, gegen die großen Stürme gehalten, welche die Gestalt ganzer Reiche umgekehrt haben, nur unerhebliche Bewegungen; allein aus seinem Leben dürfen sie doch nicht weggelassen werden. Man muß diesem starcken und geschäftigen Geiste überall hin folgen, wenn man ihn völlig kennen will. Die umständliche Erzählung von Kriegen und Schlachten ist an sich nur eine Nachricht von dem Elende und der Verwüstung des menschlichen Geschlechts; aber die Beschreibung der gerechten Bewegungsgründe, welche sie dem Helden abgenöthigt haben, und der höhern Eigenschaften, welche er dabey blicken ließ, macht, daß wir sie ohne Entsezen, und sogar mit einer vergnügenden Beruhigung be-

trachten

trachten können. Heinrichs des Ersten Sohn zog, wie sein Vater, sein Schwerdt nur für die gemeine Sicherheit und Ordnung. Nachdem er es lange in Deutschland und an seinen Grenzen gebraucht hatte, erwarb er dem Reiche dadurch, nicht ohne eine rühmliche Veranlassung, in Italien einen neuen Glanz.

Der Herzog von Bayern, Arnulph, starb im Jahr 937. Sein ältester Sohn Eberhard bemächtigte sich hierauf des Herzogthums, ohne es erst von der Gnade des Königs zu verlangen. Er hatte noch zween Brüder, welche zwar gleichfals einen Antheil an dem Herzogthum begehrten; allein eben so wenig als er, die Belehnung darüber von dem Könige bitten wollten. Otto nahm es daher ihnen allen, und gab es Arnulphs Bruder, dem er durch ein Kriegsheer zum Besitz verhalf. Wenn sie ihre Nachfolge in dem Herzogthum nicht als ein Erbrecht, sondern als eine freye Gunst des Königs, zu behaupten gesucht hätten: so würde er ihnen dieselbe nicht streitig gemacht haben. Mehrere Herzoge hatten zwar schon ein gleiches, und manchmal glücklich, versucht; sein eigener Vater hatte, da er noch bloß Herzog war, sich Thüringen wider den Willen des Königs Conrad erhalten; die Söhne des verstorbenen Herzogs konnten auch sich auf die freye Wahl berufen, welche die Stände von Bayern seit langer Zeit ausübten; allein Otto war vornemlich darauf bedacht, das Königliche Ansehen durch keine unabhängige Handlungen der Herzoge verringern zu lassen. Er ertheilte unterdessen doch Arnulphs Söhnen einen anständigen Unterhalt: der zweyte insonderheit, Arnulph bekam die Pfalzgrafschaft von Bayern, die Grafschaften Scheyren und Wittelspach, und von ihm stam-

stammen die jezigen Churfürsten von Bayern und Pfalz ab. Der älteste Sohn hingegen führte den Herzoglichen Titel auch wider den Willen des Königs; der Pabst selbst nahm sich die Freyheit, ihn in dieser Würde zu erkennen; und Otto konnte ihn nicht gleich Anfangs demüthigen, weil ihn noch wichtigere Händel auf die Seite riefen.

Dieses waren Zwistigkeiten zwischen den Sachsen und Francken. Beyde Völcker hegten einen alten Groll gegen einander; die erstern aber waren insonderheit stolz darauf, daß sie Deutschland Könige gaben, und weigerten sich, die Gerichtsbarkeit eines andern Herzogs zu erkennen. Eberhard, Herzog von Francken und Pfalzgraf am Rhein, gerieth darüber mit dem jüngern Bruder des Königs, Heinrich, in Uneinigkeit. Um sich zu rächen, verbrannte er ein Heßisches Städtchen eines Sächsischen Freyherrn, und ließ alle Einwohner desselben niederhauen. Otto unterließ nicht, ihn sogleich zu bestrafen. Er mußte eine gewisse Anzahl Pferde liefern, und seine vornehmsten Anhänger wurden zum Hundetragen verurtheilt. Mit dieser Strafe wurde damals der höhere Adel und die Kriegsbedienten belegt, wenn sie die öffentliche Ruhe gestört hatten. Eberhards Anhänger mußten vor jedermanns Augen eine gute Strecke Weges bis nach Magdeburg, wo sich der König befand, Hunde auf ihren Schultern tragen. Das Andencken von dieser beschimpfenden Gewohnheit, an deren Stelle bey dem niedrigen Adel ein Sattel, bey den Geistlichen ein großes Meßbuch, und bey den Bürgern ein Pflug gesezt war, ist noch in einigen unserer Redensarten übrig.

Allein diese kleine Ausschweifung, welche ganz getilgt war, stiftete weit schlimmere. Tankmar, ein

Halb-

Halbbruder des Otto, welcher gegen diesen wegen einiger abgeschlagenen Forderungen aufgebracht war, verband sich mit dem Herzoge Eberhard wider ihn. Sie überfielen seinen jüngern Bruder Heinrich, führten ihn gefangen fort, und schrieben in Westphalen, welches sie verwüsteten, Kriegssteuern aus. Otto überwältigte sie gar bald; Tankmar verlor in einer Kirche, in welche er geflüchtet war, das Leben; Eberhard aber ließ den gefangenen Heinrich wieder loß, und erhielt, nach einer leichten Bestrafung, seine vorige Würden aufs neue.

Unterdessen wußte dieser treulose Fürst, den eine so geschwinde Verzeihung nur noch kühner machte, den jungen Heinrich wider seinen Bruder zur Empörung zu reizen. Dieser hegte ohnedieß einen Unwillen gegen den König, auf dessen Crone er selbst mit Beystimmung seiner Mutter, unter dem Vorwande einen Anspruch gemacht hatte, daß sein Vater, da er den Otto zeugte, nur Herzog von Sachsen, aber noch nicht König gewesen sey. Giselbert, Herzog von Lothringen, trat noch zu ihnen, und er sowohl als Eberhard, überredete Heinrichen, daß sie ihn zum Könige machen wollten; insgeheim aber hatte ein jeder von ihnen für sich selbst diesen Entschluß gefaßt. Heinrich hatte einige Städte in Sachsen und Thüringen besezt, und sich zum Giselbert begeben, allein Otto dämpfte diese entstehende Unruhen mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit. Er schlug die verbundenen Fürsten bey Bürik im Clevischen; seinen Bruder, welcher nach Merseburg zurück floh, nöthigte er, Sachsen zu verlassen: und die beyden andern Fürsten verloren gleich darauf bey Andernach gegen ein paar königliche Feldherren das Leben. Otto versöhnte

sich

sich auch mit seinem Bruder, und sezte ihn zum Herzoge von Lothringen. Sein gütiges Herz wurde aber von neuem mit dem schändlichsten Undancke belohnet. Denn nachdem Heinrich von den Lothringern war verjagt worden, und gemerckt hatte, daß das Kriegsheer des Otto, wegen so häufiger Feldzüge, gegen ihn schwürig sey: so verschwor er sich im Jahr 941 mit einigen angesehenen Sachsen gegen denselben: es wurde beschlossen, daß der König mitten in der Feyer des Oster-Festes zu Quedlinburg ermordet, und die Crone Heinrichen aufgesezt werden sollte. Otto bekam kurz vor dem Feste Nachricht davon; er brauchte aber keine andere Vorsicht dagegen, als daß er sich bey Tag und bey Nacht durch eine getreue Wache begleiten ließ, und erst nachdem er alle Feyerlichkeiten vollzogen hatte, ließ er die Verschwornen einziehen und bestrafen. Seinen Bruder hielt er in der Gefangenschaft; als er aber entwischte, und in einer demüthigbittenden Gestalt vor ihm erschien, vergab er ihm alles: er ertheilte ihm sogar das Herzogthum Bayern. So viele Großmuth erweichte endlich Heinrichs Herz, und er blieb dem Könige seitdem bis an sein Ende getreu.

Auch der König von Franckreich, **Ludwig** mit dem Zunahmen **Uebers Meer**, (d'Outremer) hatte sich seit dem Jahre 939 bereden lassen, den Feinden des Otto beyzutreten. Sie stellten ihm die Hoffnung, Lothringen bey dieser Gelegenheit an Franckreich zu bringen, so gewiß und schmeichelhaft vor, daß er in dieses Herzogthum, so wie auch in Elsaß, mit einem Heere einrückte, und einen Theil dieser Länder einnahm. Otto, der so vielen die Spitze bieten mußte, und dessen Heer sich täglich verminderte,

derte, weil viele Vornehme nicht über die bestimmte Zeit zu dienen bleiben wollten, andere aber seine Parthey gänzlich verließen, stand in Gefahr unterzuliegen. Allein seine Standhaftigkeit rettete ihn. Er sezte die Belagerung von Breysach fort, ob es gleich sehr unwahrscheinlich war, daß er diesen Platz erobern sollte. Und da einer seiner obersten Kriegsbedienten, welcher glaubte, daß Otto in dieser Verfassung alles eingehen müsse, eine Abtey von ihm begehrte: so antwortete der König darauf: „Man „bilde sich nicht ein, daß ich die Kirchengüter den „Layen ertheilen werde: wenn du mir aber nicht „mehr dienen willst, so kannst du hingehen, wohin es „dir beliebt.„ Er überwand endlich, wie man bereits gesehen hat, die deutschen Fürsten, und nöthigte darauf auch den Konig von Franckreich, durch einen Einfall in sein Land, im Jahr 942. zum Frieden, welcher durch die Vermählung desselben mit der Schwester des Otto befestiget wurde.

Sobald Ludwig mit dem deutschen Könige wieder ausgesöhnet war, hatte er den gewissesten und eifrigsten Freund an ihm: und einen solchen brauchte er kurz darauf. Richard, Herzog von der Normandie, und Hugo, Graf von Paris, hielten ihn eine Zeitlang gefangen; sie gaben ihm auch nur unter harten Bedingungen seine Freyheit wieder. Er wünschte nun, ihren Uebermuth zu bändigen; allein er konnte es nicht ohne fremde Hülfe thun. Otto, den er um dieselbe bat, war gleich bereit dazu: er drang mit einem mächtigen Heere in Franckreich ein. Um ein paar Züge von den Sitten und scherzhaften Einfällen dieser Zeit einzuschalten, nehme ich mir die Freyheit anzuführen, daß Hugo, auf die Nachricht von dem Anzuge dieses Heers, dem Otto durch

durch einen Abgesandten, mit einem Schwur bey seines verstorbenen Vaters Seele, habe versichern lassen, er werde ihm so viele Soldaten entgegenstellen, als der König noch niemals gesehen hätte, und er wolle mit Einem Truncke sieben sächsische Pfeile verschlucken; Otto aber gab ihm zur Antwort, er werde ihm so viele Stroh-Hüte vorstellen lassen, als weder er, noch sein Vater, jemals erblickt hätte: denn in der That hatten sich alle königliche Soldaten mit Stroh-Hüten bedeckt. Der erste Anfall des Otto war glücklich; allein da er auf das Zureden des Grafen von Flandern Rouen belagerte, widerstand ihm diese feste Stadt so muthig, daß er sich entschließen mußte, von ihr abzuziehen. Dieser Rückzug mitten in einem feindlichen Lande konnte nicht so leicht vorgenommen werden. Es gab ein Mittel denselben zu erleichtern, wenn der König den erstgedachten Grafen dem Herzoge Richard in die Hände gegeben hätte: und er fragte darüber würcklich seine Kriegsbedienten um ihre Meinung. Sie brachten ihn aber bald von einem Schritte ab, durch welchen Otto seinen Ruhm würde befleckt haben. Unglücklicher Weise erfuhr der Graf von Flandern, was man wider ihn im Sinne gehabt hatte. Er wollte sich von den Sachsen und Franzosen unvermerckt in der Nacht trennen; diese aber hielten die Bewegung in seinem Lager vor das Anrücken eines feindlichen Heeres, und flüchteten sich in der größten Unordnung. Auf diese Art zog Otto, von seinen Bundsgenossen schlecht geführet, und von seinen Soldaten fortgerissen, nach Deutschland zurück. Er hörte jedoch nicht auf, dem Könige von Franckreich wichtige Dienste zu leisten. Nachdem er zwischen ihm und seinen Feinden einen Vergleich vermittelt, und sich vergebens bemüht hatte, diesen Händeln

durch die Aussprüche der Kirchenversammlungen zu Verdün, Ingelheim und Trier, ein Ende zu machen: schickte er ihm unter den Befehlen Conrads, Herzogs von Lothringen, Hülfe zu, welcher endlich auch im Jahr 950 zwischen beyden Theilen einen völligen Frieden schloß. Es ist schön und selten, dergleichen Hülfleistungen unter den großen Herren sehen, wo derjenige, von welchem sie kommen, nicht auf seine Vortheile, sondern lediglich auf die treue Beobachtung des eingegangenen Bündnisses, sieht.

Um eben dieselbe Zeit endigte Otto einen langwierigen Krieg, den er bisher mit dem Böhmischen Herzoge Boleslaus geführt hatte. Dieser heydnische Fürst ermordete im Jahr 938. seinen christlichen Bruder Wenceslaus, welcher in der Geschichte, nach den Begriffen seiner Zeit, der Heilige heißt. Er war auch schon ehemals den Gesandten des Sächsischen Prinzen Tankmar übel begegnet, und beunruhigte einen Böhmischen kleinen Statthalter, welcher sich den Sachsen unterworfen hatte. Otto schickte zuerst ein Heer von Sachsen und Thüringern, unter der Anführung des Aesic, wider ihn. Da sich aber dieser durch die Sorglosigkeit nach seinem ersten Siege, eine gänzliche Niederlage zuzog: fiel der König selbst mit einem Kriegsheere in Böhmen ein, und nöthigte den Boleslaus, einen Vergleich zu schliessen, durch welchen den Christen in Böhmen die freye Religionsübung zugestanden, der Herzog als ein Vasall den deutschen Königen unterworfen, und die anständige Beerdigung von dem bisher hingeworfenen Leichnam seines Bruders ausgemacht wurde. Boleslaus erfüllte zwar diese Bedingungen; allein er ergriff bald wieder die Waffen, und zeigte sich sonderlich als einen Feind der Christen seines Landes.

Erst

Erst im Jahr 950 gewann Otto Zeit genug, ihn völlig zum Gehorsam zu bringen. Er schrieb ihm in der von ihm erbauten Stadt Boleslav oder Bunzlau, wo er ihn bereits in seiner Gewalt hatte, folgende Bedingungen vor: daß er die Böhmischen Christen in ihre vorige Besizungen wieder einsezen; für den an seinem Bruder begangenen Mord eine Buße nach den Kirchengesezen thun, Deutschland einige Jahre hindurch einen Tribut bezahlen, und sein Land von dem Könige zur Lehn nehmen sollte. Um seiner desto mehr versichert zu seyn, übergab ihn Otto seinem Bruder Heinrich, Herzogen von Bayern, unter dessen Aufsicht und Verwahrung er eine Zeitlang leben mußte. Boleslaus änderte sich sehr glücklich. Ob er gleich gezwungen worden war, das Christenthum anzunehmen; so bezeigte er doch bald die eifrigste Ergebenheit gegen dasselbe; er blieb dem deutschen Könige getreu; seine Unterthanen liebten ihn: und dieser Fürst, der den Beynahmen des Grausamen beybehalten hat, verdiente ihn in seinen leztern Jahren nicht mehr.

Gleich beym Anfange des Kriegs mit diesem Herzoge, hatte Otto den Hermann Billung, einen Sächsischen Edelmann, dessen Erbgüter im Lüneburgischen lagen, zum obersten Feldherrn gemacht. Er ertheilte ihm nachmals auch die Statthalterschaft über das Herzogthum Sachsen, welches eigentlich Otto selbst besaß. Dieser Hermann, dessen Tapferkeit und Klugheit sehr gerühmt wird, war also noch nicht mit den übrigen deutschen Herzogen zu vergleichen, welche über die Länder, die sie regierten, weit mehr Herren waren. Ihm gehörte von Sachsen nur ein kleiner Theil eigenthümlich zu: über das ganze Herzogthum gebot er nur im Nahmen des

Otto, und führte die Kriegsvölcker darinne an. Aber da dasselbe in seiner Familie erblich geworden war, und eine Reihe Billungischer Herzoge, hundert und funfzig Jahre hindurch, dasselbe inne hatten, gelangten sie nach und nach zum völligen Besize desselben. Von diesen kam es, nachdem es eine kurze Zeit in ein paar andern Häusern gewesen war, an die Grafen von Ascanien, welche zugleich Churfürsten von Sachsen wurden; und als diese ausstarben, wurde sowohl die Churwürde als das Herzogthum Obersachsen, (denn der Niedersächsische Antheil war lange schon von demselben getrennt,) im funfzehnten Jahrhunderte den Marckgrafen von Meisen, in der Person Friedrichs des Streitbaren, ertheilt. Eben dieser wurde auch mit der Pfalz Sachsen belehnt, welches schon zu den Zeiten Otto des Großen eine ansehnliche Würde war. Die Pfalz-Grafen hatten seit den Carolingischen Kaysern die Aufsicht über alle Kayserliche Cammer-Güter und Palläste, welche in den verschiedenen Landschaften des Reichs zerstreuet waren; außerdem aber stellten sie noch die obersten Richter am Kayserlichen Hofe vor, an welche man sich bey den Streitigkeiten wandte, die zwischen den deutschen Fürsten und den geringern Vasallen der Crone entstanden, und zuweilen berief man sich auf ihren Ausspruch, wenn man mit der Entscheidung der Untergerichte nicht zufrieden war. Zuerst gab es nur einen Pfalzgrafen der Francken; allein, da die Sachsen, ohngeachtet sie sich der Fränckischen Monarchie unterwerfen mußten, doch ihre Rechte und Gebräuche beybehielten, so bekamen sie auch ihren eigenen, und die Sächsischen Kayser haben demselben, zur Ehre ihrer Nation, das meiste Ansehen verschafft. Die Menge der Geschäffte und der weite Umfang des Reichs hat endlich noch mehrere

rere untergeordnete Pfalzgrafen hervorgebracht; bis diese Würde nach und nach ihre erste Bedeutung verloren hat.

Eben so frühzeitig, als sich Otto mit dem Böhmischen Kriege beschäftigen mußte, beunruhigten auch die Hunnen sein Reich. Sie waren zwar von seinem Vater, einige Jahre vorher, mit großem Verluste zurückgeschlagen worden; allein sie fielen schon im Jahr 937 in Francken, und nachdem sie damals in die Flucht gejagt worden, im folgenden Jahre wieder in Sachsen ein. Hier erlitten sie an der Bode eine so starcke Niederlage, daß sie sich seitdem in Sachsen nicht mehr sehen ließen. Dagegen streiften sie durch andere Theile von Deutschland, und richteten überall die größte Verwüstung an. Sie verheerten unter andern Bayern im Jahr 944. allein die Herzoge dieses Landes erlegten ihrer abermals eine ungemeine Anzahl. Im Jahr 954. brachen sie von neuem in Bayern ein, sezten ihren Zug bey Worms über den Rhein fort, und kehrten ungehindert durch Franckreich und Italien in ihr Vaterland zurück. Es war bey der damaligen Verfassung dieser Länder unmöglich, sich einem so zahlreichen und gleich den Heuschrecken forteilendem Schwarme zu rechter Zeit zu widersezen. Endlich erschienen sie im Jahr 955. in so ungeheurer Menge, daß sie selbst sagten, sie könnten nicht anders überwunden werden, als wenn der Himmel über ihnen einfiele, oder die Erde sie verschlänge. Otto konnte nur ein schwaches Kriegsheer bey Augspurg, welches sie belagerten, versammeln. Aber er suchte den Muth seiner Soldaten durch Hoffnungen dieses und des zukünftigen Lebens anzufrischen. Er selbst genoß vorher das heil. Abendmahl, und that ein Ge-

lübde, daß er, wenn ihm der Heyland der Welt auf die Fürsprache des heil. Laurentius, an dessen Feste die Schlacht geliefert wurde, den Sieg verleihen wollte, diesem Märtyrer zu Ehren, ein Bißthum und eine Kirche zu Merseburg stiften werde. Dergleichen Zeichen der Frömmigkeit, wenn man sie gleich nicht erleuchtet nennen kann, bey einem solchen Helden zu sehen, muß dem Leser in jeder Betrachtung gefallen; am meisten aber in dem Falle, wenn ein Feldherr, der sich seiner und seines Kriegsheers Stärcke bewußt ist, gleichwohl nicht vergißt, noch eine höhere Hülfe anzurufen. Das Heer des Otto lief Gefahr, von den Feinden umringt zu werden; allein er stellte durch das persönliche Beyspiel von Tapferkeit, welches er ihm gab, alles wieder her, und erhielt den vollkommensten Sieg. Eine große Menge der flüchtigen Hunnen ersoff in dem Fluße Lech. Seitdem hat diese Nation niemals mehr einen Einfall in Deutschland gewagt.

Ein anderes wildes und heydnisches Volck, welches den Sächsischen Ländern seit dem Jahr 941. vielen Schaden zufügte, waren die Slaven, welche die Provinzen, die jezt die Nieder-Laußiz, die Marck Brandenburg und Pommern heißen, bewohnten. Der Marckgraf, oder welches die Bedeutung dieses Nahmens ist, der Gränzen-Beschützer Gero, war eben wider sie vom Otto gesezt worden. Er trieb sie glücklich in die Enge, und bis an die Pohlnischen Gränzen wurde dem Könige alles zinsbar. Dieser überwand sie auch mehrmals selbst, unter andern noch im Jahr 955, nachdem er die Hunnen geschlagen hatte, und noch in spätern Zeiten, bis sie mit seiner Herrschaft auch die christliche Religion annahmen.

Noch

Noch weniger konnte Otto den Einfall der Dänen ungeahndet lassen. Sie hatten den Marckgrafen von Schleswig, der von seinem Vater geordnet worden war, umgebracht, und die Colonie von Sachsen, welche gleichfals Heinrich I. in die dortige Gegend geführt hatte, zu Grunde gerichtet. Otto drang daher im Jahr 948 mit seinem Heere in Jütland ein, und kam bis an die äußersten Gränzen dieser Dänischen Provinz, welche er verwüstete. Daselbst warf er, zum Zeichen seiner erlangten Herrschaft, seine Lanze in das Meer: daher führt noch ein Theil des Lymfurter Meerbusens den Nahmen Ottesund. Als ihm hierauf der Dänische König Harald bey Schleswig entgegen rückte, besiegte er ihn in einer Schlacht, und nöthigte ihn, sich auf seine Schiffe zu retten. Der Friede zwischen beyden Königen war nun bald geschlossen. Otto wurde Lehnsherr des Harald: wenigstens erzählt diesen Umstand, über welchen man noch mit den Dänen streitet, ein Schriftsteller des folgenden Jahrhunderts, Adam von Bremen; und wenn er auch nichts von demselben sagte, so würden die darauf folgenden Zeichen der Abhängigkeit der Dänischen Könige von dem deutschen Reiche, bis auf den Kayser Friedrich den Rothbart im eilften Jahrhunderte, ein hinlängliches Zeugniß davon ablegen. Otto behauptete zugleich die Marckgrafschaft Schleswig; Harald versprach, sich mit den seinigen taufen zu lassen, welches bald darauf geschah, und der deutsche König stiftete zur Ausbreitung der christlichen Religion in diesen Gegenden die Bißthümer Schleswig, Ripen und Aarhus, welche er dem Erzbischof von Hamburg untergab.

Nach so vielen muthigen Unternehmungen, um Deutschlands Gränzen zu sichern, die Ruhe dar-

inne, und sein Ansehen auch außerhalb demselben zu erhalten, fand Otto eine Gelegenheit, die verlornen Rechte der Deutschen auf Italien und die Kayserwürde geltend zu machen. Heinrich, sein Vater, würde schon einen Feldzug dahin vorgenommen haben, wenn ihn nicht der Todt zurückgezogen hätte. Aber Otto wußte sich einer glücklichen Einladung tapfer und standhaft zu bedienen. Die beyden lezten Könige von Italien, Hugo, und sein Sohn Lotharius, besaßen wenig mehr als den Nahmen der königlichen Gewalt. Diese wurde würcklich vom Berengarius, Marckgrafen von Eporedien oder Ivrea, ausgeübt. Und da Lotharius im Jahr 950 gestorben war, erhielt Berengarius, unter dem Zunahmen der Zweyte, die Crone. Er ließ jezt seinen Lastern freyen Lauf, die er unter den vorigen Regierungen versteckt hatte, zu welcher Zeit er auch als ein Verfolgter vom Otto in Schutz genommen worden war. Man glaubte sogar, daß er den Lotharius mit Gifte ums Leben gebracht habe. In der Absicht, sich im Besize des Reichs zu befestigen, wollte er die Witwe desselben, Adelheid, mit seinem Sohne vermählen. Allein diese Prinzeßinn bezeigte eine beständige Abneigung dagegen: sie wurde daher sehr gemißhandelt, und gefangen gesezt. Da sie endlich ein Mittel gefunden hatte, aus ihrem Verhafte zu entwischen, und sich auf das Schloß Canoßa zu flüchten; wurde sie zwar vom Berengarius darinne belagert; sie rief aber den König Otto zu Hülfe, und erbot sich zugleich, ihn zu heyrathen. Er hatte vor kurzem seine Gemahlinn Editha, eine Engländische Prinzeßinn, verloren, und diese neue Verbindung versprach ihm große Vortheile. Desto mehr eilte er im Jahr 951 nach Italien, befreyte die

die Adelheid, und heyrathete sie. Er war schon damals gesonnen, sich nach Rom zu begeben, und den Kayser-Nahmen daselbst anzunehmen; allein die Gewalt, welche Alberich, Marckgraf von Toscana, und Consul zu Rom, daselbst behauptete, ließ dem Pabste die Freyheit nicht, seiner Neigung zu folgen. Otto gieng also mit seiner neuen Gemahlinn im Jahr 952 nach Deutschland zurück. Er ließ aber seinen Eydam, den Herzog von Lothringen, Conrad, in Italien, um diesem Kriege, in welchem die Bahn bereits glücklich gebrochen war, ein Ende zu machen.

Berengar sah sich bald genöthigt, sich nebst seinem Sohne dem Könige völlig zu unterwerfen: sie folgten ihm daher nach Deutschland. Bey ihrer Ankunft zu Magdeburg, wo Otto seinen Sitz hatte, wurden sie zwar als Fürsten aus königlichem Stamme eingeholt und empfangen; allein sie durften in drey Tagen nicht vor ihn kommen. Diese kleine Demüthigung scheint ihnen hauptsächlich von Seiten der Königinn, welche sie am härtesten beleidigt hatten, wiederfahren zu seyn. Sie mußten daher von ihrer Rache alles befürchten. Allein Otto und Adelheid waren gleich großmüthig, und die beyden Fürsten, denen es nicht unerwartet hätte vorkommen können, wenn sie nichts von ihrer vorigen Hoheit beybehalten hätten, wurden vermuthlich lebhaft gerührt, da sie dieselbe größtentheils wieder erhielten. Otto belehnte sie im Jahr 952 auf dem Reichstage zu Augspurg mit dem Königreiche Italien. Der Vater und Sohn legten ihre vereinigten Hände in die Hand des Königs, und schwuren ihm gehorsam und treu zu bleiben; sie bekamen zugleich die Erinnerung, ihre Unterthanen liebreicher als bisher,

zu regieren. Nur die Marck Verona und Aquileja wurde von ihrem Königreiche getrennt, und dem Bruder des Königs, Heinrich, gegeben.

Dieses Betragen des Otto ist von Tadel nicht frey geblieben. Man hat gesagt, daß er dabey mehr Gütigkeit als Klugheit bezeigt habe. Er konnte damals, wie man ihm vorwirft, Berengarn gänzlich aus Italien entfernen: dadurch würde er diesem Lande und sich selbst viele Unruhen und Uebel erspart haben. Und da ihm seine Vermählung den Besitz von Italien gleichsam zuführte: so scheinet er selbst die Früchte seines Siegs seinem Feinde überlassen zu haben. Ich will nicht suchen, ihn durch das Vorgeben einer, vielleicht falschen, Mäßigung zu retten. Dieß ist nicht die herrschende Tugend derer, welche man vor ausgemachte Eroberer hält; obgleich Otto würcklich unter sie nicht gehört. Aber man kennet ihn schon aus Thaten von sechszehn Jahren: und man hat noch nicht gesehen, daß er sorgloß gegen seine Rechte, oder ungeschickt im Gebrauch vortheilhafter Gelegenheiten, gewesen wäre. Man muß also glauben, daß ihn wichtige Ursachen abgehalten haben, damals weiter zu gehen. Es scheinet, daß er es noch nicht vor leicht gehalten habe, Italien für sich allein zu behaupten. Deutschland, wo immer Bewegungen entstanden, verlangte seine Gegenwart, und der mächtige Alberich zu Rom war seinen Absichten in Italien nicht günstig. Er hoffte außerdem billig, daß sein neuer Vasall, Berengar, aus Danckbarkeit und Pflicht ihm zugethan bleiben, und zufrieden mit seinem Schutze, ihm die Mittel erleichtern würde, Deutschland seine Oberherrschaft über Italien zu erhalten. Auf allen Fall behielt er sich die Marck Verona und die von Aquileja vor,

um

um einen offenen Weg nach Italien zu haben, wenn er vor nöthig finden würde, dahin zu ziehen. Er nannte sich auch seitdem in einigen Urkunden einen König der Longobarden: ein Nahme, der kein bloßer Titel, sondern bereits der Grund zu seiner nachmaligen Größe in Italien war.

Dasjenige, was gleich nach seiner Rückkunft aus diesem Lande, in Deutschland vorfiel, rechtfertigt eben denselben vorsichtigen und nachgebenden Glimpf, den man getadelt hat, zur Genüge. Ludolf, sein Sohn, Herzog von Schwaben, verschwor sich wider ihn. Er war mit den Kriegsvölckern seines Herzogthums, bey dem erstgedachten Feldzuge, noch vor seinem Vater in Italien eingerückt; allein sein Vetter, Heinrich, bereitete ihm bey den Großen dieses Landes, eine so schlechte Aufnahme, daß er sich zurück ziehen mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Otto war deswegen übel mit ihm zufrieden, und trauete ihm bey diesem frühzeitigen Zuge nur ehrgeizige Absichten zu. Noch mehr Mißvergnügen empfand Ludolf über die Heyrath seines Vaters mit der Adelheid: denn er befürchtete, die Kinder dieser zweyten Ehe möchten ihm bey der Nachfolge auf dem Throne vorgezogen werden. Mit ihm verband sich der Eydam des Königs, Conrad, welchen es verdroß, daß Berengar, den er doch beredet hatte nach Deutschland zu kommen, keine bessern Bedingungen des Vergleiches erhalten hatte. Beyde beklagten sich auch darüber, daß der Herzog von Bayern, Heinrich, durch die Gunst, in welcher er bey der Königinn stünde, ihnen am Hofe zu schaden wüßte. Der Erzbischof von Maynz und der Bischof zu Straßburg traten ebenfals zu diesem heimlichen Verständniße. Otto bekam einige Nachricht davon,

davon, und traf dagegen vorläufig nur die Anstalt, daß er sich der Treue der Lothringer aufs neue versicherte. Da aber die Empörung im Jahr 953. öffentlich ausbrach, sammlete er bald ein Heer von Sachsen und Bayern, und belagerte Maynz, wo sich Ludolf und Conrad befanden. Sie bezeigten noch einige Neigung zum Frieden, und begaben sich in dieser Gesinnung, nachdem ein Stillstand war getroffen und Geißeln waren gegeben worden, in das Lager des Königs. Allein die Unterhandlung zerschlug sich, weil sie sich weigerten, die Mitschuldigen ihrer Empörung auszuliefern. Bey dieser Gelegenheit machte der Herzog Heinrich seinem Vetter Ludolf so bittere Vorwürfe, daß dieser auf eine geschwinde Rache bedacht war. Er begab sich nach Bayern, wohin ihm viele von dem Heere des Herzogs folgten. Der Aufstand, welcher sich daselbst erhob, machte, daß Ludolf Regensburg einnehmen, und Heinrichs Familie verjagen konnte. Er rief sogar, wie man ihn beschuldigte, die Hunnen nach Deutschland, welche in den Ländern der Königlichen Bundsgenoßen die gräulichste Verwüstung anrichteten; ob er gleich nachmals behauptete, daß er nichts weiter dabey gethan habe, als sie durch Geld von seinem Gebiete abgewandt.

Otto mußte also den Ländern seines Bruders zu Hülfe kommen. Allein sein Heer war schwach, weil es viele seiner Vasallen, die nur eine gewisse Zeit im Kriege zu dienen schuldig waren, verließen: er richtete daher in Bayern wenig aus. Hingegen fand er zu gleicher Zeit an seinem Bruder Bruno, welcher zum Erzbischof von Cölln erwählt wurde, und an dem Bischof von Augspurg, Ulrich, zwo feste Stützen seiner Macht. Dem erstern gab er das Herzogthum

zogthum Lothringen, nachdem er es dem aufrühreri-
schen Conrad genommen hatte. Ulrich aber führte
ihm Soldaten aus seinem Bißthum zu, und erhielt
dasselbe durch muthige Veranstaltungen im Gehorsam
des Königs. Ludolf zog im Jahr 954. seinem Vater
aufs neue entgegen; beyde Heere standen schon
würcklich, nicht weit von Ulm, in Schlachtordnung
gegen einander über; allein es war wiederum Ul-
rich, welcher einem so abscheulichen Treffen zuvor-
kam, und es dahin brachte, daß man sich verglich,
diese Händel der Versammlung der Reichsstände
vorzulegen. Eben dieser Ulrich ist, nach dem Cere-
moniell der Römischen Kirche, ein erklärter Heiliger;
er ist sogar der erste, den man feyerlich zu Rom ca-
nonisirt hat. Dieser neue Rang im Himmel, der
noch immer von Menschen verwegen ausgetheilt, und
von dem armen Hauffen, denn sie regieren, lächerlich
geglaubt und verehrt wird, würde allein genommen,
dem Bischof Ulrich nur ein zweydeutiges oder ver-
dächtiges Andencken in der Geschichte verschaffen.
Seine canonische Heiligkeit bey Seite gesezt, sagt
jeder rechtschaffene Mann, der diese Geschichte lieset:
Ulrich war ein großer Heiliger im Staate, weil er
wahre Verdienste um seinen König und um sein Va-
terland hatte.

Die deutschen Fürsten von beyden Seiten kamen
nunmehro zu Zinna, welches man ordentlich vor
das berühmte Closter im Magdeburgischen erzählt,
vielleicht aber, um sich nach Witichinds Erzählung
zu richten, näher an Regensburg sezen sollte, zusam-
men. Otto hielt daselbst eine Rede, welche voll
Schmerz und Patriotismus war: „Ich würde es
„noch leiden, sagte er, wenn der Unwille meines
„Sohns, und der übrigen, welche mir nachstellen, nur
„mich

„mich allein quälte, nicht aber auch alle christliche „Völcker beunruhigte. Es wäre etwas geringes für „mich, daß meine Städte gleichsam wie von Stras„senräubern überfallen, und ganze Länder meiner „Gewalt entzogen worden sind, wenn sich meine „Feinde nur nicht an dem Blute meiner Anverwand„ten und liebsten Grafen gesättigt hätten. Sehet „mich hier meiner Kinder beraubt sitzen, indem ich „meinen Sohn zum ärgsten Feinde habe, den ich „doch so sehr geliebt, und aus einem mittelmäßigen „Stande zu der höchsten Ehre erhoben habe. Mei„nen einzigen Sohn habe ich wider mich. Dieses „alles wäre auch noch erträglich, wenn nur nicht „Gottes und der Menschen Feinde in diese Händel „wären hineingezogen worden. Noch haben sie mein „verwüstetes Reich inne, wo die Einwohner gefan„gen oder umgebracht, die Städte zerstört, die Kir„chen verbrannt, und die Geistlichen ausgerottet „sind. Die Straßen sind noch mit Blute befeuch„tet, und die Feinde Christi gehen jezt mit dem Gold „und Silber, mit welchem ich meinen Sohn und „Eydam bereichert hatte, angefüllt in ihr Land zu„rück. Ich kann gewiß weiter keine Bosheit und „Untreu erdencken, die noch übrig wäre.„ Ein solcher Fürst, der mehr das Vaterland und die Seinigen als sich selbst beklagte, verdiente es, daß man sich ihm unterwarf: dieses thaten auch alle Anführer der Empörung; nur sein Sohn blieb ungerührt. Er warf sich in Regensburg, wurde eine Zeitlang von seinem Vater darinne belagert, entwischte aus dieser Stadt, und kam endlich um Gnade bittend. Otto wollte ihm erst auf einem Reichstage, nach vorhergegangener Untersuchung, feyerlich in seine Gewogenheit wieder aufnehmen. Allein Ludolf wartete nicht so lange. Als sein Vater bald darauf sich auf

der Jagd befand, erschien er plözlich vor demselben mit bloßen Füßen, warf sich vor ihm mit allen Zeichen der Reue nieder, und redete ihn so beweglich an, daß Otto zuerst, und darauf alle Anwesende, in Thränen ausbrachen. Er erhielt eine völlige Verzeihung, und wanckte nicht mehr in seiner Treue, ob er gleich das Herzogthum Schwaben verlor. Es geschahe eben zur gelegensten Zeit, daß Otto alle diese Unruhen auf dem Reichstage zu Arnstadt im Jahr 954. gänzlich beylegte: denn gleich darauf hatte er gegen die Hunnen und Slaven jene glückliche Feldzüge vorzunehmen, die ich bereits oben beschrieben habe.

Kaum hatte er die Ruhe in Deutschland einigermaßen wieder hergestellt, als man ihn von neuem nach Italien rief. Berengar regierte daselbst so tyrannisch und rachgierig, daß man vom Otto wider ihn Hülfe begehrte. Dieser war noch in den Krieg mit den Slaven verwickelt, und konnte daher nicht selbst nach Italien ziehen; er schickte aber seinen Sohn im Jahr 956. dahin. Der Erzbischof Bruno hatte ihm gerathen, dem kriegerischen und ehrgeizigen Jünglinge, diese Gelegenheit sich hervorzuthun, zu verschaffen. Ludolf, dem sein Vater das Königreich Italien versprochen hatte, machte in der That durch die Ueberwindung des Adelbert, einen glücklichen Anfang; allein er starb bereits im folgenden Jahre.

Um diese Zeit war Otto durch ganz Europa zu einem so ausgebreiteten Ruhm gelangt, daß die entferntesten Fürsten seine Freundschaft suchten. Ein Arabischer Emir in Spanien, Abderam, schickte ihm unter andern Gesandte und Geschencke zu. Er sahe bald darauf gleichfals Gesandte des Königs

bey

bey sich ankommen, und fällte gegen sie sein Urtheil von der Regierung des Otto. „Alles übrige, sagte er, „billige ich an derselben, nur darinne hat er sich nicht „vorsichtig genug bewiesen, daß er die Provinzen „seines Reichs, die er für sich behalten konnte, an„dern in der Hoffnung ertheilt hat, sie dadurch ge„treuer zu machen; die aber durch diesen Besitz nur „stolzer und zu Empörungen geneigter worden „sind.„ Dieser Vorwurf scheint durch die bürgerlichen Kriege, welche Otto auszustehen hatte, gerechtfertigt zu werden; wenn man aber bedenckt, daß er die deutschen Herzogthümer nicht sogleich in bloße Statthalterschaften habe verwandeln können, und daß er sie seinen nächsten Anverwandten ertheilt habe: so muß man doch gestehen, daß er den sichersten Weg gegangen ist. Von seinen Brüdern hatte er den einen zum Herzoge von Bayern, den andern zum Erz-Bischoff von Cölln und Herzoge von Lothringen gemacht; sein Sohn war Herzog von Schwaben; ein anderer Sohn, den er mit edeln Slavinn gezeugt hatte, Wilhelm, Erzbischof von Maynz, und sein Schwiegersohn war Herzog von Franckreich. Es war betrübt, aber doch unerwartet für ihn, daß er in seiner eigen Familie so wenig treue Ergebenheit gegen sich fand.

Eine andere Gesandtschaft erhielt er im Jahr 959. von der Königinn der Rußen, Helena, welche sich zu Constantinopel zum Christenthum bekannt hatte. Sie bat ihn um Bischöff und Geistliche, welche ihre Unterthanen gleichfals in dieser Religion unterrichten möchten. Otto ließ einen Mönch, Adelbert, zum Bischof der Rußen weihen, und gab ihm einige Gefährten zu. Allein sie erfuhren, daß ein Volck, welches seinem Aberglauben eifrig zugethan

than ist, und weder Sitten noch Wissenschaften hat, überaus schwer zu bekehren sey. Einige von ihnen wurden von den Russen umgebracht, und Adelbert entgieng mit vieler Mühe einer gleichen Gefahr.

Nachdem endlich Otto sich aller Kriege entledigt hatte, gab er den neuen Bitten der Italiäner, sie wider den Berengar zu schützen, im Jahr 960. Gehör. Der Pabst selbst, Johann XII. ersuchte ihn darum: und mit diesem schloß er, um seiner desto mehr gewiß zu seyn, vorläufig einen Vergleich, durch welchen er versprach, wenn er nach Rom käme, ihn und die Römische Kirche nach seinem Vermögen zu erhöhen, sein beständiger Vertheidiger zu seyn, ohne sein Vorwissen zu Rom keine Verordnung herauszugeben; dem Lande des heil. Petri (so beliebten die Päbste diejenigen Besizungen zu nennen, welche sie, ganz wider die Absicht des Apostels Petrus, durch allerley Künste von den Fränckischen Königen erlangt hatten,) alles wieder einzuverleiben, was demselben wäre entrissen worden, und denjenigen, den er zum Könige von Italien ernennen würde, mit einem Eyde zu verbinden, daß er das gedachte Land stets beschützen wolle. Otto mußte einen so mächtigen Bischoff, als der Römische schon damals war, nothwendig auf seine Seite ziehen; allein, ob er gleich seine Verheissungen gegen ihn erfüllte, so war er doch, wie man bald sehen wird, gar nicht gesonnen, ihm noch mehrere Gewalt in die Hände zu geben. Ehe Otto nach Italien zog, ließ er noch seinen siebenjährigen Sohn Otto zu Worms im Jahr 961. zum Könige von Deutschland wählen und salben, und übergab ihn der Aufsicht der Erzbischöffe von Maynz und Cölln. Er wollte, weil seine Abwesen-

heit allem Ansehen nach lang währen durfte, die Thronfolge wenigstens sicher stellen.

In Italien hatten seine Waffen den glücklichsten und geschwindesten Fortgang. Berengar, der es seiner Grausamkeit verdancken mußte, daß er sich auf seine Kriegsvölcker nicht verlassen konnte, wagte es nicht, sich im freyen Felde zu widersezen: er flüchtete also nebst seiner Familie in feste Schlösser. Otto ließ sich hierauf zu Mayland von dem Erzbischoff dieser Stadt mit der eisernen Crone, welche ihren Nahmen von einem eisernen Ringe führet, zum Könige von Italien crönen. Im folgenden Jahre 962. wurde er auch zu Rom von dem Pabste zum Römischen Kayser gecrönt. Der Besiz von Rom und ganz Italien, den untern Theil ausgenommen, welcher noch den Griechischen Kaysern zugehörte, und die Unterwerfung aller Großen dieses Landes, welche Berengarn seiner Rechte an die Crone verlustig erklärten: beydes machte, daß diese Erneuerung der Kayser-Würde im Otto kein bloßer Titel war. Er gab ihm bald alle Stärcke und Bedeutung, die derselbe unter Carln dem Großen gehabt hatte, und er hatte Recht, diesen großen Zuwachs seines Ansehens mit einer besondern Zufriedenheit zu betrachten. Das Kayserthum ist seitdem mit dem deutschen Reiche stets verbunden geblieben. Otto ließ sich zugleich von dem Pabste und den Vornehmsten zu Rom schwören, daß sie ihm mit beständiger Treue zugethan seyn wollten. Und er kehrte darauf zurück, um Berengarn in seine Gewalt zu bekommen.

Mit diesem Abzuge des Kaysers nahm auch die Verstellung ein Ende, in welche der Pabst seine Freundschaft gegen ihn eingewickelt hatte. Es scheinet, Johann XII. habe die Absichten desselben nur

so lange unterstützen wollen, als es bloß auf Höflichkeiten und beyderseitige Hülfe ankam; so bald er aber merckte, daß er am Otto einen auf seine Rechte aufmercksamen Herrn haben würde, suchte er sich von demselben, seinem Eyde zum Trotz, loß zu machen. Der Kayser schickte vergebens Gesandte an ihn, um ihn zu bessern Gesinnungen zu bringen; er wußte alle ärgerliche Ausschweifungen, denen sich dieser Pabst, der in einem Alter von kaum zwanzig Jahren die Kirche zu regieren bekam, überlassen hatte; es war ihm bekannt, daß er den Kayser zu Constantinopel und sogar die Hunnen wider ihn zu einem Angriff reizte; allein Otto zog immer noch den Weg der Gelindigkeit vor; er war, wie er selbst sagte, entschlossen, dem Pabste väterliche Vorstellungen zu thun, und ihn durch sein Ansehen wenigstens zu einer äußerlichen Beobachtung seiner Pflicht zurück zu führen, wenn gleich sein Herz dabey unverändert bliebe. Da er aber endlich Adelberten, Berengars Sohn, nach Rom rief, und sich mit ihm verband, erschien der Kayser mit seinem Heere so plötzlich vor dieser Hauptstadt, daß sich seine beyden Feinde kaum auf die Flucht begeben konnten. Die Römer erneuerten darauf ihren Eyd gegen ihn, und versprachen ihm noch insbesondere, daß sie niemals ohne seine und seines Sohns Einwilligung einen Pabst wählen oder einweihen wollten. Otto machte von ihrer Versicherung und von seinen Rechten sogleich einen würdigen Gebrauch. Er ließ im Jahr 963 eine Kirchenversammlung zu Rom halten, die aus vielen deutschen und italiänischen Bischöffen bestand. Auf derselben wurde Johann XII. vieler abscheulichen Laster angeklagt. Sein Haupt-Verbrechen war zwar damals die Empörung wider den Kayser; allein auch die übrigen Beschuldigungen

hatten einen nur gar zu gewissen Grund: er wurde daher abgesezt, und der Kayser bestätigte den neuen Pabst, Leo den VIII. welchen die Versammlung der Geistlichen gewählt hatte.

Otto glaubte nun für alles gesorgt zu haben, als sich gleich nach diesen Anstalten die Einwohner von Rom durch die Parthey des abgesezten Pabstes verführen ließen, die Waffen wider den Kayser zu ergreiffen, und gegen seinen Palast anzurücken. Seine leutseelige Gesinnungen sezten ihn damals in die größte Gefahr: denn er hatte seine meisten Kriegsvölcker aus Rom gezogen, damit sie der Stadt nicht zur Last fallen möchten. Aber auch mit den wenigen Ueberbleibselen derselben gieng er dem wilden Hauffen des Volcks herzhaft entgegen, und zerstreuete ihn mit leichter Mühe. Die Soldaten fiengen schon an, den treulosen Ueberwundenen mit aller Schärfe zu begegnen; allein Otto hielt sie zurück, und da ihm die Römer von neuem treu zu seyn schwuren, und zum Unterpfande ihres Gehorsams hundert Geißel aus den vornehmsten Familien stellten, gab er ihnen auch diese wieder.

Man hätte dencken sollen, daß Otto durch alle diese Zeichen der Sanftmuth ihre Herzen müßte gewonnen haben; allein es blieben ihm noch so viele Feinde zu Rom übrig, daß sie, nachdem er wieder abgereiset war, um einige vom Adelbert besezte Städte zu belagern, Johann den XII. zurück berieffen, und den neuen Pabst nöthigten, zu dem Kayser zu flüchten. Jener starb zwar bald darauf; sie wählten aber an seine Stelle Benedict den V. welcher ehemals selbst mit andern eydlich versprochen hatte, daß keine päbstliche Wahl ohne Vorwissen des Kaysers vollzogen werden sollte. Otto hatte dieses

kaum

kaum erfahren, als er bereits mit seinem Heere vor Rom stand, und es nöthigte, sich ihm zu ergeben. Weit gefehlt, daß er dieser aufrühreri schen Stadt seinen Zorn mit verdienter Strenge hätte fühlen lassen, legte er die Unruhen in derselben nur durch einen gerichtlichen Schluß bey. Er ließ auf einer Kirchenversammlung, welche im Jahr 964. daselbst gehalten wurde, Benedict den V. der seine unrechtmäßige Erwählung selbst gestand, absezen, und Leo den VIII. wieder herstellen. Zu gleicher Zeit bekam er auch den Berengar nebst der Familie desselben in seine Gewalt. Er schickte diese seine Feinde nach Deutschland, wo sie keine Unruhen erregen konnten, und doch leidlich gehalten wurden. Der ehemalige König von Italien beschloß sein Leben mit den Seinigen zu Bamberg; Benedict aber starb zu Hamburg. Erst nunmehro saß Otto auf dem Römischen Kayser-Throne unumstößlich fest, und kehrte ohne einige Furcht wegen Italien, im Jahr 965. nach Deutschland zurück.

Es ist aus dieser ganzen Geschichte der Thaten des Otto in Italien offenbar, daß er die neue Hoheit und Macht, welche er in diesem Lande erlangte, sich selbst und allein erworben hat. Rom rief ihn zwar zu Hülfe, übertrug die ehemaligen Rechte der Fränckischen Konige über diesen Staat auf ihn, und leistete ihm den Eyd der Treue; aber daß er im Besize von diesen Vorzügen blieb, ja daß er sich dieselben nur zueignen konnte; dieses hat er bloß seiner Klugheit und Tapferkeit zu dancken. Ich leugne darum nicht, daß ihm der Schluß der lezten Römischen Kirchenversammlung, auf welcher zugleich der Römische Adel gegenwärtig war, vor den Augen der Welt ein noch Gesezmäßigeres Ansehen verschafft

habe. Man ertheilte durch diesen Schluß ihm und seinen Nachfolgern in dem Königreiche Italien die Gewalt, nicht nur sich selbst ihre Nachfolger zu bestimmen, sondern auch Päbste, Erzbischöfe und Bischöfe zu sezen. Mit dieser Bewilligung stellte man nur die Rechte der Carolingischen Kayser wieder her: und wenn gleich die Gestalt dieses Schlußes, wie wir sie jezt in dem Gesezbuche der Päbste, das ist in der Sammlung des Canonischen Rechts, finden, in neuern Zeiten entstanden zu seyn scheinet; so ist doch die Grundlage desselben keinem Zweifel unterworfen. Es giebt mehrere Urkunden aus diesen ältern Zeiten, bey denen wir uns begnügen müssen, nur so viel davon zur Glaubwürdigkeit der Geschichte retten zu können.

Doch aller Siege des Kaysers ohngeachtet, hatte der Saame der Empörungen in Italien noch nicht ganz vertilgt werden können. In eben demselben Jahre, da er nach Deutschland zurück gieng, fand Adelbert in der Lombardey einen starcken Anhang. Allein Otto schickte sogleich den Herzog von Schwaben, Burchard, wider ihn, von welchem er völlig geschlagen wurde. Auch die Regierung des neuen Pabstes, Johann XIII. welcher in Beyseyn der von den Römern selbst verlangten Gesandten des Kaysers gewählt worden war, wurde unruhig. Er gerieth mit den Großen zu Rom über die weltliche Gerichtsbarkeit in Händel: und diese jagten ihn nach Campanien. Darauf zog der Kayser im Jahr 966. abermals nach Italien. Er merckte endlich, daß die Gelindigkeit, welche er bey den unaufhörlichen Meutereyen der Italiäner bisher bezeigt hatte, sie nur troziger und verwegener gemacht habe: es war Zeit, daß er ihnen auch Strenge sehen ließ. Obgleich

gleich also die Römer, aus Furcht vor ihm, den Pabst wieder aufgenommen hatten; so stellte er doch eine genaue Untersuchung über die Urheber des Aufruhrs an, und befohl, dreyzehn der Vornehmsten aufzuhängen. Seitdem blieb ihm Rom und Italien ruhig unterworfen. In diesem erwünschten Zustande nahm er, um sich eine neue Stütze seines Ansehens zu verschaffen, seinen Sohn, Otto den Zweyten, zum Reichsgehülfen an. Dieser Prinz, welcher bereits Römischer König war, hatte zwar erst sein vierzehntes Jahr erreicht; allein er war von seinem Vater frühzeitig mit den Regierungs-Geschäften, durch Mittheilung der Briefe und anderer Aufsäze, welche dieselben betrafen, bekannt gemacht worden. Er berief ihn also jezt nach Rom, wo er von dem Pabste zum Kayser gecrönet wurde.

Bey eben diesem lezten Aufenthalte in Italien bot sich dem Kayser eine Gelegenheit dar, seine Herrschaft auch bis auf den untern Theil dieses Landes, welcher noch zum Theil den Griechischen Kaysern, theils aber deutschen Fürsten und den Saracenen gehorchte, zu erweitern. Die Fürsten von Benevent und Capua begaben sich im Jahr 967. in seinen Schuz. Der Kayser zu Constantinopel, Nicephorus, welcher sie, ohngeachtet aller Schwäche seiner Regierung in diesen Gegenden, vor seine Unterthanen ausgab, bezeigte darüber seinen Verdruß. Er war lange schon über Otto den Großen unwillig, daß er sich die Kayser-Würde, Rom und viele andere Städte zugeeignet hatte. Denn auf dieses alles machten die Griechischen Kayser Ansprüche, ob sie gleich seit zweyhundert Jahren ganz unvermögend waren, dieselben auszuführen. Nicephorus schickte Gesandten an den Kayser, deren Antrag eben die

noch übrigen Besizungen der Griechen in Italien betraf. Otto, welcher ihre Forderungen so wenig willens war einzugehen, daß er sich vielmehr deutlich mercken ließ, er hoffte, wenn es zum Kriege mit den Griechen käme, ihnen noch Apulien und Calabrien dazu abzunehmen, trat doch mit diesen Gesandten, sowohl wegen eines Bündnisses, als wegen einer Vermählung des jüngern Otto mit der Stieftochter des Griechischen Kaysers, Theophania, in Unterhandlung. Da diese einen guten Fortgang zu gewinnen schien, sandte er ebenfals Gesandte nach Constantinopel, und ein ansehnliches Gefolge, welches die Braut seines Sohnes abholen sollte. Allein die Griechen überfielen diese Gesandschaft plözlich auf dem Wege, brachten verschiedene, welche dazu gehörten, um, und führten andere in die Gefangenschaft. Dieses verrätherische Bezeigen wurde vom Otto sogleich gerächt. Seine Sächsische Heerführer, Günther und Siegfrid, fielen in Calabrien ein, schlugen viele Griechen todt, und schickten eine Menge anderer mit abgeschnittenen Nasen zurück. Er selbst bemächtigte sich einiger Städte in Apulien. Unterdessen wurde doch ein Stillstand zwischen beyden Theilen getroffen, und Luitprand, Bischoff von Cremona, gieng im Jahr 968. als Gesandter des Kaysers, nach Constantinopel, um am Frieden zu arbeiten. Er wurde daselbst sehr hart und schimpflich empfangen. Nicephorus wiederholte seine Forderungen und Beschwerden: er versprach sogar dem Adelbert wider den deutschen Kayser Hülfe. Dieser rückte daher abermals in das griechische Gebiete ein, wo er Eroberungen machte und Verwüstungen anrichtete. In diesem Feldzuge des Otto gerieth sein Heer über eine große Sonnenfinsterniß, welche am 22. December des Jahrs 968. vorfiel, in

unglau-

unglaubliches Schrecken. Eben diejenigen Soldaten, welche so viele Städte erobert, und so viele Völcker bezwungen hatten, verkrochen sich jezt in Weinfäßer, Kasten und Wagen: sie glaubten, der jüngste Tag breche herein, und ein jeder wünschte nur für die darauf folgende Nacht einen Schlupfwinckel zu finden. Mir wäre weit mehr daran gelegen, zu wissen, was bey dem Anblick dieser großen Verfinsterung in der Seele des Otto vor Bewegungen vorgefallen sind. Vermuthlich wußte er ihre natürliche Ursachen eben so wenig als sein Kriegsheer; aber, wenn ich ihn recht kenne, so erwartete er den Untergang der Elemente unerschrocken. Sein Feldherr, der Herzog Pandolf von Capua, dem er die weitere Führung dieses Kriegs überließ, war zwar unglücklich, und wurde selbst gefangen; allein Otto ersezte den erlittenen Verlust nachdrücklich durch einen neuen Einfall. Mittlerweile kam Nicephorus durch eine Verschwörung ums Leben; sein Nachfolger, Johann Tzimisces, erneuerte die Freundschaft mit dem abendländischen Kayser, und Theophania wurde im Jahr 972. die Gemahlinn Otto des Zweyten. Otto der Große wurde zugleich als Kayser erkannt, und behielt die Oberherrschaft über Capua und Benevent; den Griechen aber wurden ihre übrige Besizungen in den dortigen Gegenden gelassen.

Während daß der Kayser die Italiänischen Angelegenheiten auf allen Seiten zu seinem Ruhme endigte, brachen in Deutschland noch einige kleine Reste der alten Unruhen aus. Seine Abwesenheit machte den Grafen Wichmann, einen Neffen des Herzogs von Sachsen, Hermann, kühner als er jemals gewesen war. Er war ein sehr tapferer

Mann, aber wie man es von so vielen andern sagen kann, nur zum Schaden seines Vaterlandes, welches er zu wenig liebte. Aus Haß gegen seinen Oheim hatte er schon ehemals die Slaven aufgewiegelt, war überwunden, und vom Kayser begnadigt worden. Jezt stand er diesen Völckern in einem neuen Kriege, den sie wider den Herzog und unter sich selbst führten, bey; er verlor aber darinne im Jahr 967. das Leben. Der Kayser schenckte seine Güter ein paar Clöstern; vielleicht hätte er mit den Einkünften derselben eine Anzahl Wittwen und Waysen versorgen sollen, die es durch seine Kriege geworden waren. Einige Jahre darauf gerieth auch der Marckgraf von der Lausiz, Udo, in einen Krieg mit dem Pohlnischen Herzoge Micislaus. Die Sächsischen Kriegsvölcker erlitten dabey eine harte Niederlage. Otto ließ daher beyden Fürsten befehlen, sich so lange friedlich gegen einander zu betragen, bis er aus Italien zurückkäme, und ihre Händel entscheiden könnte. Er that dieses auch würcklich zu Quedlinburg, im Jahr 973. kurz vor seinem Tode.

So wurde die ganze Regierung des Otto durch unaufhörliche Kriege, Empörungen und Zwistigkeiten in einem ungestümen Lauf fortgetrieben. Kaum hatte er endlich eine, dem Anschein nach, dauerhafte Ruhe erlangt, als er sterben mußte. In den kurzen Zwischenräumen, da er gleichsam stille stehen, und auf den innern Wohlstand des Reichs bedacht seyn konnte, fand er immer noch Zeit genug zu vielen heilsamen oder doch wohlgemeinten Anstalten. Er übergab die Provinzen desselben solchen Fürsten, auf welche er das beste Vertrauen zu sezen berechtiget war: und wenn sie seine Erwartung hintergiengen, so

so war seine Wahl bald verbessert; ja sein Betragen gegen sie, änderte oft ihre Gemüthsart zum Vortheil des Vaterlandes. Man sieht insonderheit, daß er sie in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten gesucht hat, welche ihn in den Stand sezte, sie nach ihren Verdiensten zu gebrauchen. Alle deutsche Herzoge und Grafen waren zu seiner Zeit noch nicht viel mehr als Statthalter des Kaysers; obgleich einige sich dem Ansehen würcklicher Landesherren näherten oder zu nähern versuchten. Er durchreiste das Reich häuffig: seine Gegenwart half die gute Ordnung, so viel es eine ganz kriegerische Regierung zuließ, erhalten oder wieder herstellen. Er konnte zwar die Befehdungen und Ausschweifungen der Privat-Rache bey einer Nation, die fast beständig den Degen in der Hand führte, nicht ausrotten; aber er mißbilligte und bestrafte sie. Noch weniger war dieses die Zeit, da er neue Geseze hätte geben; oder die alten, mehr nach den natürlichen Rechten und Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft hätte einrichten können. Die Verordnungen oder Capitularien der Franckischen Könige kamen in Abnahme; man bestimmte jezt das Recht nur nach Gewohnheiten oder Aussprüchen der Richter. Zuweilen aber kamen so streitige Fälle vor, daß Otto glaubte, sie könnten nicht würdiger entschieden werden, als durch einen Eydschwur, oder Zweykampf. Von dieser leztern Art sieht man ein merckwürdiges Beyspiel auf dem Reichstage zu Stella, welchen er im Jahr 942. halten ließ. Man war uneinig, ob Kinder, deren Eltern gestorben waren, die aber noch ihre lebende Großeltern hatten, von diesen leztern erben könnten, oder ob sie die Erbschaft derselben den Brüdern ihrer Eltern überlassen müßten, weil sie nicht als unmittelbare Söhne zu betrachten wären? Der

Kayser

Kayser befohl, daß beyde Theile eine Anzahl Kämpfer stellen, und sich durch dieselben um ihr Recht schlagen sollten. Dieses geschah, und die Parthey der Enckel behielt die Oberhand. Otto scheinet dabey, nach der Denckungsart seines Jahrhunderts, darauf Rechnung gemacht zu haben, daß Gott die gerechtere Parthey selbst unterstützen, und sie im Zweykampfe nicht unterliegen lassen werde. Ich weiß aber überhaupt nicht, ob es viel gewagt seyn würde, wenn man in dem vielleicht nicht seltenen Falle, da über eine fast offenbare Ungerechtigkeit der Geseze oder der Richter, zuweilen auch über die anstößige Verschiedenheit in den Meinungen der Rechtslehrer bey wichtigen Streitigkeiten geklagt werden kann, es beyden Partheyen erlaubte, ihre Anforderungen mit den Waffen, nur nicht mit ihrem Leben, zu behaupten. Doch die Dienste, welche Otto den Gesezen nicht leisten konnte, weil sie Kinder des Friedens sind, der ihn fast niemals besuchte, erwies er seinen Unterthanen durch Beschützung ihrer gewissesten Rechte. Er verschönerte auch manche Gegenden von Deutschland durch seine Wohlthaten, vor allen aber die Stadt Magdeburg. Seine erste Gemahlinn hatte dieselbe zu ihrem Leibgedinge bekommen. Er selbst warf so viele Liebe auf diese Stadt, daß er sie zu seinem Hauptsize machte, sie erweiterte und befestigte, mit Vorrechten, Freyheiten, Stiftungen und öffentlichen Gebäuden bereicherte. Die Einwohner von Magdeburg erinnern sich noch täglich bey seiner Bildsäule zu Pferde, welche sie auf ihrem Marckte vor den Augen haben, an diesen zweyten Stifter und Wohlthäter ihrer Stadt. Seine Regierung ist auch noch durch die Entdeckung der ersten Silber-Gruben in Deutschland auf dem Harze, merckwürdig geworden. Allein die Ausmünzung des

des Geldes selbst bekam niemals eine schlechtere Gestalt: und die sogenannten Blech- oder Hohl-Münzen, welche damals aufkamen, scheinen gleichsam das Gepräge eines an Ruhe und Kunst armen Zeitalters an sich zu führen.

Noch weit mehr als auf alle diese Theile der Staatsverwaltung hatte Otto, mitten unter so vielen Kriegen, seine Sorgfalt auf die Religion, Kirche, und Geistlichkeit zu wenden gewußt. Nach seinen Siegen über heydnische Völcker, war die Annehmung des christlichen Glaubens fast immer, wenn es möglich war, eine von den Bedingungen des Friedens, den er ihnen vorschrieb. Um die Ausbreitung und Erhaltung desselben desto mehr bey ihnen zu versichern, legte er in ihren Ländern eine Anzahl Bißthümer an; und diese dienten zugleich dazu, daß die neuen Christen durch eine Art von geistlicher Furcht in der Unterwürfigkeit gehalten wurden. Sein Vater war eher gestorben, als er unter den überwundnen und bekehrten Wendischen Völckern im Meisner Lande Bißthümer, wie er sich vorsezte, hatte errichten können. Otto stiftete also zuerst im Jahr 938. das Bißthum Meisen, und im Jahr 968. die Bißthümer zu Merseburg und Zeitz, welches leztere in der Folge nach Naumburg verlegt wurde. Eben so sezte er unter den übrigen Slavischen Nationen, die Bischöffe zu Brandenburg im Jahr 939. zu Havelberg im Jahr 946. und zu Altenburg in Wagrien im Jahr 956. ein. Das Bißthum zu Posen in Pohlen ist ebenfals von ihm im Jahr 967. angelegt worden. Von allen diesen neuen Stiftern, das einzige Altenburgische ausgenommen, welches an den Erzbischof von Hamburg gewiesen, und nachher nach Lübeck verlegt wurde, wollte Otto ein ansehnliches geistliches Gebiet

für

für ein neues Erzbißthum errichten, und sein geliebtes Magdeburg wurde zu dem Sitze desselben bestimmt. Er fand dabey anfänglich einige Schwierigkeiten, weil weder der Bischof von Halberstadt, in dessen Kirchensprengel Magdeburg lag, noch sein Metropolitan, der Erzbischof von Maynz, in diese Erhebung willigen wollte. Endlich wurde dieses neue Erzbißthum im Jahr 968. eingeweiht; es erhielt den Primat in Deutschland, und wurde von dem Kayser mit ungemein vielen Gütern beschenckt. Alle diese deutschen Stifter des Otto sind seit zweyhundert Jahren nach und nach in weltliche Besizungen unserer Fürsten verwandelt worden, nachdem man wieder eingesehen hat, daß die christliche Gemeine nicht von reichen und mächtigen Prälaten, sondern von Lehrern, die im Mittelstande den sichersten Weg zu einem tugendhaften Beyspiel finden, regiert werden müsse. Otto belehnte auch den ersten Bischof zu Prag, dessen Bißthum der Herzog Boleslaus II. im Jahr 966. aufrichtete, und von den Bißthümern, welche er in Dännemarck gestiftet hat, ist bereits oben Nachricht ertheilt worden. Verschiedene Abteyen, Kirchen und Clöster haben ihm gleichfals ihren Ursprung zu dancken. Er brachte die Abtey Quedlinburg im Jahr 937. völlig zu Stande. In eben diesem Jahre legte er zu Magdeburg ein Benedictiner-Closter an, welches er mit fürstlichen Einkünften und Rechten überhäuffte; er nahm sie aber demselben nachmals größtentheils, um sie dem neuen Erzbißthum zu ertheilen; die Benedictiner bekamen ein anderes Closter auf einem kleinen Berge nahe bey Magdeburg; und von dieser Veränderung schreibt sich das berühmte Closter Bergen her, das schon lange weit gemeinnüzigere Absichten erfüllt, als ihm der gute Kayser zugedacht hatte, und in welchem

ich

ich selbst den ersten bessern Geschmack an den Wissenschaften gefaßt habe. Hier darf ich auch eines der prächtigsten Wercke des Otto, und eines der schönsten Denckmäler der alten Bauart, die Domkirche zu Magdeburg, nicht vorübergehen. Seine Gebeine ruhen in derselben neben dem Körper seiner ersten Gemahlinn. Als ich vor funfzehn Jahren bey seinem Grabmahl stand, welches in den neuern Zeiten etwas verändert worden ist, war es bloß der Nahme eines alten Kaysers, der mich einige Augenblicke aufmercksam machte; ich sah nur, wie es den meisten zu gehen pflegt, welche dahin kommen, den Fürsten vor mir liegen, der eine große Kirche gebauet hat: jezt, da ich den Otto kenne, würden mich die Betrachtungen über seine Geschichte länger an einem Orte zurückhalten, wo eine solche Größe in so wenigen Staub aufgelöset ist.

Die Geistlichkeit allein wäre berechtigt gewesen, ihm aus Danckbarkeit den Großen zu nennen: denn seine Freygebigkeit gegen sie war königlich. Von ihm kommen hauptsächlich die ungemeinen Reichthümer und die daraus entstandene Macht der deutschen Clerisey her. Mit einer Art von Verschwendung schenckte er den Erzbischöffen und Bischöffen ganze Herzogthümer und Grafschaften, und den Klöstern eine Menge von Städten, Dörfern, und landesherrlichen Vorrechten. Er wollte, daß die größern Geistlichen den weltlichen Fürsten in nichts nachstehen, und noch gewissermaßen den Vorzug vor diesen haben sollten. Es ist glaublich, daß ihn außer den Trieben der Frömmigkeit, auch ein besonderes Vertrauen auf die Geistlichkeit, dazu bewogen habe, sie durch so außerordentliche Gaben und Erhöhungen gleichsam außer ihre Sphäre und Bestimmung

zu

zu ziehen. Die meisten Herzoge und andere große deutsche Herren seiner Zeit hörten nicht auf, seine Regierung zu beunruhigen. Allein die Geistlichen blieben ihm weit unterthäniger, und er konnte auch hoffen, daß Leute, welche das Beste der Religion, die Bekehrung der Heyden, die Beförderung der Gottseeligkeit, zu ihrem vornehmsten Endzwecke machten, in der Treue gegen ihn und seine Nachfolger niemals wancken würden. Diese Erwartung schien desto gegründeter zu seyn, je genauer ein unverheyratheter Geistlicher, der seine Gewalt und seine Schätze, nicht wie weltliche Fürsten, seinen Erben hinterlassen kann, mit dem Staate und dessen Oberhaupte verbunden ist. Allein die folgenden Jahrhunderte haben gelehret, wie übel die Wohlthätigkeit des Otto bey dem geistlichen Stande angelegt worden sey.

Er war unterdessen doch immer Herr über denselben: und weit gefehlt, daß er die Geistlichen durch so viele Bereicherungen und Vergrößerungen ihres Ansehens, von sich unabhängig hätte machen wollen, übte er vielmehr alle Rechte, die einem Landesherrn zustehen, an ihnen aus. Die Bischöffe zu Rom hatten schon lange, unter Begünstigung schwacher Regenten, und unruhiger, abergläubischer Zeiten, einen großen Anfang gemacht, geistliche und weltliche Fürsten zu werden. Otto aber führte sie in ihre alte Gränzen zurück; er behauptete die Aufsicht bey ihrer Wahl, das Recht sie zu bestätigen, die oberste Herrschaft über Rom, und über ihre Personen selbst; er ließ diesen bischöflichen Thron niemals durch übelgesinnte und unruhige Personen besteigen; sezte diejenigen ab, welche es wider seinen Willen thaten; bestrafte die Päbste mit Zuziehung ihrer geist-

geistlichen Mitbrüder, doch so, daß er sich stets die höchste Gewalt dabey vorbehielt; und blieb er ihnen fürchterlich, ohne sich jemals ungerecht gegen sie zu bezeigen. Die übrige Geistlichkeit durfte sich den Befehlen des Kaysers noch weit weniger entziehen. Er belehnte die Bischöffe und Aebte mit dem Ring und Stab, und also selbst mit den Zeichen ihrer geistlichen Regierung. Die Bischöffe waren verbunden, ihn entweder selbst auf seinen Feldzügen, mit den Soldaten aus ihrem Gebiete zu begleiten, oder doch diese zu stellen. Er entschied nicht nur die streitigen Wahlen dieser Prälaten, und bestätigte sie, wenn sie ihm anders gefielen; sondern er sezte auch manche aus eigenem Gefallen ein, richtete ihre Streitigkeiten, nahm verschiedenen, wegen eines üblen Verhaltens, ihre Würde, oder belegte sie mit Strafen. Der erste Erzbischof von Magdeburg hatte den Herzog von Sachsen, Hermann, mit eben solchen Ehrenbezeugungen aufgenommen, als man dem Kayser zu erweisen pflegte. Dafür mußte er zur Strafe eben so viele Pferde liefern, als er bey der Ankunft desselben Cronleuchter hatte anzünden, und Glocken läuten lassen. Die Erzbischöffe brauchte Otto zu seinen Erz-Canzlern, und, wenn er in Italien gegenwärtig war, ließ er ebenfals durch Bischöffe dieses Amt versehen, zu dessen Ausübung sich seine kriegerische Hofleute nicht schickten. Er war bey vielen Kirchenversammlungen zugegen, und bestätigte die Schlüße derselben. Insonderheit aber schränckte er die Herrschsucht der großen Geistlichen dadurch ein, daß er ihnen sogenannte Vögte (advocatos) an die Seite sezte. Diese Schutzherren der Stifter und Clöster waren ansehnliche weltliche Herren, welche dieselben nicht allein gegen alle Gewalt vertheidigen, sondern auch ihre bürgerliche obrigkeitliche Gerichts-

barkeit verwalten, die Aufsicht über ihre Güter und Einkünfte führen, und bereit seyn mußten, dem Kayser davon Rechenschaft abzulegen. So behielt unter andern Otto die Stifts-Vogtey von Quedlinburg seiner Familie auf immer vor. Die Geistlichkeit sahe diese Anstalt, welche sich schon von Carln dem Großen herschreibt, als ein Joch an, durch welches sie mehr als sie wünschte, der obersten Gewalt der Kayser unterworfen blieb: und sie hat es endlich von den Zeiten Friedrichs des II. an, im dreyzehnten Jahrhunderte, abzuschütteln gewußt.

Am wenigsten konnte Otto den Wissenschaften einige Aufmercksamkeit wiedmen: seine große Unternehmungen ließen ihm keine Muße dazu übrig; und die Zeit, zu welcher er lebte, munterte ihn durch keine besondern Reizungen dazu auf. Gleichwohl hat er sie nicht gänzlich versäumet. Bey seiner Erziehung war daran so wenig gedacht worden, daß er erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn lesen lernete. Er brachte es so weit, daß er die lateinische Sprache verstand: er konnte auch die sogenannte Romanische und Slavische reden; allein er bediente sich ihrer selten. Bey einer so geringen Kenntniß war er doch den Gelehrten günstiger, als es die meisten kriegerischen Helden zu seyn pflegen. Diesen Geschmack brachte ihm sein Bruder, der Erzbischof von Cölln, Bruno bey, welcher damals der gelehrteste Prälat von Deutschland war. Otto zog ihn an seinen Hof, so bald er König geworden ward, und machte ihn zu seinem Canzler und Erz-Caplan. Mit der Verwaltung dieser Würden verband Bruno die Untersuchungen in den Wissenschaften beständig. Da er dem Hofe von einem Orte zum andern nachfolgte, so führte er immer eine kleine Bibliothek mit sich, die aus griechischen und lateinischen Schriftstellern

bestand;

bestand; verschiedene Gelehrte begleiteten ihn, und mit diesen stellte er öfters Unterredungen über allerhand Theile der Gelehrsamkeit an, denen Otto selbst bisweilen beywohnte. Auch in dem Eifer, mit welchem die Wissenschaften, so weit sie nemlich damals reichten, unter der Regierung dieses Kaysers in manchen Bischöflichen und Closter-Schulen, unter andern zu Corvey, Reichenau, Cölln, Würzburg, und selbst in dem Nonnen-Closter Gandersheim getrieben wurden, sieht man Spuren genug, daß er dieselben befördert habe.

Unter allen diesen Beschäftigungen erreichte Otto das Ziel seines Lebens in dem Closter Memleben, an der Unstrut, am 7 May des Jahrs 973. Er hatte mit seiner ersten Gemahlinn, **Editha**, der Tochter des Königs von England **Eduard I.** den **Ludolph**, Herzog von Schwaben, und die **Luitgard**, welche Conrads, Herzogs von Lothringen, Gemahlinn wurde, gezeugt; sie starben aber beyde vor ihm. Aus seiner zweyten Ehe hingegen mit der Adelheid, einer Tochter **Rudolphs II.** Königs von Burgund, und Wittwe des Italiänischen Königs **Lotharii**, hinterließ er seinen Nachfolger in der Regierung, **Otto den Zweyten**, und eine Prinzeßinn, **Mathildis**, welche Aebtißinn von Quedlinburg geworden ist. Adelheid wurde von ihm vorzüglich geliebt; selbst an den Regierungs-Geschäften bekam sie einen beträchtlichen Antheil. Sie hat ihm auch, allem Ansehen nach, sehr viel Wohlwollen und freygebige Gesinnungen gegen die Geistlichkeit beygebracht: denn sie selbst war eine ungemeine Freundinn derselben. Man zählt eine Menge Stiftungen von Clöstern und Schenckungen an die Kirchen, welche von ihr herrühren. Diese haben ihr vermuthlich mehr als die Wunder, welche ihr die Leichtgläubigkeit der ältern Zeiten

zuschrieb, das Recht erworben, unter die Heiligen der Römischen Kirche zu kommen. Wenn sie bey dem Kayser, auch in den öffentlichen Angelegenheiten des Staats einen ungewöhnlich großen Einfluß behauptet hat: so rechne ich ihm dieses nicht bloß als eine der verzeihlichsten Schwachheiten, sondern als eine rühmliche Theilung seiner Gewalt, und Herablassung zu freundschaftlichen Rathschlägen, an. Die Fürsten sezen, bey der Regierung ihrer Länder, auf Staatsbediente, an denen sie Einsichten und einen patriotischen Geist gefunden haben, ein oft unumschräncktes Vertrauen. Warum sollten sie desselben nicht eben so sehr (ich wäre berechtiget zu sagen, noch mehr,) eine Gemahlinn würdig halten, so bald sie ihrer Liebe und Klugheit versichert sind?

Nun betrachte man ein solches Leben als Otto geführt hat: hier Brüder, dort einen Sohn und Eydam; um ihn herum Böhmen, Slaven, Hunnen, Lothringer, Franzosen, Dänen, und Italiäner; einheimische und auswärtige Feinde; alle überwunden, überall Ruhe und Recht hergestellt; für die Religion und den Staat nach bestem Wissen gesorgt; fast keinen ungeschäftigen und unnüzen Tag in einer Regierung von sieben und dreyßig Jahren, und eine immerwährende Aufopferung zum gemeinen Wohl. Alsdenn wird man sagen: er hat doch große Dinge gethan, und alle seine Kräfte erschöpfet, um sein Bestimmung zu erfüllen; wenn sie ihn gleich noch mehr zum Schrecken der Völcker, als zu ihrem Seegen, sezte. Aber, wenn wir sein Verdienst und seinen wahren Ruhm ganz kennen wollen, so ist es nicht genug zu wissen, zu was vor Thaten ihn die Umstände seiner Zeit und sein ihnen gemäßer Muth, fortgerissen habe; man muß auch sehen, mit welchen Empfindungen und Absichten er dieselben verrichtet; was er

noch vor andere Fähigkeiten unter den Menschen habe blicken lassen, die nicht völlig wirksam werden konnten, und wodurch er sich von dem gemeinen Eroberer unterscheide.

Seit Carln dem Großen hatte kein so würdiger Fürst über Deutschland geherrscht, als Otto: und beyde haben so vieles mit einander gemein, daß es nicht unwahrscheinlich ist, der leztere habe sich den erstern zum Muster vorgesezt. Eine lange, aber unruhige Regierung, und in jedem Zeitraum, welchen die auf einander folgende Kriege ledig ließen, sehr lebhafte Bemühungen, der Kirche und dem Staate, nach allen ihren Bedürfnissen, aufzuhelfen: dieses macht kurz die Geschichte von beyden aus. Was Carl in Ansehung seiner Geseze und weisen Anstalten im gemeinen Wesen, insbesondere aber auch derjenigen, welche er zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen, voraus hat, kommt, wenn ich richtig urtheile, von seiner etwas häufigern Muße, von seinen mehr erleuchteten Zeiten, und vielleicht am meisten davon her, weil er im Ganzen angesehen, ein größerer Geist, als Otto, war. Aber in den Eigenschaften des Herzens scheinet Otto hinwiederum den Vorzug zu behaupten. Carl brachte die Kayser-Crone auf die Fränckische Monarchie; Otto stellte sie wieder her, und verband sie mit dem deutschen Königreiche. Jener bahnte sich den Weg dazu durch die Zerstörung des Longobardischen Reichs in Italien; dieser durch die Ueberwindung des Berengarius, welcher die Longobardische Crone trug. Beyde wurden nach Italien gerufen; waren tapfer, schnell in ihren Unternehmungen, und siegreich. Beyde legten den Völckern, welche sie durch Kriege bezwangen, die christliche Religion als ein Gesez auf; aber Otto mit größerer Mäßigung. Er so

wohl als Carl, ehrte und beschenckte die Geistlichkeit überaus freygebig, aber hielt sie zugleich in den gebührenden Schrancken: beyde stifteten auch viele Bißthümer, und liebten die Religion aufrichtig. Endlich regierten beyde mit einem Ansehen, an welchen ihnen bis auf Carln den Fünften kein Kayser gleich gekommen ist.

Otto fand den Weg, welchen er betreten sollte, nicht ganz ungebahnt. Sein Vater, Heinrich, hatte ihm nicht nur ein Beyspiel hinterlassen, das von allen Seiten nachahmungswürdig war, und ihm gleichsam in der Ferne gezeigt, was noch für ihn zu thun übrig bleibe; sondern er hatte ihm auch durch seine vorsichtige Einrichtungen die dazu nöthigen Mittel erleichtert. Man hat ihn mit Philipp von Macedonien verglichen, weil er eben so wie dieser, seinem Sohne geübte Kriegsvölcker bildete, mit welchen derselbe größere Unternehmungen, als er selbst, ausführen konnte. Ich bekümmere mich hier um die Aehnlichkeit dieser beyden Könige nicht, welche kaum in dem angeführten Umstande sehr sichtbar ist; aber, wenn man ihre Söhne neben einander stellt, so gebe ich es niemals zu, daß sie deswegen in Eine Classe gesezt werden, weil sie beyde den Nahmen der Großen führen. Alexander war ein tapferer und glücklicher Verwegener, unersättlich in der Begierde, ein Bezwinger von Völckern, von einem ganzen Welttheile zu werden; er maaß seine Angriffe nicht nach Recht und gegründeten Ansprüchen ab; sondern sezte sie in einer unsinnigen Hitze bis an das äußerste Ende Asiens fort; und er wurde oft selbst von seinen Lastern überwunden. Otto ist durch seine Thaten in der Geschichte eben so berühmt geworden, als er, oder er sollte es doch seyn; aber er hat sich weit über alle diese Arten des Tadels erhoben.

Das

Das ist eben der Ruhm, der seltenere Glanz des deutschen Helden, kein Krieger aus Neigung gewesen zu seyn, und mitten unter Schlachten und Siegen doch den sanftesten Charakter beybehalten zu haben. Die Nachwelt, die Fürsten, welche noch kommen sollen, können es nicht genug hören: Otto hat sein ganzes Leben hindurch gekriegt; aber — er hat lauter gerechte Kriege geführt: er hat sie nicht gesucht, nicht mit sinnreicher Fruchtbarkeit an Vorwänden und Ursachen, hervorwachsen lassen; sondern als unvermeidliche Uebel ergriffen, und immer zu ihrer Endigung fortgeeilet. Wie viele sind nun unter den Eroberern, die es verdienten, mit ihm verglichen zu werden. Man sehe von einer so großen Menge nur Ludwig den XIV. an; er hat wegen seiner glücklichen Kriege den Nahmen des Großen erlangt: viele edle Handlungen und Anstalten hätten ihn desselben würdiger gemacht; aber alle seine Kriege, vielleicht nur den lezten ausgenommen, waren ungerecht.

Die Eroberung von Italien und die Erwerbung der Kayserlichen Würde leuchtet, wie man gesehen hat, unter den Thaten des Otto insonderheit hervor. Nach der herrschenden Gewohnheit der Geschichtschreiber, würde man beydes auch alsdenn mit ausnehmenden Lobsprüchen belegen, wenn er es, ohne ein Recht daran zu haben, bloß durch kühne Tapferkeit zu Stande gebracht hätte. Allein ein großer Mann ist immer gerecht, und ohne diese Eigenschaft können ihm auch die glücklichsten und schimmerndsten Unternehmungen nicht für Ehre gereichen. Otto wurde von der verfolgten Erbinn des Italiänischen Königreichs, und von den unterdrückten Einwohnern nach Italien gerufen; er hatte dabey noch die Ansprüche des deutschen Reichs

zu unterstüzen; und was er schon als Beschützer verdiente, wurde ihm noch durch die freywillige Ergebenheit der Gemüther zu Theil. Er bediente sich auch dieser neuen Hoheit mit vielem Glimpf; und befestigte sie durch Klugheit, oder, wo es nöthig war, mit den Waffen. Daß diese Verbindung Italiens mit Deutschland die folgenden Kayser gezwungen hat, viele beschwerliche Züge in jenes Land vorzunehmen; daß darunter der innere Wohlstand von Deutschland gelitten; daß die Kayser bey diesen Gelegenheiten von manchen Päbsten die unanständigste Begegnung erfahren, und endlich ihre Macht in Italien, und sonderlich über Rom, schimpflicher eingebüßt haben, als ihnen die Behauptung derselben eine Zeitlang rühmlich wahr; alles dieses kann man nicht ohne große Unbilligkeit dem Otto vorwerfen. Bey ihm war die Oberherrschaft über Italien kein leerer Titel, um den man sich, einer eingebildeten Ehre zu Gefallen, stets wieder von neuem hätte streiten müssen. Sein Ansehen war daselbst völlig gegründet; er hatte den Eingang von Italien in seiner Gewalt; viele deutsche Herren, auf deren Treue er sich verlassen konnte, waren von ihm an statt der großen Stände in diesem Lande, mit geringern Lehen versehen worden: er würde auch, allem Ansehen nach, noch andere kräftige Anstalten, um Italien im Gehorsam zu erhalten, getroffen haben, wenn er länger gelebt hatte. Seine meisten Nachfolger hingegen hatten wenig von der Stärcke seines Geistes: und zu ihren Fehlern kamen Unglücksfälle, aus denen sie sich nicht, wie er, herausziehen konnten. Selbst die Vortheile, nicht bloß der Ruhm von Deutschland, wurden dadurch vermehrt, daß Otto sich Italien unterwarfe. Wenn man seinen Maaßregeln hierinne gefolgt wäre: so würde unser Vaterland den

Einfluß

Einfluß der römischen Bischöffe in seine geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, niemals so sehr zu seinem Schaden empfunden haben.

Otto besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn: Unerschrockenheit und Tapferkeit, standhaften Muth in den verworrensten und gefährlichsten Umständen; die Geschicklichkeit kluge Entwürfe zu Feldzügen zu machen; ungemeine Geschwindigkeit in der Ausführung derselben; Gegenwart des Geistes, die von allen Zufällen Gebrauch zu machen weiß; und die Gewißheit der Liebe und des Vertrauens von seinem Heere. Aber indem ich sehe, daß so anhaltende Kriege und Unruhen seine Seele niemals mit einer harten und rauhen Schale umzogen haben, wie sie es bey vielen andern fast unmercklich thun: so liebe ich ihn desto mehr. Sein gütiges Herz blieb sich immer gleich. Er war nach seinen Siegen und gegen seine heftigsten Feinde eben so gnädig, gelind und versöhnlich, als gegen kleine Versehen seiner Freunde; bisweilen sogar nachgebender, und bereitwilliger, Beleidigungen zu vergessen, als es seiner Sicherheit zuträglich war. Ob er gleich das Schwerdt wenig aus den Händen legen durfte; so war er doch immer friedliebend. Es fehlte ihm nicht an Ehrgeiz; aber daß er ihn nicht bloß auf Eroberungen gerichtet habe, beweiset die großmüthige Freygebigkeit, mit welcher er dieselben vertheilte. Sein festes Verharren bey gefaßten Entschließungen, (eine der männlichsten Tugenden;) seine treue Beobachtung von Bündnissen und Freundschaften, und die lebhafteste Danckbarkeit, welche er diejenigen empfinden ließ, die sich um ihn verdient gemacht hatten, sind noch einige der gefälligsten Züge zu seinem Bilde.

Die einzige schwache Seite dieses großen Fürsten ist seine Denckungsart über die Religion. Er war

überaus wohlgesinnt gegen dieselbe; aber er kannte sie zu wenig. Und wer hätte sie ihn kennen lehren sollen? Nicht die Geistlichkeit, von welcher ihre Verfälschung allein herrührte. Wenn sie gleich die meisten wesentlichen Theile derselben hatte stehen lassen; so hatte sie doch die Ausübung derselben fast auf lauter neuersonnene Vorschriften gebauet, welche ihr einträglich waren, aber die christliche Tugend auf äußerliche Kleinigkeiten zogen, und zum Theil entehrten. Der Eifer des Otto um die Ausbreitung des Glaubens, seine Begierde der Kirche zu dienen, und die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten, alles dieses zeigt einen tiefen Grund von Religion in seinem Herzen an. Doch seine Frömmigkeit war sehr oft nichts als Aberglauben. Man hatte schon lange die Meinung eingeführt, daß man sich bey Gott durch nichts beliebter machen könne, als wenn man seinen Dienern, den Geistlichen, und sonderlich den Mönchen, ungemein viel schenckte, und eine Menge Gebäude aufrichtete, wo er eifrig verehrt würde, und durch eben solche Zeichen der Ehrfurcht und Freygebigkeit sich den Heiligen zu empfehlen suchte. Daher hielt Otto, welcher dieses aufrichtig glaubte, und königlich ins Werck sezen wollte, weder Maaß noch Ziel in der Stiftung gottesdienstlicher Oerter, in der Austheilung von liegenden Gründen, Einkünften und Rechten, an jene scheinheilige Schleicher. Man kann sich nicht enthalten zu lächeln, wenn man sieht, wie viel er bloß dem heiligen Märtyrer Moriz zu Magdeburg, das ist, dem Closter und nachmahligem Erzbißthum daselbst, geschenckt hat. Die Mönche, welche keine Vollmacht aufweisen konnten, daß sie so viele Reichthümer im Nahmen dieses Heiligen in Besiz nehmen sollten, gaben dem Otto desto gewissere Versicherungen, daß

er

er sich dadurch im Himmel ein ungemeines Verdienst erwerbe. Da er dieses gar nicht in Zweifel zog, so glaubte er nicht genug von seinen Besitzungen, die er ohnedieß bald verlassen mußte, an Leute, welche bey Gott und bey den Heiligen so viel galten, weggeben zu können. Diese falsche Andacht des Otto, die aber damals unumschränckt in der Christenheit regierte, hat selbst seine Staats-Klugheit erstickt. Die Gewalt seiner gottseeligen Empfindungen hinderte ihn einzusehen, wie gefährlich es sey, Leute, die durch ihren Stand von der Welt abgesondert sind, in dieselbe hineinzuziehen, ihre schuldige Gleichgültigkeit gegen Macht, ausnehmende Ehrenbezeigungen und Schätze in Ehrgeiz, Herrschsucht und Geldbegierde zu verwandeln, und sie ganz vergessen zu machen was sie sind und seyn sollen. Ihre Sitten wurden nicht nur dadurch verdorben; sondern sie wurden auch nach und nach für die Ruhe von Deutschland und das Ansehen der Kayser fürchterlich. Die Nachfolger des Otto haben die traurigen Wirkungen davon erfahren. An ihnen sind die unermeßlichen Wohlthaten desselben gegen die Geistlichkeit, von diesen mit der strafbarsten Undanckbarkeit belohnt worden. Wenn man ihn hier entschuldigen will, so muß man seine Ergebenheit gegen die Religion, seine liebenswürdige Gutherzigkeit, die finstern Begriffe seiner Zeit, und endlich auch die Absicht, welche er niemals vergessen hat, diejenigen, welche er groß und sehr begütert machte, doch in der Unterwürfigkeit zu erhalten; man muß alles dieses mit einander verbinden: und doch wird man ihn von einer dabey begangenen Unvorsichtigkeit nicht frey sprechen können.

Wie er vor den Augen der Welt erschien: so war er auch in seinem täglichen Leben und Umgange: gütig und edel. Seine Familie hatte an ihm den lieb-

liebreichsten Ehemann, Vater, Bruder und Sohn. Er wurde zwar einmal gegen seine Mutter mit falschen Beschuldigungen aufgebracht, und hielt es zum Besten des Staats vor nothwendig, ihr in einem Closter den Aufenthalt anzuweisen; kaum aber sahe er, daß man ihn hintergangen hatte, als seine Reue und das ehrerbietigste Bezeigen gegen sie, der kindlichen Liebe von neuem ihren Lauf gab. Sein Ansehen war majestätisch; seine Lebensart überaus mässig, und nur an gewissen feyerlichen Tagen prächtig. Er bediente sich niemals einer fremden Tracht, und fand an Ritterspielen und Jagden seine vornehmste Belustigung. So viele Würde und Tugend breitete sich zugleich über seinen ganzen Hof aus, an welchem jede Art von Ausschweifungen unbekannt war.

Nur glücklichere Zeiten, und ein hellerer Schauplatz, haben ihm gefehlet, um sich der Nachwelt in einem noch vortheilhaftern Lichte zeigen zu können. Alsdenn hätte ihn sein hoher Geist, die vortreffliche Anlage zu großen Unternehmungen, welche er besaß, und der ächte deutsche Sinn, der in ihm lebte, uns noch bewundernswürdiger gemacht.

* * *

Es fehlet wenig, so hätte mich dieser erste Versuch in der sogenannten mittlern Geschichte, von derselben auf immer abgeschreckt. Der gänzliche Mangel, den sie an wahren Geschichtschreibern hat, und der dem Andencken großer Männer aus diesen Zeiten so nachtheilig geworden ist, könnte noch ertragen werden, wenn die historischen Sammler, Erzähler und Lobredner, welche damals in ungeheurer Menge schrieben, nur Ordnung, Vollständigkeit und Genauigkeit beobachteten. Unpartheylichkeit, Geschmack in der Wahl und im Vortrage der Begebenheiten, und eine reine Schreibart, kann man ohnedieß

nedieß von ihnen kaum erwarten. Denn diese Schriftsteller sind meistentheils Geistliche von sehr geringer Kenntniß, welche durch die Vorurtheile ihres Standes verleitet, die niemals größer waren als damals, alles nur im Verhältniß gegen die Kirche betrachten, und, wenn sie es weit bringen, in barbarischen Ausdrücken als Prediger oder Schullehrer declamiren. Allein man verliert bey ihnen selbst den Stoff der Geschichte durch die Verwirrung, in welche sie ihn größtentheils gesezt haben. Man hätte längst eine critische Anweisung zum Gebrauch aller dieser Schriftsteller auffsezen sollen: und nachdem unsere Geschichtskundige sie so fleißig gelesen, so mühsam mit einander verglichen, auch von manchen, einzeln genommen, so richtige Urtheile gefällt haben; so könnte es nicht mehr schwer fallen, im Ganzen und Allgemeinen, zugleich aber in der Verbindung derselben untereinander, ein solches Werck zu verfertigen. Herr Semler hat dazu vor sechs Jahren einen schönen Anfang gemacht.

Bey diesen Klagen über die trüben Quellen der mittlern Geschichte, muß man gleichwohl nicht alle Schriftsteller auf Einen Haufen werfen. Außer so vielen schlechten und elenden, giebt es darunter auch einige mittelmäßige, und, gegen die übrigen gehalten, sehr brauchbare; ob sie uns gleich lange nicht alles sagen, was wir zu wissen wünschten. Von dieser Art sind verschiedene, welche die Thaten Otto des Großen beschrieben haben. Wenn wir sie aber lesen, dencken wir immer, was dieser Fürst vor Geschichtschreiber verdienet hätte.

Der vornehmste unter denselben ist Wittichind oder Wittekind, ein Mönch aus dem Closter Corvey, der zu den Zeiten des Otto selbst gelebt hat. Er ist einer der erträglichsten historischen Schriftsteller

ler der mittlern Zeiten. Er hat sogar eine nicht geringe Anlage zum Geschichtschreiber, und sein Ausdruck ist weit besser als bey den meisten seiner Zeitgenoßen. Auch in Ansehung der Glaubwürdigkeit hat er bey dieser Geschichte den ersten Rang. Seine Sächsischen Jahrbücher, das älteste Werck in der Sächsischen Geschichte, beschreiben die Regierung des Otto im zweyten und dritten Buche.

Luitprand, Bischof zu Cremona, welcher zuerst beym Berengar, und sodann beym Otto in Diensten war, ist jenem in keiner Betrachtung nachzusezen, und übertrifft ihn noch sehr mercklich an Gelehrsamkeit und Freymüthigkeit. Er hat eine Europäische Geschichte, und eine Nachricht von seiner Gesandtschaft nach Constantinopel hinterlassen, welche Bücher die Haupt-Quellen zu den Italiänischen Begebenheiten unter der Regierung des Otto ausmachen.

Der Bischof zu Merseburg, Ditmar, der einige Zeit nach dem Tode des großen Otto schrieb, hat in seiner Chronik von den Kaysern aus Sächsischem Stamme, die Geschichte dieses Fürsten mit vielem Fleiß, aber mit weit mercklichern Spuren seines Standes, als die beyden vorhergehenden, sowohl in der Denckungsart, als im Ausdrucke, beschrieben.

Bald nach dem Tode des Otto verfertigte auch die Nonne zu Gandersheim, Roswitha, ihr historisches Lobgedicht auf denselben. Als Geschichte betrachtet, ist es erheblich genug, um mit den erstgenannten Schriftstellern verglichen zu werden.

Die übrigen viel spätern Schriftsteller, aus denen die Geschichte des Otto geschöpft und ergänzt werden kann, brauchen hier nicht angeführt zu werden. Unterdessen beruht doch zuweilen auf einem derselben ein Theil der Erzählung, wie unter andern

auf

auf dem Zeugniße Adams von Bremen, der erst hundert Jahre nach Otto dem Großen geschrieben hat, die Nachricht von demjenigen, was dieser Kayser wider den Dänischen König Harald ausgeführet hat: eine Nachricht, gegen welche man einiges einwenden, die man aber nicht ganz umstoßen kann.

Ob es gleich unter allen diesen Schriftstellern keinen würdigen Biographen des Otto giebt; so enthalten sie doch so viele glaubhafte Umstände und Züge, daß man mit Hülfe derselben das Leben dieses großen Kaysers ziemlich glücklich abschildern kann. Gleichwohl ist dieses noch nicht versucht worden, und am wenigsten, wie es am ersten hätte geschehen sollen, in deutscher Sprache. Man muß also die Ehrenbezeigungen, welche die Neuern seinem Andencken erwiesen haben, bloß in ihren Geschichtbüchern der deutschen Reichshistorie suchen.

Struv hat in seinem großen Wercke nichts zu sammeln vergessen, was die ältern Schriftsteller vom Otto erzählen. Er schüttet ihre Stellen sehr reichlich aus, und webt sie oft, sogar bis auf ihre Sprachfehler, in seinen Vortrag ein. Er schreibt zwar meistentheils ohne Geschmack und Beurtheilung; man ist ihm aber doch für seinen unermüdeten Fleiß Danck schuldig. Diejenigen, welche nach ihm die Geschichte dieser oder jeder andern deutschen Regierung beschrieben haben, und noch beschreiben, wissen es wohl, wie viele Arbeit er ihnen durch seine Anführungen ersparet habe.

Ohngefähr auf gleiche Art hat Hahn in seiner deutschen Staats- Reichs- und Kayser- Historie die Handlungen Otto des Großen beschreiben. Er citirt und excerpirt noch gewaltiger als Struv; seine kurze Erzählung wird in einem Ocean von Anmerckungen ersäuft. Er hat vor jenem viele besondere

dere nüzliche Erläuterungen der Geschichte, und des Staatsrechtes, auch einige Versuche selbst zu urtheilen, voraus; aber seine Schreibart ist eckelhaft und buntscheckigt. Dergleichen Zusammentragende Schriftsteller sind immer die ersten bey einer Nation, welche die Geschichtskunde bearbeitet; wenn würckliche Geschichtschreiber nach und nach auf sie folgen, legt man sie zwar auf die Seite; allein wenn sie den Stoff zur Geschichte brauchbar gesammlet haben, werden sie doch niemals ganz vergessen.

Mascov, einer der grösten Kenner der Geschichte und des Staatsrechtes von Deutschland, wäre vorzüglich im Stande gewesen, eine pragmatische Lebensbeschreibung von Otto dem Großen zu schreiben. Allein man kann demjenigen, was er in seinen Commentariis von demselben erzählet, diesen Nahmen nicht beylegen. Man sieht wohl, daß solches auch seine Absicht nicht gewesen sey. Dieses sein Werck enthält mehr als bloß gesammlete Nachrichten vom Otto: und doch behauptet es die Würde der Geschichte nicht. Sein Ausdruck ist edel; an Genauigkeit kommt ihm niemand gleich; desto mehr aber bedauert man, daß es ihm nicht gefallen hat, tiefer in die Ursachen und Bewegungsgründe der Begebenheiten zu dringen, und den Geist des Otto mit stärckern Farben zu schildern.

Endlich hat der P. Barre die Geschichte von Deutschland unter der Regierung Otto des Großen am vollständigsten und angenehmsten beschrieben; allein er hat manche unrichtige Vorstellungen, und den Charakter dieses Fürsten wird man von ihm nicht kennen lernen.

IV.



IV.
Leben
Heinrichs des Großen.

Ich habe wenige Regierungen in der ganzen Geschichte so oft und mit so ausnehmendem Vergnügen betrachtet, als die Regierung Heinrichs des Vierten, Königs von Franckreich, den alle Europäische Nationen, so willig als die seinigen, den Großen nennen. Sie stellt nicht nur alle Eigenschaften eines großen und vortrefflichen Fürsten beysammen dar; sondern sie zeigt ihn auch auf einer außerordentlichen Bahn, welche keiner von den Königen, die mit ihm verglichen werden könnten, betreten hat, und welche ihm einen wahren Vorzug vor ihnen allen giebt. Heinrich mußte sich erst viele Jahre vor den Augen der Welt, und seines Volcks insonderheit, des Thrones, der ihm zugehörte, durch seine Tugenden würdig beweisen, ehe er ihn besteigen konnte: er hielt eine der rühmlichsten und schwersten Proben aus, die man einem Menschen auflegen kann, indem er die seltene Fähigkeit, Völcker zu beherrschen und glücklich zu machen, mitten unter den zahlreichsten und gefährlichsten Hindernissen am meisten sehen ließ. Der Dichter, welche seine Thaten gepriesen hat, fängt mit einer Abschilderung an, welche so historisch wahr ist, daß sie auch den Eingang zu einer Lebensbeschreibung abgeben kann. „Ich besinge, sagt er, jenen Helden, der sowohl durch das Recht „der Geburt, als durch das Recht der Eroberung,

„über Franckreich herrschte; der durch lange Un-
„glücksfälle regieren lernte; alle Partheyen dämpfte;
„zu siegen, aber auch zu verzeihen wußte; und der
„sowohl der Ueberwinder als der Vater seiner Un-
„terthanen war.„

Heinrich schien durch seine Geburt nur einen klei-
nen Staat zu regieren bestimmt zu seyn. Sein
Vater war Anton von Bourbon, Herzog von
Vendome, und König von Navarra. Er stammte
von Robert, Grafen von Clermont, und dem
sechsten Sohne des heil. Ludwigs, Königs von
Franckreich im dreyzehnten Jahrhunderte, in gerader
männlicher Linie ab. Robert war durch seine Ge-
mahlinn Baron von Bourbon geworden; er be-
hielt aber das Französische Wappen bey: und diese
Vorsichtigkeit hat seinen Nachkommen nicht weniger
als ihre Herkunft, ihre Verbindungen und ihr edles
Betragen, geholfen, dreyhundert Jahre nach ihm
die Crone von Franckreich zu erlangen. Unter den
jüngern Seitenlinien des Hauses Bourbon wurde
die von Vendome die ansehnlichste. Aus derselben
war Heinrichs Vater, Anton, entsprossen, welcher
sich mit Johanna von Albret, der Tochter und Er-
binn Heinrichs von Albret, Königs von Navarra,
vermählte. Dieser König besaß zwar nur Nieder-
Navarra mehr, das ist, den geringern und jenseits
der Pyrenäischen Gebürge gelegenen Theil dieses Kö-
nigreichs, indem die Spanier seinem Vater Ober-
Navarra entrissen hatten; allein er hatte außerdem
noch Bearn, Albret, Foix, Armagnac, und andere
große Herrschaften inne, welche seinen Staat eini-
germaaßen beträchtlich, und wegen seiner Lage in den
bergichten Gegenden zwischen Franckreich und Spa-
nien, auch wichtig machten. Seine Tochter, welche
man

man die Geliebte der Könige zu nennen pflegte, weil ihr Vater und ihrer Mutter Bruder, Franz I. König von Franckreich, sie gleich zärtlich liebten, wurde von dem Kayser Carln dem V. für seinen Prinzen Philipp zur Gemahlin begehrt; allein Franz wollte einen so fürchterlichen Feind seines Reichs sich in demselben nicht festsezen lassen: er verlobte sie also mit dem Herzoge von Cleve, und da dieser sein Wort zurücknahm, an Anton von Bourbon. Aus dieser Ehe waren bereits zween Prinzen gekommen, welche aber durch besondere Zufälle ihr Leben in der ersten Kindheit verloren. Auf diese Art wurde Heinrichen der Weg zum Besiz des Königreichs Navarra gebahnt, und zugleich brachte er ein gegründetes Recht, aber eine nur entfernte Hoffnung zur Französischen Crone auf die Welt.

Sobald der König von Navarra Nachricht erhielt, daß seine Tochter abermals schwanger sey, berief er sie zu sich, damit sie den jungen Prinzen und Erben, den er von ihr erwartete, in seinem Lande zur Welt bringen, und er selbst für die Erziehung desselben sorgen könnte. Sie verließ also ihren Gemahl, bey welchem sie sich damals in einem Lager von Kriegsvölckern in der Picardie, welche er als Statthalter dieser Provinz gegen die Spanier anführte, befand, reiste gegen den Anfang des Winters im Jahr 1553. bis an das andere Ende von Franckreich, und kam den 13. December dieses Jahrs zu Pau, der Hauptstadt von Bearn, mit unserm Heinrich nieder. Es war ein Vortheil für ihn, daß sein Großvater, von seiner Geburt an, eine besondere Aufmercksamkeit auf ihn wandte. Dieser Herr hatte den Ruhm eines leutseeligen, klugen und tapfern Fürsten; da hingegen sein Vater von einem schwa-

chen und unentschloßenem Charakter war. Der König von Navarra wollte die Natur seines Enckels auf alle Art starck und herzhaft bilden. Seine Tochter mußte ihm bey ihrer Niederkunft ein Liedchen singen, damit sie ihm, wie er sagte, nicht ein zum Weinen geneigtes und mürrisches Kind gebähren möchte. Gleich nach der Geburt rieb er ihm die Lippen mit Knoblauch, und flößte ihm etwas Wein ein, in der Meinung seine Leibesbeschaffenheit dadurch Kraftvoller zu machen. Er ließ ihn auf dem Schlosse zu Coaraße, mitten in den Gebürgen, und ganz der zärtlichen Begegnung zuwider, deren junge Prinzen gewohnt sind, erziehen, um seine Seele nicht durch Weichlichkeit verderben zu lassen. Er verbot, ihm andere als gemeine Speisen und Kleidungen zu geben, ihn mit Puppen spielen zu lassen, oder ihm Schmeicheleyen vorzusagen. Man gewöhnte ihn vielmehr an, Hitze, Kälte und Regen zu ertragen, oft mit entblößtem Kopfe und bloßen Füßen auf den Felsen herum zu klettern, und zu jagen. Sein Körper wurde dadurch beyzeiten zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens abgehärtet, die auch nicht leicht auf einen Fürsten in so großer Menge gewartet haben als auf ihn.

Ob er gleich seinen Großvater schon im zweyten Jahre seines Alters verlor; so wurde doch seine Erziehung nach dem angefangenen Entwurfe fortgesezt. Seine Mutter, eine Prinzeßinn von großem Verstande und Muth, führte darüber die vornehmste Aufsicht. Da sein Vater, der jezt König von Navarra, und erster Prinz von Geblüte war, unter der Minderjährigkeit Carls des Neunten, zum Statthalter von Franckreich, neben der Mutter des jungen Königs, war bestellt worden: so brachte er seinen

nen Sohn an den Französischen Hof; er selbst aber kam in der Belagerung von Rouen im Jahr 1562. ums Leben. Die Königinn Johanna kehrte darauf nach Bearn zurück, und ließ ihren Prinzen am Hofe. Er hatte daselbst einen Lehrmeister, la Gaucherie, der nicht unwürdig ist, gekannt zu werden, weil er dem jungen Heinrich nüzliche Wissenschaft und tugendhafte Empfindungen sehr geschickt einzuprägen wußte. Es waren insonderheit kurze und faßliche Sittensprüche, welche er ihm geläufig machte, wie unter andern diesen: „Es ist besser mit Ruhm zu „sterben, als mit Unrecht zu siegen„; ingleichen folgenden aus dem Horaz: „Ein Fürst herrscht zwar „mit großer Macht über seine Völcker und Länder; „aber Gott behält über ihn doch die Oberhand.„ Dergleichen weise Lehren scheinen bey dem jungen Prinzen einen bleibenden Eindruck verursacht zu haben. Man kann sich nicht enthalten, hierbey zu bemercken, daß der Unterricht, der einem heranwachsenden Fürsten ertheilet wird, nicht allein die wichtigste unter allen Arten der Unterweisung, sondern auch die schwerste sey, welche bey dem Lehrer die seltensten Fähigkeiten verlangt.

Nach dem Tode des la Gaucherie, nahm die Königinn Johanna ihren Sohn im Jahr 1566. nach Bearn zurück. Sie hatte sich, nachdem ihr Gemahl gestorben war, öffentlich zur Protestantischen Religion bekannt, und ließ jezt auch ihren Prinzen ebenfals in derselben erziehen. Dazu war ihr Florens Christian, ein berühmter Gelehrter, der ihn zugleich zu den Wissenschaften anführte, behülflich. Heinrich las vor andern Büchern, Plutarchs Lebensbeschreibungen in der Uebersetzung des Amyot, die eben herausgekommen war, sehr fleißig:

und die Jugend wird auch schwerlich ein nüzlicheres Lesen finden können, als das Leben großer und verdienter Männer, wenn es nach diesem Muster beschrieben ist. Er erlangte zugleich in allen ritterlichen und kriegerischen Uebungen, denen sich junge Prinzen und Edelleute damals mit weit mehrerer Anstrengung als jezt, ergeben mußten, eine ungemeine Fertigkeit.

Die bürgerlichen Kriege, welche um diese Zeit in Franckreich geführt wurden, zogen ihn schon in einem Alter von sechszehn Jahren zu Unruhen, Gefahren und Leiden fort, welche seitdem den größten und schönsten Theil seines Lebens erfüllten. Diese Kriege nahmen ihren Vorwand von der Verschiedenheit der Religion her, und wurden durch dieselbe in der That am meisten angefeuert; aber ihr wahrer Grund ist in der Regierungsart und Verfassung des Staats seit dem Tode Heinrichs des II. im Jahr 1559. zu suchen. Unter seinen sehr jungen, zum Theil unmündigen Söhnen und Nachfolgern, bekamen die Herren aus dem Lothringischen Hause Guise die höchste Gewalt in die Hände. Sie hätte mit weit mehrerm Rechte dem Könige von Navarra, unsers Heinrichs Vater, gebühret: allein er war zu schläfrig, als daß er seine Ansprüche hätte behaupten können. Sein jüngerer Bruder hingegen, der Prinz von Conde, empfand das Unrecht, welches seinem Hause wiederfuhr, desto lebhafter, und suchte die Guisen mit Gewalt aus dem Besize der Regierung zu vertreiben. Die Nachstellungen und Feindseeligkeiten, welche darüber begangen wurden, schlugen endlich in einen offenbaren Krieg aus. Conde bekannte sich zur Reformirten Religion: daher traten alle seine Glaubensgenossen, welche bis dahin

vierzig

vierzig Jahre in Franckreich, unter dem Nahmen der Hugonotten, auf das grausamste waren verfolgt worden, auf seine Seite. Der Haß gegen dieselben diente den Herzogen von Guise, die Römischcatholischen wider diese Parthey mit einem wütenden Eifer anzuführen, und aus Händeln, welche ihr Ehrgeiz erregt hatte, Religions-Kriege zu machen. Man lieferte einander Schlachten; in der dritten derselben bey Jarnac, im Jahr 1569. kam der Prinz von Conde ums Leben.

Seine Parthey brauchte nun ein neues Oberhaupt aus diesem Hause. Diese Königinn Johanna bot ihren Sohn Heinrich, welchen man nur den Prinzen von Bearn nannte, dazu an, und man erkannte ihn davor. Er hatte schon gezeigt, daß er zum Feldherrn gebohren sey. Als die Protestanten sich in die Schlacht bey Jarnac einließen, war er zugegen, und glaubte vielmehr, daß sie dieselbe vermeiden müßten, weil ihr Kriegsheer noch zerstreuet war, die Feinde hingegen das ihrige beysammen hatten. Man erkannte nachmals zu späte, daß der funfzehnjährige Prinz den besten Rath gegeben hatte. Was ihm unterdessen an Wissenschaft und Erfahrung im Kriegswesen fehlte, lernte er von dem Admiral von Coligny. Dieser war der größte Feldherr seiner Zeit; zwar unglücklich in Schlachten, aber desto glücklicher und unerschöpflicher in neuen Hülfsmitteln, seinen Verlust wieder zu ersezen. Nach dem Tode des Prinzen von Conde hatte er unter den Protestanten das meiste Ansehen; Heinrich konnte ihn als seinen Vater betrachten, und bildete sich unter seiner Anführung zu einem vollkommenen Befehlshaber; ob er gleich zuweilen schon weiter sah als dieser. Der Admiral lieferte noch im Jahr

1569. die Schlacht bey Montcontour, und wurde wiederum überwunden. Er erlaubte dem Prinzen von Navarra nicht, an derselben Antheil zu nehmen; sondern ließ ihn, um für seine Person Sorge zu tragen, nicht weit davon auf einem Hügel, unter einer Bedeckung einiger tausend Reiter, halten. Heinrich war voll Begierde, die Feinde anzugreifen: es zeigte sich auch eine Gelegenheit, solches mit einem gewissen Erfolge zu thun, indem ihr Vordertreffen bereits in Unordnung gebracht war, und es eben Zeit war, auf das mittlere mit allen Kräften loßzugehen. Allein der Prinz Ludwig von Nassau, Befehlshaber der gedachten Reiterey, hatte einmal seine Befehle wegen derselben empfangen: er hielt ihn also davon zurück. Heinrich rief vergebens: „Wir verlieren unsern Vortheil, und mit demselben „die Schlacht.„ Erst nachdem seine Prophezeyung eingetroffen war, gestand man, daß man ihm freye Hände hätte lassen sollen.

Er begleitete hierauf den Admiral, welcher sein Heer bald wieder verstärckte. Sie giengen sogar durch einen großen Theil von Franckreich den deutschen Hülfsvölckern entgegen, und vereinigten sich mit denselben, nachdem sie einen großen feindlichen Hauffen, der solches verhindern wollte, geschlagen hatten. Bey dieser Gelegenheit legte Heinrich die erste Probe seiner Tapferkeit ab: eine desto merckwürdigere, da er ohne Canonen gegen einen Feind fochte, der damit versehen war, auch im Fall, daß er sich zurückziehen mußte, weit um sich herum keinen Ort zur Zuflucht hatte. Er sezte mit dem Admiral den Krieg in verschiedenen Provinzen sehr muthig und heftig fort, und drang mit seinem Heere bis vor Paris; allein der Friede, welchen der Französische

Hof

Hof im Jahr 1570. mit den Hugonotten eingieng, unterbrach seine Thaten.

Dieser verrätherische Friedensschluß wurde nur zum Verderben Heinrichs und seiner ganzen Parthey errichtet. Der Hof merckte, daß er dieselbe mit offenbarer Gewalt nicht unterdrücken würde: er beschloß also, sie durch eine treulose List zu Grunde zu richten. Carl IX. ein Meister in der abscheulichsten Verstellungskunst, begegnete den Hugonotten, und sonderlich ihrer Stütze, dem Admiral Coligny, seit diesem Frieden, so gütig und gefällig, daß sie beynahe alles Mißtrauen fahren ließen. Er ließ der Königinn von Navarra anbieten, ihrem Sohne seine Schwester Margaretha zur Gemahlinn zu geben: und obgleich diese Vermählung der Königinn, wegen der Verschiedenheit der Religion, nicht gefiel; ob sie gleich befürchtete, man möchte davon Gelegenheit nehmen, ihren Prinzen bey Hofe zu behalten, und ihn, wie es ehemals mit seinem Vater geschehen war, von seiner Religion abzuziehen; so konnte sie doch einen Antrag, der, dem Anscheine nach, ihrem Hause so viele Ehre machte, nicht ausschlagen. Die wahre Absicht des Königs aber, seiner Mutter, Catharina von Medicis, welche seine Gemüthsart gänzlich verdarb, und der Herren von Guise, bey dieser Verbindung, war keine andere, als auf Veranlassung derselben, die Häupter der Protestanten, und einen großen Theil ihres Adels nach Paris zu ziehen, wo man sie mit einem male vertilgen könnte. Die Königinn von Navarra kam zuerst daselbst an. Kaum sahe diese tugendhafte Fürstinn die ausschweifende Ueppigkeit des Hofes, des lasterhaftesten, den es damals in Europa gab, als sie sich entschloß, ihren Sohn gleich, nach seiner Vermählung, in ihr Reich

zurück zu führen. Allein sie starb plözlich, und nicht ohne Vermuthung, daß man ihr Gift beygebracht hätte, weil sie ihr Eifer für die Reformirte Religion dem Hofe sehr verhaßt gemacht hatte, wiewohl sich diese Beschuldigung nicht gehörig erweisen läßt.

Heinrich, ihr Sohn, nahm nunmehro den Titel eines Königs von Navarra an. Er wurde endlich im August des Jahrs 1572, mit der Schwester des Königs vermählet; aber unter lauter unglücklichen Vorbedeutungen. Die Liebe verband sie beyde nicht: der König hatte sogar seine Schwester, welche ihre Neigung auf seinen Bruder, den Herzog von Alencon, geworfen hatte, durch Drohungen genöthigt, seinem Willen zu gehorchen, und das Brautpaar mußte sich unter den Feyerlichkeiten der Trauung selbst, wegen des Unterschieds im Glauben, trennen. Diese Ehe nahm auch zulezt ein trauriges Ende.

Mitten unter den Freudensbezeigungen, welche über dieselbe angestellt wurden, und welche die Hugonotten nur noch sicherer machten, wurde man mit den Anstalten zu ihrem Untergange fertig. Auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke beym Anbruch des Tages am Bartholomäus-Feste, wurden die Protestanten in ihren Betten angegriffen und ermordet; einige tausend zu Paris, und fast zu gleicher Zeit gegen hundert tausend in den Provinzen, wohin der Hof eben solche geheime Befehle geschickt hatte. Man nennet diese entsezliche Schandthat, welche in der Geschichte keiner Zeit und keiner Nation ihres gleichen hat, die Pariser Blut-Hochzeit, oder die Bartholomäus-Nacht. Umsonst ruhten viele Freunde und Bediente des Königs von Navarra, neben ihm, in dem Königlichen Palaste, in völliger Sicherheit.

Sie

Sie wurden alle umgebracht, und verschiedene derselben bis in sein Schlafzimmer verfolgt, wo sie vor seinem Bette sterbend niederfielen. Er selbst befand sich in der äußersten Gefahr eines gleichen Schicksals. Es wäre auch gar nicht befremdlich, wenn in einem Palaste, aus welchem der König von Franckreich selbst, von einem wütenden Religions-Haß angeflammt, auf seine vorbeyflüchtende Protestantische Unterthanen, die sich vor der Grausamkeit ihrer Mitbürger retten wollten, schoß, auch sein Schwager, der, wenn bloß die Anhänglichkeit an seine Religion des Todes würdig macht, eben so strafbar war, als der geringste Hugonotte, ums Leben gekommen wäre.

Man hatte würcklich bey Hofe darüber berathschlagt, ob man den König von Navarra nicht ebenfals mit so vielen seiner Glaubensgenossen aufopfern sollte. Die Unmenschen, welche so viele tausend Unschuldige ermorden ließen, bedachten gleichwohl die persönliche Schande, welche Heinrichs Todt dem Könige von Franckreich zuziehen würde, seine Jugend und Leutseeligkeit: es wurde also beschlossen, ihm sowohl als seinem noch jüngern Vetter, dem Prinzen von Conde, das Leben zu erhalten. Allein das Mitleiden und die Billigkeit, welche man hierinne hätte suchen können, offenbarte sich gleich darauf, als eine versteckte Ungerechtigkeit von einer andern Art. Am Morgen nach dieser blutigen Nacht ließ sie Carl IX. beyde vor sich kommen, zeigte ihnen aus seinem Fenster einen Hauffen von Leichnamen ihrer Glaubensgenossen, und forderte von ihnen, unter den heftigsten Drohungen und Vorwürfen, daß sie sich zu seiner Religion wenden sollten. Die Meße, den Todt, oder die Bastille, sagte der

König

König einige Wochen darauf zu dem Prinzen von Conde, welcher sich zur Veränderung seiner Religion nicht bequemen wollte. Der König von Navarra bezeigte sich biegsamer: er nahm Lehrer an, welche ihn im Glauben der Römischen Kirche unterrichteten; man zwang ihn auch, in einem Schreiben an den Pabst, sich demselben zu unterwerfen, und in sein Land einen Befehl zur Wiederherstellung der Römischcatholischen Religion ergehen zu lassen. Allein, wenn ihm gleich die Lebens-Gefahr alles dieses auspreßte; so blieb doch sein Herz der Protestantischen Religion zugethan, und er hoffte dieses, sobald er wieder frey wäre, zu bekennen. Es war eine seltsame Verblendung, (und sie ist doch allen Verfolgern eigen,) daß man glaubte, ihn durch die Todesfurcht bekehren, und zu bessern Einsichten bringen zu können. Abscheu und Grauen vor einer so blutdürstigen Religion, oder vielmehr vor einer Furie, welche die Gestalt der Religion angenommen hätte, mußte Heinrich empfinden, und ihr auf immer allen Zutritt verschließen.

Doch der Hof blieb nicht ganz im Irrthum wegen dieser vermeinten Glaubensänderung. Um dem Könige von Navarra wenigstens den Schein derselben abzunöthigen, und um zu verhüten, daß die Protestanten ihn nicht zu ihrem Anführer gebrauchen möchten, behielt er ihn zwey Jahre in einer Art von Gefangenschaft, die ein regierender Fürst durchaus nicht hätte erwarten sollen. Heinrich mußte also unter seinen ärgsten Feinden, welche alle seine Schritte beobachteten, und sich gefreuet haben würden, wenn er ihnen Gelegenheit gegeben hätte, ihm zu schaden, mit großer Vorsichtigkeit leben. Dieser Aufenthalt wurde für ihn durch die Reizungen der

Wollüste,

Wollüste, welche an dem Hofe ohne alle Schaam und Maaß regierten, noch gefährlicher. Die Mutter des Königs vermehrte diesen Greuel noch durch den schändlichen Kunstgriff, daß sie die Großen des Hofs durch verführerische Frauenzimmer einzunehmen und auszukundschaften suchte. Heinrich entgieng diesen Lockungen nicht ganz; allein im übrigen wurde er von den Sitten des Hofs im geringsten nicht angesteckt. So schwer diese Probe zu überstehen war: so entscheidend wurde sie für alle Tugenden und Heldenthaten seines künftigen Lebens.

In dieser Gefangenschaft wurde ihm die traurige Nothwendigkeit auferlegt, im Jahr 1573. mit dem Bruder des Königs, dem Herzoge von Anjou, gegen Rochelle zu ziehen, und seine alten Glaubensgenossen, viele seiner Freunde, welche sich nach dem Blutbade des vorigen Jahres in diese Festung geflüchtet hatten, bekriegen zu helfen. Man ließ ihn daselbst nicht aus den Augen, damit er nicht in die Stadt entwischen könnte. Sie wurde nicht erobert, weil sich die Belagerten überaus herzhaft vertheidigten, und weil der Herzog von Anjou zum König von Pohlen gewählt wurde; aber ohngeachtet man darauf den Hugonotten den Frieden bewilligte, mußte Heinrich doch an den Hof zurückkehren.

Um diese Zeit fiel Carl IX. in die tödtliche Kranckheit, welche ihn im Jahr 1574. aus der Welt nahm; eine der allerseltensten, indem ihm das Blut zu allen Theilen des Leibes herausdrang. Bey dem ersten Anblick einer bevorstehenden Veränderung vereinigten sich einige Herren vom hohen Adel beyder Religionen, und selbst der Herzog von Alencon, sein Bruder, die Mutter des Königs und die Herren von Guise, von der Regierung zu entfernen.

Dieser

Dieser Verbindung trat auch der König von Navarra bey, weil er sie als ein Mittel ansah, sich seiner Freyheit wieder zu geben. Allein sie wurde entdeckt, und die beleidigte Königinn ließ ihn seitdem mit Soldaten bewachen. Er sollte sogar von dem Canzler über die gedachte Verschwörung abgehört werden; aber Heinrich vergaß seiner königlichen Würde nicht so sehr, daß er sich dieser Beschimpfung unterworfen hätte. Er zeigte vielmehr der Königinn in einer nachdrücklichen Rede, wie groß die Unordnung in der Staatsverwaltung sey: und diese hatte sie bisher fast allein geführet.

Da endlich Carl IX. sich dem Tode näherte, erkannte er, daß der König von Navarra, dem er am wenigsten sein Vertrauen geschenckt hatte, es durch seine Redlichkeit am ersten verdient hätte. Er unterredete sich noch sehr freundschaftlich mit ihm, und bezeigte ihm seine Reue über die Härte, mit welcher er ihm und den Protestanten begegnet war. Die Königinn Catharina, welche befürchtete, ihr Sohn möchte Heinrichen die Regierung übertragen, suchte diesen in Furcht zu sezen, als wenn unter dem Verlangen des Königs ihn zu sprechen, ein Anschlag wider sein Leben verborgen läge: sie ließ die Leibwache, durch deren Reihen er gehen mußte, dergestalt stellen, daß es schien, sie werde ihn sogleich über den Hauffen stoßen; es fehlte auch wenig, daß er nicht zurückgetreten wäre; aber sein Muth führte ihn diesen verdächtigen Gang hindurch.

Nunmehro kam der Bruder des verstorbenen Königs, der bereits König von Pohlen war, unter dem Nahmen Heinrichs des Dritten, auf den königlichen Thron. Er ließ dem Könige von Navarra die Wache abnehmen; ohne ihn doch völlig in Freyheit

zu

zu sezen. In kurzem aber gewann er ein besonderes Vertrauen zu ihm, nachdem er eine Verschwörung seines Bruders, des Herzogs von Alencon, welcher nach der Crone strebte, entdeckt hätte. Und da er bald darauf einen Ansaz zu einem Ohrgeschwüre bekam, an welchem auch sein Bruder Franz II. und wie man glaubte, durch Gift, gestorben war: so zog er den Herzog in Verdacht, ihm dasselbe beygebracht zu haben. In diesen Gedancken befohl er dem Könige von Navarra, seinen Bruder aus dem Wege zu räumen, weil er eben so wenig vor den Nachstellungen dieses boshaften Prinzen sicher seyn würde.

Aber hier offenbarte sich Heinrichs großmüthige und tugendhafte Seele. Er wäre nach den gemeinen Begriffen berechtiget gewesen, den Herzog von Alencon umzubringen, weil es der König forderte, und jener Prinz den Todt verdient zu haben schien, auch von dem ganzen Hofe gehaßt wurde. Sein eigener Vortheil konnte ihn dazu noch mehr anfrischen: denn wenn diese beyden Brüder ohne männliche Erben, welche sie noch nicht hatten, starben; so war er ihr rechtmäßiger Nachfolger auf dem Französischen Throne. Wenigstens würde es bey vielen andern, die sich in seiner Stelle befunden hätten, Staatsklugheit geheißen haben, wenn er die Feindschaft zwischen den königlichen Brüdern unterhalten, und bis zu Gewaltthätigkeiten gereizt hätte. Ueber alle diese niederträchtige Absichten und Beschönigungen erhaben, besänftigte vielmehr Heinrich den König wider seinen Bruder, und zog sich darüber beynahe den Zorn desselben zu; bis der König die Ungerechtigkeit seines Verdachtes erkannte. Diese einzige Vorstellung hätte ihn bewegen sollen, den König

von

von Navarra zu seinem vornehmsten Rathgeber anzunehmen.

An Statt diesen Vorzug zu erlangen, wurde Heinrich seines Aufenthalts bey Hofe, wo er ohne Freunde, entfernt von seinem Lande, und in einer gezwungenen Uebung der Religion lebte, außerdem verachtet, und von der Mutter des Königs insgeheim bey demselben angeschwärzt wurde, immer überdrüßiger. Er bediente sich also im Jahr 1576 einer Jagd-Lust, um von demselben zu entfliehen. Und darauf bekannte er sich öffentlich wieder zu der Protestantischen Religion, welche er ehemals nur mit dem Munde, und um sein Leben in Sicherheit zu setzen, abgeschworen hatte. Der Herzog von Alençon und der Prinz von Condé hatten sich unterdessen mit den Hugonotten vereinigt, und ein starckes Kriegsheer wider den Hof zusammengebracht. Zu diesem verfügte sich auch der König von Navarra; weniger aus Neigung zum Kriege, als weil es die natürliche Parthey war, welche er ergreiffen mußte. Allein der König von Franckreich schloß mit den Protestanten, deren Macht er fürchtete, einen für sie ungemein vortheilhaften Frieden: und ihre Anführer gewonnen insonderheit dabey, nur Heinrichen ausgenommen, der mit dem blühenden Zustande, in welchen seine Glaubensgenossen jezt gekommen waren, zufrieden, nur darauf bedacht war, der Ruhe zu genießen.

Allein eben dieser Friedensschluß, welcher eine Wohlthat für das Reich zu seyn schien, gab Gelegenheit zu einer fast unheilbaren Spaltung. Der König von Franckreich, Heinrich III. hatte sich eine allgemeine Verachtung zugezogen. Er zeigte eben so viele Schwäche beym Gebrauch gewaltsamer Mittel,

tel, durch welche er die Protestanten unterdrücken wollte, als bey der Bewilligung eines abgenöthigten Friedens. Seine weichliche und unbeschreiblich üppige Lebensart, die Verschwendung, womit er die Einkünfte des Staats zerstreuete, seine Ergebenheit gegen einige Lieblinge, und die schlechten Maaßregeln, durch welche er sich ein Ansehen zu verschaffen suchte, machten die vornehmsten Häuser des Königreichs und den größten Theil der Bürger beherzt, sich wider seinen Willen gegen die Protestanten mit einander zu verbinden. Der Herzog Heinrich von Guise legte dazu den Grund. Unter dem Vorwande, daß die Römischcatholische Religion durch den lezten Frieden, der den Hugonotten so günstig war, in Gefahr gerathen sey, stifteten sie im Jhr 1576. das unglückliche Bündniß, das unter dem Nahmen der Ligue berüchtigt geworden ist. Die Anhänger desselben wollten den König nöthigen, die Rechte und Freyheiten, welche er den Hugonotten ertheilt hatte, zu widerrufen, und den Krieg wider dieselben mit den äußersten Kräften zu erneuern. Sie machten selbst den Anfang dazu, indem sie denselben alles, was ihnen zugestanden worden war, versagten, sie verfolgten und beschimpften. In dieser Verwirrung wählte der König von Franckreich ein Mittel, welches sie noch verschlimmerte. Um diese furchtbare Parthey, welche bald die heilige Ligue genannt wurde, weil sie der Pabst bestätigte, unter sein oberstes Ansehen zu ziehen, erklärte er sich zum Haupte derselben; allein sie wurde dadurch nur verwegener, und bekriegte die Protestanten im Nahmen des Königs, ohne daß er es befohl, oder verwehren konnte. Sie nöthigte ihn endlich auf der Versammlung der Stände zu Blois, welche gegen das Ende des Jahrs 1576. ihren Anfang nahm, den Entschluß zu fassen, daß die

Reformirte Religion im ganzen Reiche verboten und aufgehoben werden sollte.

Der König von Navarra — doch ich hätte den weit liebenswürdigern und berühmtern Nahmen Heinrich niemals mit dem königlichen vertauschen sollen — Heinrich, sage ich, wurde durch einige Abgeordnete dieser Versammlung eingeladen, sich bey derselben einzufinden, zu dem Verbote der Protestantischen Religion seine Einwilligung zu geben, und sie selbst zu verlassen. Man war versichert, daß er nichts von diesem allem thun würde; allein dieser Antrag sollte auch nur ein Fallstrick seyn, den man ihm legte: wenn er denselben ausschlüge, so glaubte man ein scheinbares Recht zum Kriege wider ihn zu haben. Er antwortete darauf mit vieler Mäßigung, daß er die Religion, in welcher er erzogen worden, vor die beste halte; daß man ihn durch nichts weniger als durch den Krieg, eines andern überzeugen würde, und daß er seine Parthey zu einer Zeit, da man den mit ihr geschlossenen Frieden übertrete, nicht mit Sicherheit verlassen könne. Unterdessen willigte er doch in einige Einschränckungen des gedachten Friedensschlusses. Auch nachdem der König, von den Anhängern der Ligue genöthigt, Feindseeligkeiten gegen die Hugonotten angefangen hatte, bot er doch zu dem neuen Frieden, der im Jahr 1577. mit ihnen errichtet wurde, sogleich die Hände.

Diesen Frieden hatte eigentlich die Mutter des Königs gestiftet: denn er gehörte zu dem Entwurfe, welchem sie beständig folgte, weder die Römischcatholische noch die Protestantische Parthey zu mächtig werden zu lassen, damit ihre Gewalt desto weniger einen Stoß leiden möchte. Sie that hierauf eine

Reise

Reise nach Guienne, unter dem Vorwande, den Frieden daselbst vollstrecken zu lassen, und Heinrichen seine Gemahlinn, die bey Hofe zurück geblieben war, zuzuführen. In der That aber wollte sie versuchen, ob sie ihn zu ihrer Parthey und nach Hof bringen, oder wenigstens zwischen ihm und den übrigen Oberhäuptern der Hugonotten Uneinigkeit anrichten könnte. Die beyden Eheleute kamen sehr kaltsinnig wieder zusammen. Die Königinn Margaretha war an die Lustbarkeiten des Hofs und an beständige Liebeshändel gewohnt: daher verlangte sie nicht zu ihrem Gemahl, und wurde von ihm auch nicht begehret. Unterdessen bediente er sich doch ihrer zu seinem Vortheil. Die verwittwete Königinn suchte ihn durch ihre Hoffräulein zu berücken; allein Margaretha betrog sie auf einer Seite, auf welcher sie es gar nicht vermuthete: sie nahm ihren vornehmsten Staatsbedienten, den Pibrac, welcher sonst wegen seiner Klugheit in großem Ruf stand, durch ihre Reizungen dergestalt ein, daß er den Hugonotten weit günstigere Bedingungen gestattete, als die königliche Mutter willens gewesen war.

Ohngeachtet aller dieser Unterhandlungen und Vergleiche, mußte Heinrich endlich doch zu den Waffen greifen, um nicht unversehens überfallen zu werden. Die Gegenparthey band sich an den Frieden nicht, und nahm den Protestanten verschiedene Städte ab. Diese fiengen also ebenfals an, sich anderer zu bemächtigen. Heinrichs erste Unternehmung im Jahr 1580, die ihm ungemein viele Ehre brachte, und beynahe in die Reihe der unglaublichen Thaten gesezt werden kann, war die Eroberung der Stadt Cahors in Guienne, von welcher Landschaft er Statthalter war. Diese große Stadt hatte auf-

ser einer festen Lage, einen tapfern Befehlshaber, eine Besazung von zwey tausend Mann, und eifrige Römischcatholische Einwohner, welche die Waffen nicht aus den Händen legten. Heinrich griff sie mit einem geringern Hauffen Soldaten an; er sprengte zwar die Thore auf; allein er mußte sowohl gegen die Besazung, als gegen die Bürger, welche ihn aus den Häusern anfielen, fechten; jede Straße mit der äußersten Gewalt einnehmen, und unser diesen Gefahren fünf Tage und eben so viele Nächte beynahe unaufhörlich zubringen; so daß er während dieser Zeit nebst seinen Soldaten, die er immerfort anführte, kaum einige Stunden zur Nahrung oder zur Ruhe anwenden konnte. Es wurde noch gar an keine Uebergabe gedacht; es näherte sich der Stadt ein Entsaz, und Heinrichs ermüdete Soldaten schienen es gegen die überlegene Anzahl der Feinde nicht länger aushalten zu können. Seine Befehlshaber baten ihn daher, sich zurück zu ziehen; allein er antwortete ihnen: „Es ist einmal dort oben ge„schrieben, was bey dieser Gelegenheit aus mir wer„den soll. Bedenckt, daß mein Rückzug aus dieser „Stadt, ohne sie unserer Parthey unterworfen zu „haben, auch der Auszug meines Lebens aus mei„nem Cörper seyn würde. Es liegt meiner Ehre gar „zu viel daran, anders zu handeln; man rede mir „also von nichts mehr vor, als vom Fechten, Ueber„winden oder Sterben.„ Eine kleine Anzahl Hülfsvölcker, welche ihm zugeführt wurden, sezte ihn endlich in den Stand, sich von der Stadt Meister zu machen, und den zu gleicher Zeit anrückenden Entsaz zurück zu schlagen. Diese Eroberung war an sich keine der wichtigsten; aber Heinrich erwarb sich durch den ungemeinen Muth und die Standhaftigkeit, welche er dabey bewies, in ganz Franckreich,

und

und sonderlich bey den Protestanten, das größte Ansehen: man sahe ihn als einen tapfern und glücklichen Anführer, und eben um sein erstes Unternehmen glänzend zu machen, hatte er von demselben nicht abstehen wollen.

Er konnte jedoch keinen Vortheil davon ziehen, weil sein Heer sehr schwach war, und auch durch die Trennung des Prinzen von Conde, welcher sich von den übrigen Protestanten unabhängig machen wollte, war verringert worden. Der König von Franckreich hätte ihn so gar völlig unterdrücken können, wenn er den Krieg mit mehrerer Lebhaftigkeit hätte führen lassen. Er schloß aber vielmehr einen neuen Frieden mit ihm, welchen sein Bruder, der nunmehro der Herzog von Anjou hieß, vermittelte: denn dieser hoffte hierauf, bey seinem Bestreben nach der Oberherrschaft der Niederlande, welches die Königinn Margaretha durch eine eigene Reise in dieselben zu befördern gesucht hatte, von beyden Theilen unterstüzt zu werden. Heinrich wies damals auch die Anbietungen des Königs von Spanien ab, welcher durch ihn die innerlichen Unruhen in Franckreich fortgesezt sehen wollte: er zernichtete überdieß die Absichten des Prinzen von Conde, und der König von Franckreich erkannte von dieser Zeit an seine Redlichkeit, ohne ihm doch sein Vertrauen zu schencken.

Seit diesem Frieden des Jahrs 1581. folgte für Heinrichen eine Ruhe von einigen Jahren. Sie war seinen grossen Gaben nicht zuträglich, indem sie ihn zu einem gemächlichen und wollüstigen Leben zu reizen anfieng. Er hat nachmals gestanden, er sey seinen Feinden vielen Danck schuldig, daß sie ihn aus der Trägheit seines Aufenthalts in Guienne durch

harte Anfälle gezogen hätten, weil er sonst untüchtig geworden wäre, die Crone zu behaupten. Unterdessen vergaß er doch seine Angelegenheiten nicht gänzlich: er bemerckte das Wachsthum der Ligue, welche sich immer mehr zum Schaden des Königs von Franckreich und der Protestanten auszubreiten suchte. Er schickte daher seinen Vertrauten, den Baron von Rosny, der nachher als Herzog von Sülly so berühmt geworden ist, und bereits zu Cahors mit ihm gefochten hatte, nach Hofe, um ihm von allem, was daselbst vorfiel, Nachricht zu geben.

Der Todt des Herzogs von Anjou im Jahr 1584. ermunterte ihn am meisten. Er wurde dadurch der nächste Cron-Erbe von Franckreich; allein die Ligue bereitete sich sogleich, ihm dieses Recht unter dem Vorwande, daß er der Ketzerey zugethan wäre, streitig zu machen. Sie beredete seines Vaters Bruder, den Cardinal von Bourbon, den Titel des ersten Prinzen von Geblüte anzunehmen, und machte ihm Hoffnung zur Thronfolge; obgleich ihre Anführer sie im Grunde sich selbst zu versichern suchten. Der König von Franckreich schien jezt aus seiner Schlafsucht zu erwachen: er ermahnte seinen Schwager, um die Absichten der Ligue zu hintertreiben, sich zur Römischcatholischen Religion zu bekennen, und an seinen Hof zu kommen. Allein Heinrich erklärte sich, daß er seinen Glauben nicht eher verlassen würde, als bis man ihn eines Irrthums überzeugt hätte; er könnte sich an den Hof nicht verfügen, wo man ihm so übel begegnet wäre, und wo seine Feinde so viele Macht in den Händen hätten; er werde sich aber auch der Waffen niemals, als im höchsten Nothfalle, zu seiner Vertheidigung bedienen. Diese Unterhandlungen konnten weiter nicht

fort-

fortgesezt werden: denn an Statt, daß der König von Franckreich die noch schwache Ligue gedämpft hatte, gerieth er vor derselben dergestalt in Furcht, daß er seine Mutter mit ihr im Jahr 1585. einen Vergleich eingehen ließ, durch welchen alle bisherige Freyheiten der Protestanten aufgehoben, und ihre Religion aus dem Reiche verbannt wurde. Heinrich vertheidigte sich nicht nur durch die Schriften gegen die Ligue; sondern er that auch den großmüthigen Vorschlag, daß er sich, um einen Krieg zu verhüten, mit ihrem Oberhaupte, dem Herzoge von Guise, in einen Zweykampf einlassen wollte, und daß noch mehrere von beyden Theilen diesen großen Handel auf gleiche Art mit einander ausmachen könnten. Der Herzog hingegen blieb immer bey seinem Vorwande, er habe über nichts mit dem Könige von Navarra zu streiten, sondern nur die Sache der catholischen Religion zu führen.

Zu eben dieser Zeit gab der Pabst Sixtus V. eine Bulle wider Heinrichen und den Prinzen von Conde heraus, in welcher er sie als Ketzer mit Bannflüchen belegte, sie und ihre Nachkommen aller ihrer Länder und Würden beraubte, insonderheit aber sie vor unfähig erklärte, den Französischen Thron zu besteigen, und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue gegen sie losſprach. Die Ligue hatte diese Bulle verlangt, und der herrschende Religionshaß gab einem so abscheulichen Mißbrauche des geistlichen Ansehens nur zu viele Stärcke. Doch Heinrich wehrte sich dagegen mit aller Unerschrockenheit. Zuerst stellte er dem Könige von Franckreich vor, daß diese Verwegenheit des Römischen Bischofs, die Thronfolge zu entscheiden, ihn selbst noch mehr beleidigte, und endlich bis zur Absezung des Königs fortschreiten

 ten

ten könnte. Zu Rom aber ließ er an vielen öffentlichen Orten eine Schrift anschlagen, in welcher er, nebst dem Prinzen von Conde, sich von dem Urtheil des Pabstes auf den Ausspruch der Pairs von Franckreich berief; alle die ihnen eine Ketzerey Schuld gäben, Lügner nannte; sich vorbehielt, auf einer allgemeinen Kirchenversammlung das Gegentheil zu erweisen, und den Pabst sowohl als seine Nachfolger mit ihrer Rache bedrohte. Sixtus, der eine ausnehmende Klugheit besaß, aber in dieser Angelegenheit nach den Grundsäzen der päbstlichen Würde hatte handeln müssen, bewunderte den muthigen Schritt, den Heinrich vor seinen Augen gethan hatte, und sagte nachmals öfters, dieser Fürst und die Königinn von England, Elisabeth, wären die einzigen christlichen Regenten, denen er seine größten Entwürfe offenbaren würde, wenn sie nicht Ketzer wären.

Unterdessen nöthigte die Ligue den König von Franckreich, seinen Schwager, der unter allen Grossen des Reichs ihm am aufrichtigsten ergeben war, dem er aber vergebens einen neuen Antrag von der oben beschriebenen Art hatte thun lassen, zu bekriegen. Heinrich verstärckte sich, selbst durch den Beytritt vieler Catholischen von Adel, und bewarb sich auch um deutsche Kriegsvölcker. Er vertheidigte sich in den Jahren 1585. und 1586. gegen die Uebermacht der königlichen Heere glücklich; ja, da er bereits von dem Herzoge von Mayenne auf allen Seiten eingeschloßen war, entgieng er ihm doch wider alles Vermuthen.

Es folgte ein neuer Waffenstillstand, den die königliche Mutter auswürckte, deren Sohn zwar den Krieg getilgt wissen wollte, aber selbst unvermögend war,

war, solches zu bewerckstelligen. Sie unterredete sich darüber mit Heinrichen auf dem Schloße St. Brix. Einige von seinem Gefolge versuchten es, die Römischcatholischen während des Stillstandes zu Feindseeligkeiten aufzubringen: dadurch würde Heinrich berechtigt geworden seyn, die Königinn in Verhaft nehmen lassen; er verbot aber den seinigen diese Räncke, sobald er von denselben hörte. Bey der Unterredung selbst war er überaus wohl auf seiner Hut. Die Königinn fragte ihn, was er haben wollte? „Madame, antwortete er, und sahe die „Hoffräulein an, welche sie zu bekannten Absichten „mitgebracht hatte, es giebt hier nichts, was ich haben wollte.„ Sie suchte weiter, ihn von seiner Parthey abzuziehen, und bot ihm daher vieles für seine Person allein an; er beharrte aber immer darauf, daß er alles mit seinen Freunden überlegen müßte. Als sie endlich fragte, ob alle ihre Mühe vergeblich seyn sollte, da sie doch nichts so sehr als die Ruhe wünschte, sagte er zu ihr, immer in einerley lebhaftem und aufrichtigem Tone: „ Madame, „daran bin ich nicht Schuld; ich bin es nicht, der „Sie hindert, ruhig in Ihrem Bette zu liegen; Sie „sind es, die mich hindern in dem meinigen zu schlafen. Die viele Mühe, die Sie sich geben, gefällt „Ihnen und nähret sie: die Ruhe ist die größte „Feindinn Ihres Lebens.„ Der Herzog von Nevers stellte ihm ebenfals vor, es würde ihm weit mehr Ehre bringen, sich bey dem Könige aufzuhalten, als unter Leuten, über welche er kein Ansehen hätte, und wenn es ihm zu Rochelle an Gelde fehlen sollte, dürfte er daselbst nicht die geringste Auflage machen. „Mein Herr, antwortete ihm Heinrich etwas trozig, „ich thue zu Rochelle alles was ich will, weil ich nichts „daselbst will als was ich soll.„

Diese Unterredung brachte keinen Nutzen hervor, und man sahe desto deutlicher, daß sie von der Königinn nicht aus Liebe zum Frieden angestellt worden sey, weil sie zu gleicher Zeit ihren Sohn von den Unterhandlungen, in welchen er bereits mit Heinrichen begriffen war, wieder abgezogen hatte. Sie vermehrte seine Furcht vor der Ligue, welche von dieser Verbindung eine neue Gelegenheit genommen haben würde, ihn als einen Freund der Ketzer vorzustellen. Er schickte daher den Herzog von Joyeuse mit einem Kriegsheere nach Guienne wider ihn, und schmeichelte sich, daß wenn Heinrich von demselben würde überwunden seyn, auch die Ligue sich ihm unterwerfen werde. Heinrich war in der That nicht im Stande, ins Feld zu rücken, sondern mußte sich begnügen, die Städte zu besezen. Allein da Joyeuse eine Reise nach Hof thun mußte, verstärkte er sich unterdessen, und schlug einen Theil des königlichen Heeres. Joyeuse kam mit einem neuen Zuwachs von Kriegsvölckern zurück: sogleich entschloß er sich die Hugonotten anzugreifen. Auf der andern Seite befand sich Heinrich in einiger Verlegenheit: denn, wenn er die Schlacht verlor, so war seine Parthey fast gänzlich zu Grunde gerichtet; wenn er aber länger wartete, bis der Marschall von Matignon, der schon in der Nähe war, mit seinem Heere zu den Feinden stieß, so lief er Gefahr, völlig eingeschlossen zu werden. Sein Muth und die Streitbegierde der seinigen gaben ihm ein, die Schlacht zu wagen.

Die beyden Heere trafen im October des Jahrs 1587. bey Coutras, einem Flecken in Guienne, zwischen Bourdeaux und Perigueux, auf einander. Das Königliche war gleichsam mit Gold und Silber bedeckt, indem es die prächtigsten Rüstungen führte;

es

es war etwas stärcker als das Hugonottische, und hatte sonderlich eine weit bessere Reiterey. Heinrichs Heer hingegen war nur auf Stärcke und Dauer eingerichtet: es bestand meistentheils aus alten versuchten Soldaten, tapfern und zu allen Beschwerlichkeiten abgehärteten Anführern, und war an eine strenge Kriegszucht gewöhnt; es hatte außerdem einen klugen und sehr angesehenen Fürsten zum Oberhaupte: lauter Eigenschaften, die dem königlichen Heere fehlten. Joyeuse besaß nichts als Hitze und Uebereilung: er hielt sich des Siegs so gewiß, daß er schon eine Zeitlang vorher sich von dem Pabste die Erlaubniß ausgebeten hatte, Heinrichs Erbländer einzuziehen. Dieser sein Gegner aber stüzte sich auf ein weit gegründeteres Vertrauen. Er munterte sein Heer durch eine kurze Anrede auf, nahm Gott zum Zeugen, daß er nicht wider den König, sondern für die Religion, und für seine Rechte streite, und sagte darauf zu dem Prinzen von Conde und dem Grafen von Soißons: „Ihnen will ich weiter „nichts sagen, als daß Sie aus dem Hause Bourbon „sind, und so wahr Gott lebt, ich will Ihnen zeigen, „daß ich der älteste darunter bin.„ Das Heer war darauf im Begriff, sein Gebet zu verrichten, als einer von den Predigern ihm ein Vergehen gegen die Keuschheit eines jungen Frauenzimmers zu Gemüthe führte, welches den Reformirten zu Rochelle eine große Aergerniß gegeben hatte, und ihn ermahnte, Gott deswegen öffentlich um Verzeihung zu bitten, wenn er anders hoffen wollte, seine Waffen geseegnet zu sehen. Heinrich that dieses würcklich, indem er knieend sein Gebet ablegte, und der beleidigten Familie Genugthuung zu leisten versprach. Diese Demüthigung mag unserm Zeitalter klein und unanständig, zumal bey einem Fürsten, vorkommen; allein

lein das Niederträchtige steckt nicht in einer solchen öffentlichen Büßung, sondern in der Entehrung eines tugendhaften Frauenzimmers, davon die Folgen desto unglücklicher sind, je weniger derjenige, der sie begangen hat, gezwungen werden kann, sich um dieselben zu bekümmern.

Heinrich gewann die Schlacht bey Coutras durch die innere Stärcke und gute Anordnung seines Heeres, vornemlich aber durch seine eigene Tapferkeit, welche allen zum Beyspiel diente. Um desto kenntlicher zu bleiben, hatte er einen weissen Federbusch auf seinen Helm gesteckt: und da sich einige vor ihn stellten, um ihn zu bedecken, rief er ihnen zu: „Auf die Seite, ich bitte euch; verdeckt mich nicht; „ich will mich zeigen.„ Er machte selbst Gefangene, und faßte unter andern einen feindlichen Kriegsbedienten mit den Worten an: „Ergieb dich, Philister.„ Sein Sieg war vollkommen: das ganze königliche Fußvolck wurde niedergehauen; der Herzog von Joyeuse kam selbst, nebst den meisten Anführern, ums Leben, und es rettete sich nur einige Reiterey von diesem Heere. Doch der Sieg war an sich nicht das schönste, dessen sich Heinrich rühmen konnte; es war die Großmuth, Mäßigung und Menschenliebe, welche er auch nach demselben beybehielt. So ungerecht ihm die Parthey, welche er überwunden hatte, begegnet war, so wenig bezeigte er sich nun hart und übermüthig gegen dieselbe. Er schickte fast alle Kriegsgefangene ohne Lösegeld zurück, gab einigen darunter Geschencke, vielen ihre Fahnen und ihr Geräthe wieder, und trug für die Verwundeten große Sorgfalt. An die Reformirten Gemeinen schrieb er gleich darauf, daß er nach einem so großen Vortheil, doch immer nur diejenigen

Friedens-

Friedensbedingungen verlangte, welche er ehemals begehrt hatte. Er meinte auch dieses sehr ernstlich: denn er schickte schon den Tag nach der Schlacht einen Abgeordneten an den König von Franckreich, und erklärte sich zum Frieden willig. Ein solcher Mann mußte endlich die Herzen eben so wohl besiegen, als die Kriegsheere.

Es kam nunmehro darauf an, wie Heinrich seinen Sieg nützen sollte: und dieses schien gar nicht streitig zu seyn. Da ihm ein beträchtliches Heer von Deutschen und Schweitzern zu Hülfe zog, und schon in Franckreich eingedrungen war: so mußte er demselben entgegen gehen, um sich mit ihm vereinigen zu können. Aber an Statt daß dieses geschehen wäre, zerstreuete sich sein Heer in kurzem; er selbst gieng mit einer Anzahl Reiter bis nach Bearn zurück. Ueber diese Aufführung, welche seinen Sieg gänzlich unnüz machte, hat man nicht auf einerley Art geurtheilt. Es ist jedoch gewiß, daß ein großer Theil des Adels, welcher unter Heinrichs Heere diente, sich auf einige Wochen von ihm getrennt habe, um seine häusliche Angelegenheiten zu besorgen, und daß er ohnedieß kaum im Stande gewesen sey, so weit vorzurücken, als es die Stellung seiner Hülfsvölcker erforderte. Man erzählt auch, daß Heinrich zu seiner eilfertigen Reise nach Bearn durch die Begierde bewogen worden sey, seine Geliebte, die Gräfinn von Guiche, welche sich daselbst befand, zu sehen, und ihr die erorberten Fahnen vorzulegen. Dieser Umstand ist nicht unwahrscheinlich: er brauchte bey dieser Rückkehr die Vermählung des Grafen von Soißons mit seiner Schwester zum Vorwande, welche er nachmals hintertrieb, da er erfuhr, daß dieser Graf dadurch nur in seine

Rechte

Rechte treten wollte, welche er, wie derselbe glaubte, als ein Protestant doch nicht lange würde behaupten können. Heinrich beschloß jedoch, gleich nach der Wiederversammlung seines kleinen Heeres, den Deutschen entgegen zu ziehen. Unterdessen schickte er den Baron von Rosrey ab, um dem Prinzen von Conty aufzutragen, daß er sich zu denselben begeben, und sie anführen möchte. Allein Rosrey erfuhr unterwegens, daß der König von Franckreich und der Herzog von Guise dieses fremde Heer bereits sehr in die Enge getrieben hatten: und bald darauf gieng es würcklich, nach einem geschlossenen Vergleiche, nach Deutschland zurück. Alle diese Nachrichten waren hier nöthig, um der Beschuldigung vorzubeugen, als wenn Heinrich zu Coutras zwar zu siegen, aber sich seines Sieges nicht zu bedienen gewußt habe. Er verlor im folgenden Jahr seinen Vetter, den Prinzen von Conde, und betrübte sich ungemein darüber. Die Reformirten bedauerten seinen Verlust eben so sehr, weil sie glaubten, daß er ihrer Religion noch eifriger, als Heinrich selbst, zugethan sey.

Der König von Franckreich wurde endlich von der Ligue aufs äußerste gebracht; genöthigt aus Paris zu flüchten, und stand schon in Gefahr, die Crone zu verlieren. Er ließ vergebens den Herzog und den Cardinal von Guise, als seine beyden schlimmsten Feinde, umbringen; eben seit dieser That überschritt die Wuth der Ligue gegen ihn alle Schrancken. Man hatte Heinrichen öfters den Antrag gethan, den Herzog von Guise, der ihn am meisten haßte und verfolgte, zu ermorden; er hatte aber immer diese Art der Rache mit Abscheu von sich gewiesen. Jezt empfand er auch das große Vergnügen, daß

daß sich der König von Franckreich doch zulezt noch an ihn, als an den einzigen Beschützer und Freund, der ihm übrig geblieben war, als an einen edelmüthigen Fürsten wandte, der so viele von ihm empfangene Beleidigungen vergessen konnte. Die beyden Könige vereinigten sich im Jahr 1589. unter der Bedingung, daß Heinrich dem Könige mit seinen Völckern beystehen, dafür mit den seinigen die freye Ausübung der Protestantischen Religion genießen, und Saumür als einen festen Platz an der Loire besezen sollte: und doch wurde der Stillstand zwischen ihnen beyden nur auf Ein Jahr gesezt. Heinrich begab sich nicht ohne Mißtrauen zum Könige: die Pariser Bluthochzeit und der so oft gebrochene Friede, schwebten ihm immer noch vor den Augen: seine Freunde widerriethen ihm auch diesen Schritt; allein er verließ sich auf die Wichtigkeit des Dienstes, den er dem Könige zu leisten in Bereitschaft war, und auf das natürlich gute Gemüth des Königs, dessen Mutter auch damals gestorben war, und noch vor ihrem Tode, aber viel zu spät, ihrem Sohne die Freundschaft mit dem Könige von Navarra, und die Gewissens-Freyheit für die Reformirten, empfolen hatte. Bey der ersten Unterredung, welche Heinrich mit dem Könige von Franckreich zu Tours hielt, begleiteten ihn viele der seinigen; aber, um sein offenes Zutrauen zu bezeigen, besuchte er denselben, Tages darauf, nur mit einem einzigen Edelknaben.

Heinrich eilte darauf weg, um seine Kriegsvölcker herbey zu ziehen: hätte er solches langsamer gethan, so würde der König von Franckreich doch verloren gewesen seyn. Der Herzog von Mayenne, welcher jezt das Oberhaupt der Ligue war, machte einen Entwurf, den König in Tours gefangen zu nehmen;

nehmen; es würde ihm auch derselbe gelungen seyn, wenn Heinrichs Heer nicht zur Hülfe in der Nähe gewesen wäre. Die Vereinigung der beyden Könige hatte bald die glücklichsten Folgen. In verschiedenen, sonderlich mittäglichen Provinzen des Reichs, fieng, sobald sich nur das Gerüchte ausbreitete, daß an derselben gearbeitet werde, die Erbitterung zwischen beyden Religionsverwandten an, nachzulassen, und sie legten daselbst die Waffen nieder. Allein die Ligue hatte in dem ganzen Königreiche eine Menge Städte inne; Paris war ihr Sitz, wo diese aufrührische Parthey bereits einen unabhängigen Staat errichtet, und den König der Crone verlustig erklärt hatte. Gegen diese Hauptstadt brachen beyde Könige mit einem ansehnlichen Kriegsheere auf. Sie bemächtigten sich in kurzem aller um Paris gelegenen Plätze. Bey diesen Eroberungen wurde der König von Franckreich durch seinen neuen Bundsgenossen ungemein verdunckelt. Die Städte, welche sich durch einen Vergleich ergaben, verlangten zur Versicherung desselben nur Heinrichs Wort: sie traueten demselben mehr als allem schriftlichen Versprechen ihres eigenen Königs. Denn dieser hatte oft wider Treue und Glauben gehandelt, ja selbst seine Eydschwüre gebrochen; Heinrich hingegen hatte sein gegebenes Wort allemal, selbst mit seinem Schaden, gehalten. Er erwarb sich auch damals bey dem königlichen Heere viele Liebe und Hochachtung, indem er bey allen Unternehmungen selbst zugegen war, sich leutseelig und wohlthätig gegen die Soldaten bezeigte, und, wenn er an dem königlichen Lager Fehler bemerckte, sie mit so vieler Behutsamkeit anzeigte, daß man ihm Danck dafür sagen mußte.

Er sprach auch dem Könige von Franckreich auf diesem Anzuge nach Paris Muth zu, da ihn derselbe wegen eines päbstlichen Befehls, der ihm damals zu Gesichte kam, sincken lassen wollte. Der Pabst hatte ihm durch denselben auferlegt, ein paar Prälaten, die er, weil sie die Empörung beförderten, gefangen hielt, in einer bestimmten Zeit loß zu lassen, und bedrohte ihn, wenn er nicht gehorchte, mit dem Kirchenbanne. Man konnte den König, welcher lasterhaft und schwach, mithin zu einer abergläubischen Furcht vor andern geneigt war, von seiner Bestürzung über diesen ungereimten Befehl nicht zurück bringen; aber Heinrich that es mit wenigen Worten. „Gnädiger Herr, sagte er — diese Anrede „schickte sich für ihn, ob er gleich König von Navar„ra war; denn er war doch zugleich ein Vasall der „Französischen Könige — Lassen Sie uns nur siegen, „so werden wir auch die Absolution bekommen; „werden wir aber überwunden, so wird man uns in „den Bann thun, die Strafe vergrößern, und den „Bann immer wiederholen.„

Die beyden Könige lagerten sich nunmehro vor Paris. Mit einem Heere von mehr als dreyßig tausend Mann, meistentheils alter Soldaten, bey welchem sich Heinrich befand, konnten sie hoffen, diese Hauptstadt nächstens einzunehmen: denn die zahlreiche Besazung, welche sich darinne befand, war nur aus Neugeworbenen zusammengesezt, und mußte den Mangel an Lebensmitteln, den man daselbst zu befürchten hatte, bald vermehren. Allein die Ligue rettete sich durch den Dominicaner-Mönch, Jacob Clement, welcher den König von Franckreich am 1 August des Jahrs 1589. zu St. Cloud ermordete. Heinrich war in seinen lezten Stunden bey

ihm gegenwärtig; der König umarmte ihn, nannte ihn seinen guten Bruder und rechtmäßigen Nachfolger, empfol ihm das Reich, und ermahnte die anwesenden Herren, ihn vor ihren König zu erkennen. Nach seinem Tode also gieng die Französische Crone aus dem Hause Valois in die Familie von Bourbon über.

Aber ohngeachtet dieses unstreitigen Rechtes, wußte Heinrich noch nicht, wie bald er in der That König über Franckreich seyn würde. Es schien zwar, daß der Todt seines Vorgängers sich eben am rechten Orte und zur rechten Zeit für ihn zugetragen habe. Denn wäre er nicht in Gesellschaft desselben bis vor Paris gekommen, so würde es ihm unglaublich viele Mühe gekostet haben, aus Guienne oder Bearn so weit vorzudringen: und niemand hätte ihn auch so leicht zur Crone gerufen, wenn er nicht zugegen gewesen wäre, da sie erledigt wurde. Außerdem hat man auch geurtheilt, daß es sein Vortheil nicht würde gewesen seyn, länger an dem Hofe des Königs von Franckreich zu bleiben, weil dieser Herr nicht nur sehr unbeständig war, sondern auch bereits angefangen hatte, ihm einige seiner getreuen Diener abspenstig zu machen, und ihn zulezt unter seine willkührliche Gewalt würde gezogen haben. Auf der andern Seite hatte Heinrich ungemein große Schwierigkeiten zu überwinden, wenn er den Französischen Thron behaupten wollte. Die furchtbare Ligue suchte ihn, weil er ein Ketzer wäre, mit allen Kräften von demselben zu entfernen. Ihm selbst fehlte es an Gelde und hinlänglichen Kriegsvölckern. Bey dem Heere aber konnte er sich außer dem Reformirten Adel, nur auf wenige Anführer verlassen.

Einige Catholische Herren unterwarfen sich ihm ohne alle Bedingungen. Der Marschall von Biron, der größte Feldherr in Franckreich nach dem Könige, leistete ihm dadurch einen wichtigen Dienst, daß er den Schweitzern, die sich bey dem Heere befanden, den Eid der Treue abnahm. Er ließ sich zwar mercken, daß er die Grafschaft Perigord eigenthümlich zu besitzen wünschte; aber Heinrich, welcher voraus sah, daß dieses Begehren mehrere von gleicher Art nach sich ziehen würde, ließ dem Marschall, ob er ihn gleich schonen mußte, so nachdrückliche Vorstellungen darüber thun, daß er nicht nur von seinem Verlangen abstand; sondern sich auch erklärte, es niemals geschehen zu lassen, daß ein Stück vom Reiche abgerissen würde. Die übrigen Befehlshaber und vornehmen Herren wollten ihre Treue von dem Könige theuer erkaufen lassen, oder waren ihm aus besondern Ursachen abgeneigt; allen aber mußte die Religion zum Vorwande dienen. Der König unterzeichnete endlich gewisse Bedingungen, welche sie von ihm forderten, und welche hauptsächlich die Erhaltung der Römischcatholischen Religion im Range der herrschenden, und die Berufung einer Kirchenversammlung, deren Schlüßen er gehorchen wollte, betrafen. Allein der Herzog von Epernon, ein Liebling des vorigen Königs, der reich und mächtig geworden war, sich viele Feinde gemacht hatte, und von Heinrichen wenig geliebt wurde, verließ ihn gleichwohl mit mehr als siebentausend Mann, die er aus seinen Statthalterschaften herbeygeführt hatte: und seinem Beyspiele folgten andere Herren nach.

Der König mußte es geschehen lassen, daß sich ein großer Theil dieses schönen Heeres, welches ihn in kurzer Zeit auf dem Throne hätte befestigen kön-

nen, zerstreuete. Er wandte keine Bitten an, um die Mißvergnügten bey sich zu behalten; vielmehr bezeigte er eine würdige Standhaftigkeit. Ueberzeugt von der Wahrheit der Reformirten Religion, konnte er sich desto weniger entschließen, sie zu verlassen; obgleich dieses das einzige Mittel zu seyn schien, wodurch er alle Gemüther hätte gewinnen können. Er sahe aber auch deutlich, daß diejenigen unter den Römischcatholischen, welche die Religion gegen ihn stets im Munde führten, ihm darum nicht ergebener seyn würden, wenn er zu der ihrigen getreten wäre. Unterdessen war sein Zustand einige Jahre hindurch desto beschwerlicher. Die Römischcatholischen hörten nicht auf ihn zu ermahnen, daß er sich, nach ihrem Ausdrucke, bekehren möchte: und er durfte ihnen die Hoffnung dazu nicht ganz benehmen. Seine Glaubensgenossen wurden darüber mißtrauisch, und beobachteten alle seine Handlungen. Er mußte mit beyden Theilen behutsam und gütig umgehen; da er wenig zu schencken hatte, sie durch eine liebreiche Begegnung einnehmen, und durch seine Klugheit und Sanftmuth alle Uneinigkeit unter ihnen verhüten.

Nach dem Abgange so vieler Kriegsvölcker, war es ihm nicht länger möglich, Paris eingeschlossen zu halten. Er that zwar noch dem Herzoge von Mayenne Vorschläge zu einem Vergleiche; allein dieser wollte nebst der Ligue von keinem andern Könige etwas wissen, als von dem Cardinal von Bourbon, welchem sie den Nahmen Carls des X. beygelegt hatten, den aber Heinrich gefangen hielt. Der König wandte sich hierauf mit einem Theil seines Heeres, in die Normandie, um daselbst die Hülfsvölcker, welche er aus England erwartete, aufzunehmen, und Paris, durch die Einnahme einiger dortigen

gen Städte, mehr einzuschräncken. Er erreichte diese Absichten, und fieng sogar an, Rouen einzuschließen. Auf einmal aber gerieth er in die äußerste Gefahr. Der Herzog von Mayenne rückte mit einem Heere von dreyßig tausend Mann, welches er in der Geschwindigkeit aus dem ganzen Reiche gesammlet hatte, gegen ihn an. Der König hatte kaum sechs tausend Soldaten beysammen. Er zog sich nach Dieppe, einem Seehafen, zurück, und fand es weder vor rathsam, sich in diese Stadt einzuschließen, noch den Feinden im freyen Felde entgegen zu gehen. Wäre Mayenne, ohne Zeit zu verlieren, auf ihn loßgegangen, so würde der König allem Ansehen nach haben suchen müssen zu entfliehen. Allein er glaubte ihn viel zu gewiß in den Händen zu haben, und kündigte seine bevorstehende Gefangenschaft schon überall an.

Würcklich war die Stellung des Königs so mißlich, daß ihm seine tapfersten Befehlshaber, aus Besorgniß für seine Person, riethen, sich zu Schiffe nach England oder nach Rochelle zu begeben, und seine Kriegsvölcker in Verschanzungen zurück zu lassen, in denen sie nicht überwältigt werden, sondern sicher Verstärckungen erwarten könnten. Er wäre beynahe ihrem Vorschlage beygetreten; allein Biron gerieth in einen edlen Unwillen, als er denselben hörte. „Wenn Sie, sagte er unter andern zu dem Könige, „bey dem jezigen Zustande Ihrer Angelegenheiten, „Franckreich nur auf vier und zwanzig Stunden „verlassen: so ist es eben so viel, als wenn Sie Sich „auf Lebenslang daraus verbannten. Es kommt „hier auf ein Königreich an; dieses muß man erobern, oder das Leben einbüßen.„ Der König hatte den Muth nicht verloren: er war nur durch den

Rath seiner Freunde wanckend geworden; aber jezt beschloß er, den Feind in einem vortheilhaften Posten zu erwarten. Er verschanzte sich in dem Dorfe Arques nicht weit von Dieppe; Mayenne griff ihn an beyden Orten an, und wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Der König und sein ganzes Heer hatten durch ihre Tapferkeit zu dem glücklichen Ausgange dieses Gefechtes so viel beygetragen; als das Heer der Ligue durch die Uneinigkeit seiner Anführer, durch seine langsame Anstalten und schlechte Uebung im Kriege sich selbst geschadet hatte.

Unterdessen wartete man in Paris darauf, den König, oder, wie man ihn Schimpfweise nannte, den Bearner gefangen eingebracht zu sehen. Heinrich, welcher dieses erfuhr, und nunmehro ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, sagte scherzhaft, er wolle die große Begierde der Pariser, ihn zu sehen, stillen. Er brach daher plözlich gegen diese Stadt auf, bemächtigte sich beym ersten Angriff aller Vorstädte der mittäglichen Seite, und würde die Stadt selbst erobert haben, wenn sein Geschütz etwas zeitiger angelangt wäre. Sobald er die Vorstädte betrat, machte er aller Gewaltthätigkeiten ein Ende: zwey Stunden nach seiner Ankunft war die Ruhe daselbst wieder so vollkommen, daß seine Soldaten mit den Bürgern gemeinschaftlich die Kirchen besuchten. Er zog zwar von Paris weg, da der Herzog von Mayenne am folgenden Tage aus der Picardie wieder in dieser Hauptstadt angelangt war; allein nicht eher, als bis er demselben vergeblich eine Schlacht angeboten hatte, und er bemächtigte sich hierauf einer Menge Städte.

Unter-

Unterdessen hatte ihn die Republik Venedig zuerst unter den Europäischen Staaten als König von Franckreich erkannt. Der Pabst Sixtus V. nahm zwar die Parthey der Ligue, weil sie die Sache der Römischcatholischen Religion führte; allein im Grunde gefiel sie ihm nicht; und, nachdem er die Schläfrigkeit des Herzogs von Mayenne erfahren hatte, die Heinrichs munterem Charakter ganz entgegen gesezt war, sagte er zum voraus: „Der „Bearner wird die Oberhand behalten, weil er nicht „länger im Bette bleibt, als der Herzog von Ma„yenne an der Tafel.„ An der Königinn von England, Elisabeth, hatte Heinrich eine sehr eifrige Freundinn; sie unterstüzte ihn mit Geld und Kriegsvölckern, und beyde verbanden sich wider den König von Spanien, welcher, indem er die Ligue beschüzte, eine beständige Uneinigkeit in Franckreich zu unterhalten suchte. In den meisten Provinzen des Reichs war die Ligue die stärckste. Gleichwohl würde Heinrich dieselbe in kurzem unterdrückt haben, wenn es ihm nicht an Gelde gefehlt hätte. Dieser Mangel nöthigte ihn, sein Heer, wenn es einige Monathe gedient, und sowohl Sold als Beute aufgezehrt hatte, auseinander gehen zu lassen, damit es sich erholen, und in andern Gegenden die Städte gegen die Ligue vertheidigen möchte. Diese besondere Art Krieg zu führen, dähnte denselben auf einige Jahre hinaus.

Eben deswegen aber suchte der König Gelegenheit zu entscheidenden Treffen. Er eroberte immer mehr Städte in der Nähe von Paris, um den Herzog von Mayenne herbey zu locken, und hoffte ihn, wenn er zum Entsaz derselben anrückte, zu einer Schlacht zu nöthigen. Dieser Herzog aber gieng ihm desto mehr aus dem Wege, weil er, seine Ue-

bermacht ausgenommen, fühlte, wie sehr er in jeder Betrachtung dem Könige und seinen Soldaten nachzusezen sey; bis ihn das ungestüme Verlangen der Einwohner von Paris, des Päbstlichen Gesandten, und der Spanier, welche ihn aus den Niederlanden mit sieben tausend Mann ihrer besten Völcker verstärckten, zu einem andern Entschluße brachten. Indem er also der Stadt Dreux, welche der König belagerte, zu Hülfe kam, befanden sich auf einmal beyde Heere in einer offenen Gegend, bey Jvry, einem Flecken an dem Fluß Eure, so nahe bey einander, daß keine ohne ein Treffen ausweichen konnte.

Diese berühmte Schlacht bey Jvry fiel am 14. März des Jahrs 1590. vor. Der König hatte nur zehntausend Soldaten; da hingegen das Heer der Ligue sechszehn bis siebzehntausend Mann starck war. Als Heinrich die Feinde erblickte, rührte ihn der Gedancke, daß so viele tausend Menschen, meistentheils von Einem Volcke, von seinen Unterthanen, im Begriff waren, sich bloß seinetwegen das Leben zu nehmen: er konnte sich daher nicht enthalten, zu Gott zu seufzen, und nach dem öffentlichen Gebete, welches der Reformirte Prediger verrichtete, diese Worte laut zu sagen: „Du, o Herr, dessen göttliche Blicke durch alle Verstellungen und durch die „dicksten Hüllen dringen, der du mein Herz und das „Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchschauest, und der du alle Begebenheiten und alle „Dinge der Welt in den Händen sowohl, als vor „den Augen hast; wenn du siehst, daß meine Regierung deinen Ruhm und das Wohl deines Volcks „befördern werde; wenn du weißt, daß ich keinen „andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre deines heiligen Nahmens, und zu dem Besten dieses Staats,

„etwas

„etwas beyzutragen: so begünstige, o großer Gott,
„die Gerechtigkeit meiner Waffen; bringe jezt alle
„Anführer dahin, daß sie denjenigen erkennen, den
„ihnen deine heiligen Schlüße, und die rechtmäßige
„Reichsfolge zu ihrem Landesherrn sezen. Wenn es
„dir aber gefallen hat, es anders zu ordnen; oder
„wenn du siehst, daß ich von der Zahl derjenigen
„Könige seyn sollte, die du in deinem Zorne giebst,
„so nimm mir nebst der Crone das Leben. Laß es
„geschehen, daß ich heute das Opfer deines heiligen
„Willens werde; mache, daß mein Todt Francreich
„von dem Elende des Kriegs befreye, und daß mein
„Blut das lezte sey, welches in diesen Händeln ver-
„gossen werde.„ Dieses Gebet munterte sein Heer
dergestalt auf, daß es mit einem unbeschreiblichen
Eifer rief: Es lebe der König! und wer es noch
jezt lieset, wird sein Herz und seine Frömmigkeit
hochschätzen müssen.

Nachdem Heinrich hierauf seinen Helm aufge-
sezt hatte, auf welchem ein Busch von drey weißen
Federn in die Höhe ragte, redete er die Schwadrone,
welche er selbst anführte, mit den Worten an:
„Meine Gefährten, wenn ihr heute euer Leben für
„mich wagt, so wage ich auch das meinige für euch:
„ich will entweder siegen, oder mit euch sterben. Ich
„bitte euch, behauptet eure Stellung tapfer: und
„wenn die Hitze des Gefechtes macht, daß ihr sie
„verlaßt, so vereinigt euch geschwind wieder; denn
„darauf kommt der Gewinnst der Schlacht an.
„Thut dieses zwischen den drey Bäumen, welche ihr
„hier oben zur rechten Hand seht: und wenn ihr
„eure Fahnen und Standarten verlieren solltet, so
„verliert nur meinen weißen Federbusch nicht aus
„dem Gesichte; ihr werdet ihn beständig auf dem
„Wege der Ehre und des Siegs finden.„

Alles was er that und sagte, erweckte das Vertrauen und die Ehrerbietung seiner Soldaten gegen ihn: auch folgende großmüthige Handlung, die er noch vor dem Anfange der Schlacht vornahm. Der Oberste Schomberg, welcher einige Hauffen deutscher Reiter anführte, war den Tag vorher von ihnen genöthigt worden, ihren rückständigen Sold von dem Könige zu begehren, und ihm in ihrem Nahmen zu erklären, daß sie ohne denselben nicht fechten würden. Ueber diese Vorstellung gerieth der König in Zorn. „Wie, sagte er, Oberster! schickt „sich das für einen Ehrliebenden Mann, daß er zu „einer Zeit, da er den Befehl zum Treffen holen „solte, Geld fordert!„ Der Oberste gieng beschämt von ihm fort. Allein am Tage der Schlacht erinnerte sich Heinrich, da er seine Völcker stellte, daß er ihm übel begegnet sey: er gieng daher auf ihn loß, und sagte zu ihm: „Wir sind im Begriff „uns zu schlagen, Oberster; es kann seyn, daß ich „dabey umkomme; es wäre aber ungerecht, wenn „ich die Ehre eines so tapfern Edelmanns, als Sie sind, „mit mir nähme. Ich erkläre also hiemit, daß ich „Sie vor einen rechtschaffenen Mann halte, der „nicht fähig ist, eine niederträchtige Handlung zu „begehren.„ Er umarmte ihn hierauf, und Schomberg konnte ihm seine Danckbarkeit nicht lebhaft genug ausdrücken: er verlor auch in der Schlacht das Leben.

Wie der König die Schlachtordnung angeordnet habe, ist für die Nachwelt nicht so wichtig zu wissen, als wie er selbst mitten unter den großen Hauffen der Spanischen Lanzen gedrungen sey, sich auf alle Seiten gewandt, wo Hülfe nöthig war, und durch seine ungemeine Tapferkeit sich hauptsächlich selbst den Sieg erworben habe. Der Marschall von Biron,

ron, welcher mit einem abgesonderten Hauffen nicht gefochten, sondern sich nur am gehörigen Orte gegen die Feinde gezeigt hatte, sagte zum Könige: „Es „ist nicht recht, Sire, daß Sie heute dasjenige ge„than haben, was Biron hätte thun sollen, und „daß Biron das gethan hat, was Eu. Majestät „hätten thun sollen.„ Er wagte in der That seine Person für einen König und obersten Feldherrn zu sehr; ob man gleich die edelmüthigen Ursachen, welche ihn dazu antrieben, nicht anders als loben kann.

Sein Sieg war ganz vollkommen. Es blieben von dem feindlichen Heere kaum viertausend Mann übrig, die nicht getödtet oder gefangen worden wären. Der Spanische Feldherr, der Graf von Egmont, kam selbst ums Leben. Heinrich sagte, als er die todten Spanier erblickte, lächelnd zu denen, welche ihn begleiteten: „Vor diesesmal muß mich „der König von Spanien vor einen König von „Franckreich erkennen: ich habe ihm einen guten Be„weis gegeben, daß ich es bin, indem ich eine so „starcke Anzahl Spanier von den Kröpfen geheilt „habe.„

Er vergaß nicht, daß er sich in der traurigen Nothwendigkeit befinde, seine Unterthanen zu bekriegen, und als daher die seinigen ohne Unterscheid die Feinde niederhaueten, rief er ihnen zu: „Schont „der Franzosen, und macht die Ausländer nieder.„ Aber auch gegen die Ausländer bezeigte er sich gnädig und liebreich. Ein großer Hauffen Schweitzer in den Diensten der Ligue hielt noch allein Stand, und sollte eben angegriffen werden; allein der König, welcher viele Soldaten von dieser Nation unter seinem Heere hatte, die ihm gleich bey seiner Gelan-

gung

gung auf den Thron treu und nüzlich gewesen waren, bot ihnen einen Vergleich an, und ließ sie in ihr Vaterland zurück begleiten. Er erkannte auch die Verdienste des Adels und der Befehlshaber, welche ihm in dieser Schlacht rühmlich beygestanden hatten, mit aufrichtiger Danckbarkeit. Als er des Abends speiste, und man ihm Nachricht brachte, der Marschall von Aumont komme, um ihm zu melden, was er noch ausgerichtet habe: stand er von der Tafel auf, gieng ihm entgegen, umarmte ihn sehr lebhaft, und ersuchte ihn mit den verbindlichen Worten, mit ihm zu speisen: „Es ist sehr billig, daß Sie auch bey „der Gasterey sind, da Sie mir bey meiner Hochzeit „so gute Dienste geleistet haben.„

Der Verlust einer so großen Schlacht nahe bey Paris, machte die Einwohner dieser Hauptstadt so bestürzt, daß man glaubt, Heinrich würde sie sogleich erobert haben, wenn er sie im ersten Schrecken überfallen hätte. Allein er blieb vierzehn Tage in dem Städtchen Mante, ohne weiter vorzurücken. Man hat die Ursache davon errathen wollen: Sülly giebt sie in seinen Nachrichten deutlich genug an. Es war der Geld-Mangel, in welchen ihn sein Ober-Rentmeister, der Marquis d'O versezte. Dieser verschwendete die Einkünfte des Staats, und unterhielt außerdem ein geheimes Verständniß mit verschiedenen Catholischen Herren in Heinrichs Diensten, welche die Herrschaft und das Glück eines Reformirten Königs, so gütig auch derselbe war, durchaus nicht vertragen konnten, und sich über seinen Sieg so sehr ärgerten, als seine offenbaren Feinde. Damit er also die Früchte desselben nicht einerndten möchte, entzog ihm dieser Treulose das nöthigste Hülfsmittel des Kriegs.

Nach-

Nachdem ihm endlich Heinrich etwas Geld ausgepreßt, und seine Soldaten damit befriedigt hatte, gieng er auf Paris loß; ohne sich durch die verstellten Friedensvorschläge aufhalten zu lassen, welche ihm die Ligue that, um Zeit zu gewinnen. Er hatte nur sechszehntausend Mann, und konnte also diese Stadt, welche über zweymal hundert tausend Menschen in sich faßte, nicht belagern; allein er wollte sie nur einschließen, und durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Dieses würde ihm auch gewiß gelungen seyn, wenn ihn seine natürliche Gütigkeit und sein Mitleiden nicht selbst daran gehindert hätten. Die Stadt hatte nur auf fünf Wochen Lebensmittel; allein sie wurden so genau eingetheilt, und die einreißende Hungersnoth wurde von dem Volcke so standhaft erdultet, daß Heinrich vier Monathe hindurch sie vergebens einsperrte. Er ließ es aber zugleich geschehen, daß seine Befehlshaber und Soldaten den Parisern Lebensmittel zuschickten, für welche sie eine theure Bezahlung erhielten, oder den Zufuhren einen freyen Durchgang für Geld gestatteten. Der König konnte so viele seiner Unterthanen nicht durch Hunger umkommen sehen: er hoffte auch durch diese Großmuth die Halsstarrigkeit der Ligue zu besiegen. Viele unter seinem Kriegsheere, sonderlich die Reformirten, welche sich für die Bartholomäus-Nacht zu rächen wünschten, lagen ihm an, Paris mit einem Sturme anzugreiffen, gegen welchen es sich nicht würde haben wehren können; allein davor hatte Heinrich noch mehr Abneigung, weil er die Grausamkeiten, welche in einer mit Gewalt erstiegenen Stadt begangen werden, verabscheuete, und die Hauptstadt seines Reichs nicht vor seinen Augen verwüsten lassen wollte.

Es

Es war bey Lebensstrafe verboten worden, den Parisern keine Lebensmittel zu verschaffen; da man aber die Gesinnung des Königs wußte, kehrte sich fast niemand daran. Unterdessen war man doch eines Tages im Begriff, zween Bauern aufzuhängen, weil sie ein paar Karren mit Brodte nach Paris führten. Heinrich kam dazu; sie baten ihn um ihr Leben, indem sie, wie sie sagten, kein anderes Mittel gehabt hätten, dasselbe zu erhalten: und er schenckte es ihnen nicht nur, sondern gab ihnen auch das Geld, welches er bey sich hatte, mit den Worten: „Geht „ruhig fort; der Bearner ist arm: wenn er mehr „hätte, würde er euch mehr geben.„ Solche Worte verlieren sich niemals aus den Herzen der Unterthanen.

Man wandte sich auch in einer andern Sache nicht vergebens an seine Gnade, obgleich dieselbe seinen Vortheil zuwider lief. Er wurde von den Parisern selbst gebeten, einen Theil des Pöbels, und andere, die der Stadt zur Last waren, heraus zu lassen. Er hatte solches auch bereits bewilligt; seine Räthe hingegen sezten sich dawider. Eine kurze Zeit gab er ihnen nach; da er aber von dem Elende Nachricht bekam, welches die Hungersnoth in Paris stiftete, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten: er sagte zugleich mit Seufzen: „O Herr, dir ist bekannt, wer an diesem Unglücke Schuld ist: zeige „mir ein Mittel, wie ich diejenigen retten kann, welche die Bosheit meiner Feinde auf die härtnäckigste „Art ins Verderben stürzt.„ Seinen Räthen aber, welche ihn zur Unzeit mitleidig fanden, gab er zur Antwort: „Ich wundere mich gar nicht darüber, „daß die Häupter der Ligue und die Spanier so wenig „Mitleiden mit diesen armen Leuten haben: denn sie „sind nur ihre Tyrannen. Aber ich bin ihr Vater

„und

„und ihr König, und kann die Erzählung ihres Elen„des nicht anhören, ohne davon auf das empfind„lichste gerührt zu werden.„ Es wurden also einige tausend Einwohner, und seitdem immer mehrere, herausgelassen.

Während daß Heinrich die Pariser von ihrem Untergange zu retten suchte, verbanden sie sich alle aufs neue durch einen Eyd, ihn als einen Ketzer, niemals vor ihren König zu erkennen. Er war täglich mehr im Stande, sie zu überwältigen: sein Heer bekam einen beträchtlichen Zuwachs, und er hatte sich in einer Nacht aller Vorstädte von Paris bemächtiget. Gleichwohl erwartete er, daß sich diese Stadt ihm freywillig ergeben sollte: und in der That fieng man daselbst schon an, sich unnatürlicher Nahrungsmittel zu bedienen. Allein diese Hoffnung wurde durch den anrückenden Entsaz vereitelt. Der Herzog Alexander Farnese von Parma, der geschickteste Feldherr, den es damals außer Franckreich gab, kam den Parisern mit funfzehn tausend Mann der besten Spanischen Kriegsvölcker aus den Niederlanden zu Hülfe. Heinrich zog ihm entgegen, und bot ihm eine Schlacht an; allein dieses war die Absicht des Herzogs nicht: er begnügte sich damit, daß er Paris befreyete und mit Lebensmitteln versorgte; darauf aber kehrte er in die Niederlande zurück, nachdem er der Ligue einen Theil seines Heeres hinterlassen hatte.

Der König sahe sich nun selbst in einer schlimmen Verfassung. Seine Soldaten bekamen keinen Sold noch Kleidung; auch die Lebensmittel wurden bey ihnen seltner. Von seinen Einkünften kam das wenigste in seine Hände. Die Uneinigkeit zwischen beyden Religionsverwandten dauerte in seinem Heere fort,

fort, und die Römischcatholischen sagten, der König sey selbst an allem diesem Unglück Schuld, weil er sich nicht zu ihrer Religion bekehrte. Umsonst versuchte er noch ein paar geheime Unternehmungen auf Paris; er mußte endlich sein Kriegsheer, bis auf einen fliegenden Hauffen, mit welchem er der Ligue Abbruch that, in die Provinzen vertheilen.

In eben diesem Jahre 1590. zog sich Heinrich noch einen neuen Feind seiner Ruhe zu: die Liebe. Er sah auf einem Feldzuge wider den Herzog von Parma, die Gabrielle d'Estrees, ein Frauenzimmer von ungemeiner Schönheit, und, welches in dem weiblichen Charakter noch mehr und länger gefällt, von einer sehr sanften Gemüthsart. Sie gewann und behielt seine ganze Zärtlichkeit bis an ihren Todt: und nach demselben hat der König nie wieder eine Leidenschaft von gleicher Stärcke empfunden. Man kennt sie auch unter dem Nahmen der Marquisinn von Monceaux und Herzoginn von Beaufort. An sie schrieb Heinrich, da er eben glaubte, daß es zum Treffen zwischen ihm und dem Herzog von Parma kommen werde, die bekannten Worte: „Wenn „ich in der Schlacht umkomme, so wird mein lezter „Gedancke auf Gott gerichtet seyn, und der vorlezte „auf Sie.„

Heinrich konnte im Jahr 1591. nicht sogleich an große Unternehmungen dencken: er suchte nur einige Städte zu erobern. Als er in Chartres seinen Einzug hielt, bewillkommte ihn eine obrigkeitliche Person mit einer langweiligen Rede, in welcher gesagt wurde, die Stadt sey dem Könige durch das göttliche und menschliche Recht unterworfen. „Sezt „noch hinzu, sagte der König, auch durch das Canonen-Recht,„ und ritt darauf weiter fort. Unterdessen

dessen erklärte sich der neue Pabst, Gregorius XV. sehr eifrig wider ihn. Er gab nicht nur eine Bulle heraus, durch welche er alle Anhänger desselben in den Bann that, sondern unterstüzte auch die Ligue mit Gelde und zwölf tausend Soldaten. Allein das Parlement zu Tours ließ die Bulle durch den Scharfrichter verbrennen, und der Marschall von Lesdiguieres schlug die päbstlichen Kriegsvölcker aus Dauphinee heraus, so wie er bisher dem Könige gegen den Herzog von Savoyen große Dienste geleistet hatte.

Endlich belagerte Heinrich, nachdem er zahlreiche Hülfsvölcker aus Deutschland und England erhalten hatte, gegen den Anfang des Winters, mit einem Heere von fünf und dreyßig tausend Mann, Rouen, die Hauptstadt der Normandie. Diese Belagerung ist eine der berühmtesten, welche in der neuern Geschichte vorkommen: sie wurde eben so tapfer geführt als ausgehalten. Der Herzog von Parma, welcher im Jahr 1592. wieder nach Franckreich zog, machte, daß sie aufgehoben werden mußte. Heinrich wandte sich alsbald gegen diesen Feldherrn; aber er sezte sich in dem Gefechte bey Aumale, mit einigen hundert Reitern gegen das ganze feindliche Heer in große Gefahr: er bekam dabey die einzige Wunde, die ihm jemals beygebracht worden ist. Die Geschichtschreiber nennen dieses Gefechte einmüthig eine Verwegenheit des Königs; sie gestehen aber doch, daß die Maaßregeln, welche er ergriffen hatte, um sich in Sicherheit zurück ziehen zu können, nicht beobachtet worden sind. Der Herzog von Parma wollte ihn seiner Seits auch angreiffen; allein er ließ sich von dem Herzog von Mayenne bewegen, Statt dessen Caudebec zu belagern. Heinrich

sahe mit Vergnügen, daß sich der feindliche Feldherr selbst in eine Gegend einschloß, wo ihm die Lebensmittel, und die Gemeinschaft mit Paris sowohl als mit den Niederlanden abgeschnitten werden konnte. Dieses geschah würcklich: der Herzog von Parma sah einen Theil seines Heers schon geschlagen, und den übrigen einem fast gewissen Verderben ausgesezt. Aber als einer der klügsten Feldherren seiner Zeit, zog er sich aus dieser gefährlichen Stellung auf eine unerwartete Art heraus, indem er über die Seine an einem Orte gieng, wo es jedermann vor unmöglich hielt, Paris erreichte, und sodann seinen Rückzug in die Niederlande antrat. Er würde jedoch alles dieses nicht ausgeführt haben, wenn ihn der Marschall von Biron zu der Zeit, da er sein Heer fast unfehlbar zu Grunde richten konnte, angegriffen hätte; allein er wollte lieber den Krieg fortgesezt wissen, in welchem er nach dem Könige das höchste Ansehen behauptete.

So sehr auch Heinrich die That des Herzogs von Parma bewunderte, der ihm so glücklich entwischte, so war er doch noch im Stande, demselben zuvor zu kommen, ehe er bey Paris anlangte, wenn er bey Pont de l'Arche oder Vernon über die Seine gieng. Er schlug dieses in einem Kriegsrathe vor; allein die meisten Mitglieder desselben sezten sich unter einem nichtigen Vorwande dagegen. Der König erkannte damals deutlicher als bisher, daß ihm viele nachfolgten, welche ihm nicht aufrichtig ergeben waren, und ihm keineswegs einen wichtigen Vortheil gönnten. Darunter gehörten viele catholische Herren, welche sich erklärt hatten, daß sie ihn, nebst den Soldaten, welche sie mitgebracht hatten, verlassen würden, wenn er sich nicht binnen einer

bestimmten Zeit zu ihrer Religion wendete. Diese wünschten daher nichts weniger, als daß er entscheidende Siege davon tragen möchte, nach welchen er ihre Drohungen hätte verachten können. Und in der Absicht, um ihn stets in der Abhängigkeit von ihnen zu erhalten, ließ es ihm der Ober-Aufseher der Staats-Einkünfte, der Marquis von O beständig an Gelde fehlen, welches er selbst hingegen sichtbarlich verschwendete. Auch damals hatten die Schweitzer und Deutschen bey dem königlichen Heere große Rückstände von ihrem Solde zu fordern, und sie sagten öffentlich, daß ihnen entweder dieselben bezahlt werden müßten, oder daß sie dem Könige nicht weiter dienen würden. Unter diesen Umständen sahe sich Heinrich genöthigt, den Feldzug des Jahrs 1592. mit dem Ende des May zu beschließen. Weil er ihn mitten im Winter angefangen hatte, sehnte sich das ganze Kriegsheer nach der Ruhe. Er ließ den größten Theil desselben nach Hause gehen, vertheilte das wenige Geld, welches er hatte, unter die Ausländer, und lobte zugleich ihre treuen Dienste. Für sich behielt er nur sechstausend Mann, mit denen er der Ligue widerstand; er verlor aber bey der Belagerung einer kleinen Stadt, den Marschall von Biron, einen seiner eifrigsten Unterthanen. Hingegen befreyete ihn auch der Todt noch in diesem Jahre von dem Herzoge von Parma, welcher sich eben rüstete, zum drittenmal in Franckreich einzufallen.

Zu dieser Zeit vereinigte sich alles, den König zu einem Entschluße in Ansehung seiner Religion zu bringen. Die Anhänger der Ligue gebrauchten dieselbe allein zu einem Vorwande, warum sie ihn nicht vor ihren König annehmen könnten. Die Spanier, von welchen sie unterstützt wurden, beriefen

sich gleichfals darauf. Die Catholischen von seiner Parthey bezeigten öffentlich ihr Mißvergnügen darüber, daß Heinrich der Ketzerey, wie sie seinen Glauben nannten, so hartnäckig anhienge, und leiteten davon alles Unglück her, welches ihm begegnete: sie sprachen schon von der Wahl eines neuen Catholischen Königs. Seine Staats-Räthe von beyden Religionen riethen ihm, zu der Römisch-Catholischen zu treten, indem er sonst niemals zum ruhigen Besize seines Reichs gelangen werde. Rosny selbst, dem er sich am meisten vertrauete, sagte, daß ihm zwar sein Gewissen verbiete, dem Könige einen solchen Rath zu geben; aber gleichwohl sey kein besserer zu finden, wenn sein Zustand bloß als eine Staatssache betrachtet und gebessert werden sollte. Dazu kamen noch einige Vorfälle, welche dringende Bewegungsgründe abgaben. Der Cardinal von Bourbon, welchen die Ligue bisher vor ihren König erkannt hatte, starb in der Gefangenschaft des Königs. Es wurden darauf die Stände des Reichs nach Paris zusammen berufen, um einen neuen König zu wählen. Die Spanier verlangten dieses vornemlich, weil sie ihre Königliche Prinzeßinn mit diesem zu wählenden Könige vermählen wollten. Wenn Heinrich diese Anstalten vornehmen ließ, so war er mehr als jemals in Gefahr, die Crone zu verlieren.

Er faßte also endlich gegen den Anfang des Jahrs 1593. den Vorsaz, zu der Römischen Kirche überzugehen. Man mag alles, was er darauf in dieser Absicht gethan hat, auf das schärfste untersuchen: so wird man in dieser Entschließung doch nichts anders als eine Frucht seiner Staatsklugheit, und seiner gefährlichen Stellung, antreffen. Heinrich kannte die Reformirte Religion fast so genau als ein

ein Prediger seiner Gemeine; er liebte sie ungemein aufrichtig, und sehr wenige Fürsten seiner Zeit konnten mit ihm hierinne verglichen werden. Ich will hier nicht sagen, was ich mit allem Rechte anmercken könnte, daß es einem Protestanten, der mit seiner Religion bekannt ist, ihr Gutes empfunden, und nur mäßig dencken gelernet, unmöglich fallen muß, im Ernste und aus Ueberzeugung zu einer Kirche zu treten, die ihm alle Freyheit des Verstandes und Gewissens entreißt, und ihn Lehren zu glauben befiehlt, die schon den vernünftigen Begriffen von der Religion, geschweige denn dem ersten Entwurfe der christlichen, widersprechen. Allein man beobachte bloß das Betragen Heinrichs gegen die Religion: denn ein Beweis von dem, was er in Absicht auf dieselbe hätte thun sollen oder können, beweiset eigentlich nichts in seiner Geschichte. Man hatte ihn durch die Todesfurcht genöthigt, den Protestantischen Glauben abzuschwören; kaum hat er sich wieder in Freyheit gesezt, als er zu demselben zurückkehrt. Er bekennt ihn immerfort standhaft, obgleich derselbe ein Hinderniß wird, durch welches man ihm die Thronfolge streitig macht. Auch da er König geworden ist, bleibt seine Religion die einzige Schwierigkeit, welche einen großen Theil des Reichs abhält, sich ihm zu unterwerfen. Aber er denckt bis ins vierte Jahr nicht daran, sie zu verlassen, so unerträglich ihm auch das ungestüme Anhalten der Römischcatholischen werden mußte, und so schädlich ihm seine Beharrlichkeit wurde. Erst alsdenn, da die Verwirrung seiner Angelegenheiten aufs höchste gestiegen war, da weder Tapferkeit und Gewalt, noch Großmuth, Güte und friedfertige Vorschläge, etwas zu seinem Vortheil würckten, nahm er zu dem einzigen übrigen Mittel, das ihm fast alle Welt empfohl, und ohne dessen Gebrauch er

Franckreich sein ganzes Leben hindurch der Uneinigkeit und Zerrüttung, sich selbst aber Gefahr, Kummer und Unglück überlassen mußte, seine Zuflucht. Ein solches Verhalten verräth beym ersten Anblicke, daß es nicht die Wahrheit der neugewählten Religion, sondern ihr bequemer Gebrauch in der äußersten Verlegenheit, vielleicht auch der Gedancke, sie mit ihrer Vorgängerinn im Herzen einigermaaßen vereinigen zu können, gewesen sey, welche den König zu ihr geführet hat.

Das frühe Erkenntniß, welches er von der Vortrefflichkeit der Römischcatholischen Religion erlangt, aber, um nicht von den Reformirten verlassen zu werden, unterdrückt haben soll, und die Erleuchtung, die ihm Gott selbst hierüber habe wiederfahren lassen; dieses sind Vorzüge, welche ihm die Schriftsteller von der Römischen Kirche ohne einige Spuren derselben aus seinem Leben, schencken. Man kann ihnen auch die fast durchgängig ausgebreitete Meinung entgegen sezen, die bis an seinen Todt in Franckreich fortgedauert hat, daß seine sogenannte Bekehrung die Neigung zu seiner ersten Religion keineswegs vertilgt, sie nur zu lebhaft übrig gelassen habe. Nichts ist schwerer zu beurtheilen, als das Gewissen; aber wahrscheinliche Vermuthungen müssen doch mehr gehört werden, als partheyische Lobsprüche, die der Eifer für die Religion eingegeben hat. Heinrichs Charakter, und so viele seiner Handlungen, machen es glaublich, daß er würcklich den Protestantischen Glauben insgeheim bey sich verwahrt, aber äußerlich sich zu den Lehren und Gebräuchen der Römischen Kirche gezwungen bekannt habe. Dieses sezt, wird man sagen, einige Verstellung bey ihm voraus. Ich gestehe es; allein es ist

auch

auch der sonderbarste Fall seines Lebens, wo vielleicht seine bekannte Aufrichtigkeit in Religionssachen dem allgemeinen Besten, nach seiner Einsicht, aufgeopfert werden mußte.

Man erzählt, daß er unter diesen Gesinnungen der Religionsveränderung, zu seinen Freunden gesagt habe: „ Paris sey wohl noch eine Meße werth.„ Diese wenige Worte scheinen sein Herz zur Genüge zu entdecken, und daher leugnen diejenigen, welche uns gerne überreden wollten, er sey aus heißem Triebe eifrig Catholisch geworden, daß er sie ausgesprochen habe. Sie sind jedoch seiner Art zu dencken und zu scherzen angemessen. Seine vertrauten Räthe sprachen in eben demselben Tone mit ihm: sie ermahnten ihn „ die Canone der Meße zu gebrauchen, durch „welche er die Städte des Königreichs leichter ero„bern würde, als durch alle Canonen seines Zeug„hauses.„ Und er selbst schrieb an seine geliebte d'Etrees, da er eben sein neues Glaubensbekenntniß ablegen sollte: „ Morgen werde ich den gefährlichen „Sprung thun. Ich glaube, daß mir diese Leute „den heil. Dionysius, (dieses ist der Schutzheilige „von Franckreich, ohne es zu wissen,) eben so ver„haßt machen werden, als Sie den T... hassen.„

Es ist, wie mir däucht, so offenbar, daß Heinrich bey seinem Vorsaze, den Glauben der Römischen Kirche anzunehmen, fast lediglich auf den sichern Besiz seiner Crone gesehen habe, daß ich ihn nicht völlig von den Vorwürfen befreyen kann, welche ein Fürst verdienet, der ein Königreich mit der Veränderung seiner Religion erkauft. Allein ich muß auch, um diese Beschuldigung sehr zu vermindern, hinzusezen, daß dieses nicht ganz der Fall gewesen sey, in welchem er sich befunden hat. Er verließ

ließ seinen Glauben nicht deswegen, um seinen Ehrgeiz durch einen höhern Rang unter den Fürsten zu befriedigen; nicht freywillig, von keinem andern Bewegungsgrunde getrieben; als von Herrschsucht und Eitelkeit, welche niemals eine Handlung rechtfertigen können. Er war bereits König über Franckreich: sein natürliches Recht zu dieser Crone wurde durch den Uebertritt zur Römischen Kirche, weder gegründet noch bestätigt. Aber unglücklicher Weise stand die Hälfte seiner Unterthanen in dem Vorurtheil, daß ihn nur die Römische Religion des Thrones würdig machen könne. Seine Feinde feuerten dieses Vorurtheil bis zu einer glühenden und rasenden Schwärmerey an. Die Spanier bedienten sich desselben, um das Reich zu zerrütten und zu schwächen. Er selbst hatte eine geringe Anzahl treuer Diener, und eben so wenige Hülfsmittel, den Krieg für seine Rechte glücklich zu führen, ausgenommen seine Tapferkeit und Klugheit. In diesen Umständen mußte er eines vom beyden wählen: entweder auf einen ungewissen Ausschlag die Waffen fortzuführen, und vielleicht sein ganzes Leben hindurch seine Unterthanen zu bekriegen; oder diejenige Religion abzulegen, welche der einzige Vorwand ihres Ungehorsams war. Hierbey kam nicht bloß seine eigene Wohlfahrt, sondern zugleich das Leben und die Glückseeligkeit vieler Millionen von seinen Unterthanen in Betrachtung. Die Staatskunst ist selten mit der Religion in einem solchen Streite begriffen gewesen. Als König konnte es Heinrich seinem Volcke nicht abschlagen, den einzigen Anstoß, den es an ihm fand, aus dem Wege zu räumen. Aber als Christ mußte er demselben, nach der Ueberzeugung, die er ohne Zweifel von der Wahrheit der Protestantischen Religion gehabt hat, seinen Wunsch ver-

versagen. Allem Ansehen nach glaubte er, daß man mit gewissen Erklärungen und Einschränckungen, auch die Lehren der Römischen Kirche als wahr annehmen könne: zumal da bey derselben so viel auf äußerliche Gebräuche ankommt. Ein außerordentlicher Held, dergleichen nicht in jedem Jahrhunderte auftritt, würde, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, gesagt haben: Ich begnüge mich daran, König von Navarra zu seyn, weil ich mit der Religion, die ich vor die einzige richtige halte, nicht König von Franckreich seyn kann. Und gleichwohl würde die große Welt, welche Gewissen und Cronen nach einem falschen Gewichte gegen einander abwägt, diesen Entschluß eine niederträchtige Muthlosigkeit nennen.

Mir ist mehr als alles, was man über Heinrichs Glaubensveränderung geschrieben oder vielmehr gemuthmaaßt hat, diejenige Nachricht glaubwürdig, welche sein vertrautester Freund, der Herzog von Süͤlly, davon hinterlassen hat. Dieser unvergleichliche Staatsmann und eifrige Reformirte, wirft sich keineswegs zum Richter über das Gewissen des Königs auf; hingegen meldet er, wie vieles zusammengestoßen sey, wodurch der Hauptbewegungsgrund bey demselben noch kräftiger geworden ist. Er nennt das ungemeine Mitleiden, welches Heinrich gegen seine Unterthanen, (denen er den Nahmen seiner Kinder gab,) empfand, daß sie dem beständigen Elende eines innerlichen Kriegs ausgesezt seyn sollten, wenn er seine Religion nicht fahren ließe; die unaufhörliche Gefahr, in welcher sein Leben und seine Freyheit schwebten, weil er beydes vielen verrätherischen Staats- und Kriegsbedienten vertrauen mußte; die starcken und spitzfindigen theologischen Gründe, mit welchen ihn der Bischof du Perron, der nachher

 als

als Cardinal so berühmt geworden ist, angriff; eben desselben angenehmen und sanften Umgang; die künstliche Nachsicht einiger Reformirten Prediger, und anderer von dieser Religion, welche, da sie einen vertrauten Zutritt bey dem Könige hatten, sich der Zeit zu bedienen suchten, es mochte kosten was es wollte; den ungetreuen Ehrgeiz vieler mächtigen Großen von der ebengedachten Religion, in deren willkührliche Begegnung er zurück zu fallen fürchtete, wenn ihn seine Römischcatholischen Anhänger verließen; seinen Unwillen gegen einige, welche sich als eifrige Catholiken stellten, ihn mit unverschämten und übermüthigen Reden, ja so gar mit Drohungen zur Veränderung der Religion zu nöthigen versucht hatten und endlich einen geheimen Anschlag untereinander faßten, an Statt seiner den jüngern Cardinal von Bourbon auf den Thron zu setzen; seine Begierde, sich dieser Leute entschlagen, und ihnen dereinst ihre Verwegenheit empfinden zu lassen; die Furcht, welche ihn beunruhigte, daß die zu Paris versammleten Reichsstände den Cardinal von Bourbon zum Könige wählen möchten, welche Wahl, wegen ihrer feyerlichen Vollziehung, in und außer Franckreich einen für ihn nachtheiligen Eindruck hätte machen können; die Ermüdung und den Verdruß, den er endlich darüber fühlte, daß er seit seinem zwölften Jahre fast beständig gewaffnet hatte umher ziehen müssen, um sein Leben und Glück zu vertheidigen; das harte und traurige Leben, welches er seitdem geführt hatte; die Hoffnung und den Wunsch nach vergnügtern Tagen; und endlich das Anhalten einiger seiner Vertrauten und ergebensten Diener, (worunter man auch seine Geliebte rechnen kann,) die ihn theils durch Bitten und Thränen, theils durch Vorstellungen, theils durch kluge Anstalten dahin brachten, daß er sich

entschei-

entscheidend erklärte, die Römische Religion anzunehmen.

Von so vielen Seiten bestürmt, konnte Heinrich unmöglich länger ausweichen. Und da fast alle diese Betrachtungen schon eine geraume Zeit her gültig waren: so gereicht es ihm zur Ehre, so lange widerstanden zu haben. Ich wünschte, daß er die Nachwelt selbst von seinen Gesinnungen, zur Zeit der Veränderung, der man den ihr eben nicht gebührenden Nahmen seiner Bekehrung beylegt, unterrichtet hätte. Sie ist an einem so großen Fürsten die merckwürdigste Handlung seines Lebens: desto mehr ist man begierig zu wissen, ob man sie mit Gewißheit von einer tadelhaften oder von einer rühmlichen Seite ansehen könne.

Heinrich bezeigte also nunmehro öffentlich, daß er sich in der Römischcatholischen Religion unterrichten lassen, und sich sodann zu derselben bekennen wolle. Dieses Versprechen, das den Anhängern der Ligue angenehm hätte seyn sollen, weil dadurch ihr einziger Einwurf gegen den König aufgehoben wurde, machte sie vielmehr bestürzt, weil sie keine Ursache ihrer Widersezung mehr angeben konnten. Als daher die Prälaten und Catholische vornehme Herren, welche dem Könige zugethan waren, im Jänner des Jahrs 1593. eine Unterredung mit den Abgeordneten der Ligue vorschlugen, um mit ihr über die Wiederherstellung der Ruhe zu berathschlagen, nachdem das vornehmste Hinderniß derselben weggeschaft war: konnten sie kaum von den versammleten Ständen die Einwilligung dazu erlangen; und diese schlossen den König noch immer als einen Kezer von dieser Unterhandlung gänzlich aus. Die Spanier hatten der Ligue eine neue Verstärckung zugeführt, welche

welche sie gegen den König troziger machte; der Herzog von Mayenne aber wollte immerfort von ihm unabhängig bleiben, und suchte zugleich zu verhindern, daß der Vorschlag der Spanier nicht angenommen würde, welche ihre Königliche Prinzeßinn zur Königinn von Franckreich gewählt, und mit dem Herzog von Guise vermählt wissen wollten.

Es offenbarte sich immer mehr, daß nicht Heinrichs Religion allein, sondern weit mehr eine eingewurzelte Feindschaft wider ihn, den hartnäckigen Widerstand der Ligue unterhielte. Die Unterredung zwischen den Catholischen Herren beyder Theile nahm zwar auf einem Dorfe bey Paris ihren Anfang; allein da gegen das Anerbieten des Königs nichts eingewandt werden konnte, drangen die Anhänger der Ligue wenigstens darauf, daß seine Bekehrung ganz unter der Aufsicht des Pabstes angestellt, und von diesem die Loßsprechung des Königs von dem Banne begehrt werden müßte. Heinrich schrieb an viele Erzbischöffe, Bischöffe und Theologen des Reichs, und ersuchte sie, sich bey ihm einzufinden, damit er von ihnen in der Römischcatholischen Religion unterwiesen werden könnte. Diese Schreiben rührten einen Theil der Einwohner von Paris; allein die Abgeordneten der Ligue blieben bey ihren Ausflüchten, und nahmen nicht einmal den Stillstand an, den ihnen der König antrug. Er weckte sie daher aus ihrem stolzen Vertrauen durch die Einnahme und Zerstörung von Dreux, einem Städtchen bey Paris, sehr würcksam auf. Zugleich erwies ihm das Parlement zu Paris einen wichtigen Dienst, indem es herzhaft genug war, den Schluß auszufertigen, daß die Französische Crone keinem ausländischen Prinzen oder einer Prinzeßinn von gleicher Geburt aufgesezt werden

den dürfe; einen Schluß, der vielen, die in dieser Hauptstadt wohlgesinnt waren, Muth verschaffte.

Die Versammlungen der Stände währten daselbst beständig fort; obgleich die Verwirrung und Uneinigkeit, in welcher sich die Ligue, Mayenne und die Spanier befanden, verhinderte, daß nichts in denselben zu Stande gebracht wurde. Damals kam die Menippeische Satyre zum Vorschein, von welcher man geurtheilt hat, daß sie Heinrichen nicht geringere Dienste gethan habe als sein Sieg bey Jvry. Denn diese sehr wizige Spottschrift, an welcher mehrere Gelehrte gearbeitet hatten, stellte die gedachte Reichsversammlung, und die Häupter der Ligue nach ihren Absichten, Unternehmungen und Fähigkeiten so lächerlich vor, daß sehr viele Personen anfiengen sie zu verachten.

Unterdessen ließ sich Heinrich von dem Erzbischof von Bourges und andern Geistlichen, einen Unterricht ertheilen, dessen er gar nicht benöthigt war: denn er hatte, wie alle Reformirten seiner Zeit, die heilige Schrift sehr fleißig gelesen, und kannte die Unterscheidungslehren beyder Kirchen. Man sagt, daß einige Reformirte Prediger ihm versichert hätten, daß man auch in der Gemeinschaft der Römischen Kirche seelig werden könne. Wenn dieses wahr ist, so sind sie nicht die ersten Geistlichen gewesen, welche, um dem Entschluße eines Fürsten zu schmeicheln, bey ihm ganz anders geredet haben, als in ihrer Gemeine. Und Heinrich hat ihnen, wie man erzählt, sehr bündig geantwortet: „Ich bin also aus Klugheit „verbunden, zu der Römischcatholischen Religion zu „treten: denn bey derselben verdammt mich keiner „von beyden Theilen; aber wenn ich bey der eurigen „bleibe, thun solches die Römischcatholischen.„ So viel

viel ist gewiß, daß eine freundschaftliche Unterredung zwischen beyderley Theologen angestellt wurde, und daß sie, wie, nach den angeführten Umständen, leicht zu erachten ist, sich zum Vortheil der Römischcatholischen endigte.

Heinrich schwur endlich die Protestantische Religion am 25 Julius des Jahrs 1593. in der Kirche der Abtey zu St. Denys öffentlich ab, trug sein neues Glaubensbekenntniß vor, und wurde von dem Erzbischof von Bourges von dem Päbstlichen Kirchenbanne loßgesprochen, in welchen er, nach der Einbildung der Römischcatholischen, verfallen war. Anfänglich hatte man ein Bekenntniß für ihn verfertigt, das mit allen Ausschweifungen des Aberglaubens angefüllt war; allein er weigerte sich, dasselbe anzunehmen, und man mußte daher, zu großem Aergernisse der Verfasser, vieles aus demselben wegstreichen. Der König hatte die Pfarrer zu Paris einladen lassen, dieser Cärimonie beyzuwohnen: und einige von ihnen kamen würcklich, obgleich der Päbstliche Legat daselbst es ihnen aufs schärfste verbot, welcher auch behauptete, daß nur der Pabst den wider den König ausgesprochenen Bann aufheben könne. Zugleich lief aus Paris und der umliegenden Gegend eine so große Menge Volcks zu dieser Feyerlichkeit herbey, und begleitete dieselbe mit so freudigen Zurufungen, daß man deutlich sehen konnte, es sey nur die Tyranney der Ligue, welche dem Könige so viele Unterthanen vorenthielte. In der That vereinigten sich die Häupter dieses Bündnißes von neuem wider ihn. Der Stillstand, welchen er ihnen auf drey Monathe zugestand, um das Volck durch den Genuß desselben, nach dem Frieden selbst desto begieriger zu machen, verschaffte ihnen Zeit, sich

sich desto mehr in Gegenwehr zu sezen. Sein Uebertritt zur Römischen Kirche trug auch deswegen nicht sogleich die erwarteten Früchte, weil die meisten Römischcatholischen, die ihm nicht ergeben waren, erst die Gesinnungen des Pabstes darüber hören wollten.

Wie beklagenswürdig wird man nicht jezt diesen großen König finden! Es hatte ihm die heftigste Anstrengung gekostet, seine alte Religion zu verlassen, und er glaubte dadurch alles gethan zu haben, was ihm seine Crone versichern konnte. Aber nun erregte man ihm zu Rom weit größere Schwierigkeiten, als er sich genöthigt sah, die Absolution daselbst zu suchen. Der Pabst Clemens VIII. war darüber entrüstet, daß sie ihm bereits von den Französischen Prälaten, obgleich nur vorläufig, und bis zur Bestätigung, war ertheilt worden: er nannte dieses einen Eingriff in seine Rechte. Außerdem gab sich auch der König von Spanien und der Herzog von Mayenne die äußerste Mühe, um zu verhüten, daß der Pabst diese Loßsprechung nicht bewilligen möchte. Dieser wollte daher kaum Heinrichs Gesandten anhören, er verschob es von einer Zeit zur andern, sich über das Verlangen desselben zu erklären, unter dem Vorwande, daß er an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zweifle; und diese für den König schimpfliche Unterhandlung wurde erst nach zwey Jahren zu Ende gebracht.

An Statt daß sich ihm seine neuen Glaubensgenoßen ohne weitern Anstand hätten unterwerfen sollen, trachteten sie ihm nach dem Leben. Die Mönche aller Orden, und die Pfarrer, welche der Ligue zugethan waren, hatten bisher oft gepredigt, daß es erlaubt sey, einen kezerischen König zu ermorden, und sie sahen Heinrichen noch als einen verstellten

Hugo-

Hugonotten an. Durch ihre Reden entflammt, entschloß sich ein Soldat, Peter Bariere, ihn ums Leben zu bringen. Viele Geistliche, denen er seinen Vorsaz eröffnete, bestärckten ihn darinne; der Jesuit Varade hob ihm die Bedencklichkeit, welche er wegen der Bekehrung des Königs empfand, und ließ ihm sogar durch einen seiner Mitbrüder das heil. Abendmahl reichen. Kaum gewann ein ehrlicher Dominicaner noch Zeit genug, um diesen Bösewicht, der sich schon dem Hofe des Königs näherte, zu entdecken.

Nach und nach öffneten einige ansehnliche Städte dem Könige ihre Thore. Er verlängerte den Stillstand mit der Ligue, ob sie gleich keine aufrichtige Neigung zum Frieden bezeigte. Mayenne sezte seine Unterhandlungen mit Spanien noch immer fort. Der König fieng einige Briefe auf, die er dahin schickte, und wagte es, einen seiner vertrauten Diener mit denselben an den Hof zu Madrit zu senden, als wenn er von dem erstgedachten Herzoge käme: ein Mittel, durch welches er die Absichten der Spanier erfuhr, ob sie gleich den Betrug bald entdeckten. Er that aber auch einen muthigen Schritt, indem er durch eine öffentliche Erklärung nicht nur alle Anhänger der Ligue ermahnte, sich ihm zu unterwerfen; sondern auch den Parlements und andern Obrigkeiten befohl, diejenigen, welche sich dessen in einer bestimmten Zeit weigern würden, als Verbrecher der beleidigten Majestät zu bestrafen. Und da die Salbung der Könige von Franckreich zu Rheims, als eine nothwendige Feyerlichkeit bey dem Antritte ihrer Regierung angesehen wird: so durfte er, der ein Neubekehrter hieß, sie desto weniger unterlassen. Er ließ sie daher, weil er Rheims nicht in seiner Gewalt hatte, zu Chartres an sich vollziehen; und diese

diese Cärimonie machte bey dem großen Hauffen mehr Eindruck als alle Rechte des Königs.

Paris ergab sich ihm endlich, im März des Jahrs 1594. völlig wie er es wünschte, fast ohne alles Blutvergießen; ob es gleich noch viele tausend seiner Feinde in sich faßte. Die allermeisten Einwohner waren ihm schon heimlich zugethan; allein sie fürchteten sich vor der Besazung von dreytausend Spaniern und andern Kriegsvölckern, welche die Ligue unterstüzten: daher traten sie in ein heimliches Verständniß mit dem Könige. Mayenne verließ die Stadt, weil er merckte, daß Heinrich endlich die Oberhand darinne gewinnen würde; aber der Graf von Brißac, den er zum Befehlshaber darüber gesezt hatte, versprach nebst einigen obrigkeitlichen Personen, die Königlichen Kriegsvölcker vor Anbruch des Tages in die Stadt einzulassen. Sie rückten in der That ruhig ein, besezten die Thore und öffentliche Plätze, und in wenigen Stunden herrschte überall die größte Ruhe, ohne daß die geringste Gewaltthätigkeit wäre verübt worden. Heinrich zog gleich darauf selbst mit seinem übrigen Heere ein. Er sah während Einzugs einen Soldaten, welcher einem Becken mit Gewalt Brodt wegnahm, und nöthigte ihn, bey Bedrohung des Todes, solches zurückzugeben. Die Spanische Besazung machte zwar einige Bewegungen, um sich zu vertheidigen; allein der König, welcher sie leicht zu Kriegsgefangenen hätte machen können, gestattete ihr einen freyen Abzug. Seine erste Beschäftigung war, Gott in der Hauptkirche vor diese glückliche Begebenheit zu dancken. Das fröliche Zurufen des Volcks war so allgemein, daß er zu seinem Gefolge sagte: „Ich sehe wohl, daß dieses „arme Volck in der Tyranney ist gehalten worden.„

Und da er in die Kirche gleichsam hinein getragen wurde, gab er nicht zu, daß ihm seine Leibwache mehr Platz verschaffte. „Ich will lieber, sagte er, „mehr Mühe haben, hinein zu kommen, wenn sie „mich nur nach ihrer Bequemlichkeit sehen: denn sie „haben eine ausgehungerte Begierde, einen König „zu sehen.„ Diese Besiznehmung von Paris hatte würcklich etwas Wunderbares an sich, wiewohl die meisten, welche sie beförderten, sich dafür hatten bezahlen lassen. Als daher ein scherzhafter Mann, welchen er zu seinem ersten Mittagsmahl hatte rufen lassen, und den er gefragt hatte: „Was sagst du „dazu, daß du mich in Paris siehst?„ ihm geantwortet hatte: „Ich sage, Sire, daß man dem „Kayser dasjenige wieder gegeben hat, was ihm zu„gehörte, so wie man Gott dasjenige wiedergeben „muß, was ihm gehöret,„ so versezte der König „darauf: „Potz heiliger Graurock! (Ventre S. „Gris, dieses war seine gewöhnliche Betheu„rung, welche von dem abentheuerlichen Heiligen, „Franz von Aßißi, hergenommen war,) man hat „mir es nicht wieder gegeben, sondern rechtschaffen „verkauft.„ Brißac war dabey zugegen, welcher den Marschalls-Stab von Franckreich und hunderttausend Thaler für die Uebergabe der Stadt bekommen hatte.

Heinrich bekam damals viele seiner tödtlichen Feinde in seine Gewalt; aber er bestrafte keinen von allen. Die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier gehörten unter dieselben, und durften nichts geringers erwarten, als ihre Freyheit und ihr Vermögen zu verlieren. Allein sie bekamen eine Schutzwache; der König besuchte sie noch an eben demselben Tage, und spielte mit ihnen in der Karte.

Als die Spanische Besazung an diesem Tage auszog, sagte er zu den Gesandten dieser Nation, welche sich dabey befanden: „Meine Herren, empfelen Sie „mich Ihrem Könige; reisen Sie glücklich, aber „kommen Sie niemals wieder.„ Die Spanier und der Päbstliche Legat nahmen eine Anzahl wütender Anhänger der Ligue mit sich; und man ermahnte den König vergebens, diese zur Strafe zurück zu behalten. „Ich will alles vergessen, sagte er; ich will alles „verzeihen: und kann man wohl diesen Leuten ihre „Handlungen mehr verargen, als einem Rasenden, „wenn er zuschlägt, und als einem Unsinnigen, wenn „er ganz nackend herumgeht?„ Viele, welche bisher die abscheulichsten Ausschweifungen begangen, und sich durch öffentliche Räubereyen bereichert hatten, bekamen nur Befehl, sich aus Paris wegzubegeben, und manche derselben erhielten sogar in der Folge Erlaubniß zurück zu kommen. Man stellte dem Könige vor, daß sich seine rechtschaffene Unterthanen daran ärgerten; allein er antwortete darauf: „Meine Siege kommen von Gott, und da er mir vergiebt, ob ich es nicht gleich verdiene, so will ich auch „meinen Unterthanen vergeben.„

So entsagte Heinrich der Gerechtigkeit, die er sich selbst schuldig war; aber überhaupt wollte er sie unter seinen Unterthanen nicht gehemmt wissen: er mäßigte sie nur durch Güte. Einem seiner tapfersten und glücklichsten Kriegsbedienten, La Noue, wurde an diesem Tage, auf Veranstaltung seiner Glaubiger, sein Geräthe angehalten. Er beklagte sich darüber bey dem Könige, und bat ihn, Befehl zu geben, daß das Geräthe freygelassen würde. „La „Noue, sagte der König vor den Hofleuten, man „muß seine Schulden bezahlen: ich bezahle die mei-

„nigen auch.„ Allein kurz darauf zog er ihn auf die Seite, und gab ihm einige seiner Edelgesteine, um sie bey seinen Gläubigern zum Pfande einzusezen, bis er sie bezahlen könnte. Er besaß selbst nicht Geld genug, um ihm anders helfen zu können.

Auf Paris folgte eine Menge anderer Städte, welche sich dem Könige unterwarfen; aber es fehlte noch viel, daß er in seinem Reiche bereits Herr gewesen wäre. Mayenne beharrte in der Empörung, und hoffte durch die Hülfe der Spanier sich einigermaaßen bey seinem bisherigen Range zu erhalten: er hatte noch Bourgogne inne. Der Herzog von Guise hatte den größten Theil von Champagne, und der Herzog von Mercoeur das meiste von Bretagne in seiner Gewalt. Lesdiguieres, welcher Statthalter von Dauphinee war, und Epernon, welcher Provence regierte, erkannten zwar die Oberherrschaft des Königs; allein sie thaten im übrigen was sie wollten. Er brauchte noch ein paar Jahre Zeit und Mühe, um in ganz Franckreich König zu seyn. Viele Befehlshaber von Landschaften und Städten, erboten sich, ihm dieselben für große Geldsummen und ansehnliche Bedienungen zu übergeben. Er willigte in alle diese beschwerliche Bedingungen lieber, als daß er Gewalt versucht hätte. Es kostete ihm nach und nach zwey und dreyßig Millionen Livres, (nach dem höhern Werthe seiner Zeit,) um so vielen Großen und Kriegsbedienten die Treue, welche sie ihm versprachen, zu bezahlen. Er war noch beschäftigt, die Ordnung in Paris wieder herzustellen, als die Spanier zum Vortheil des Herzogs von Mayenne einen Einfall unternahmen; er entriß aber diesem dem ohngeachtet Laon, nach einer harten Belagerung.

Zu

Zu gleicher Zeit übergab der Herzog von Guise dem Könige die Provinz Champagne, durch einen Vergleich, bey welchem Heinrich eine neue Probe seiner Großmuth ablegte. Als an diesem gearbeitet wurde, kamen einige Abgeordnete der Provinz zu ihm, und stellten ihm vor, es sey nicht nöthig, daß er dem Herzoge vortheilhafte Bedingungen bewilligte; wenn es ihm gefiele, wollte man sich desselben bemächtigen, und ihn dem Könige überliefern. Allein von diesem Antrage wollte Heinrich nichts hören, und der angefangene Vergleich wurde würcklich geschlossen. Guise kam darauf, um ihm dafür zu dancken; er konnte aber vor Freude und Verwirrung keine rechte Dancksagung vorbringen. Heinrich wurde davon gerührt, und sagte zu ihm, indem er ihn einigemal umarmte: „Mein Vetter, Sie sind kein großer Redner; so „wenig als ich es bin: ich weiß, was Sie mir sagen „wollen, und es ist hier an Einem Worte genug. „Wir sind alle Fehlern und Ausschweifungen der „Jugend unterworfen: ich vergesse alles; aber wir „wollen auch nicht wieder zum Alten zurückkehren. „Erkennen Sie mich vor denjenigen, der ich bin, „so will ich Ihnen an Vaters Stelle dienen, und „ich sehe niemand an meinem Hofe lieber als Sie.„ — Man begreift leicht, warum ich diese und andere Reden des Königs anführe. Bey den meisten Fürsten würden sie nur Höflichkeitsbezeigungen heißen können; bey ihm aber war es das gütigste Herz, welches in solche Versicherungen überfloß.

Die Reformirten waren bey Heinrichs Uebergange zur Römischen Kirche, wegen ihres Schicksals in Furcht gerathen; allein er war weit davon entfernet, seinen neuen Glauben durch Verfolgungen zu bekräftigen. Er erhielt sie durch eine neue Verord-

nung im Besiz ihrer Gewissensfreyheit; nur, da sie eine Forderung thaten, welche seinem Ansehen nachtheilig war, und Mißtrauen gegen ihn verrieth, nemlich, daß er ihnen einen besondern Beschützer geben sollte, schlug er solches ab: „ich bin, sagte er, der „einzige Beschützer von beyden Religionen in „Franckreich.„

Heinrich sahe, daß sich die Ueberbleibsale der Ligue nur noch auf den Beystand und die heimlichen Räncke von Spanien stüzten: er that also dieser Crone Vorschläge zum Frieden, dessen sein Reich ungemein benöthigt war, da sie aber nicht angenommen wurden, rüstete er sich zum Kriege. Unter diesen Anstalten trachtete ihm ein neuer Meuchelmörder nach dem Leben. Johann Chastel, der Sohn eines Pariser Kaufmanns von achtzehn Jahren, drang am 27 December des Jahrs 1594. bis in das Zimmer des Königs, und stieß, da dieser eben einen seiner Hofleute umarmen wollte, mit einem Messer nach ihm; er verwundete ihm aber nur die Lippe, und stieß ihm einen Zahn aus. Dieser Bösewicht gestand, er habe seinen abscheulichen Vorsaz seit langer Zeit gefaßt, weil er glaubte, dadurch der Religion einen Dienst zu erweisen, wenn er einen König umbrächte, der noch nicht vom Päbstlichen Banne loßgesprochen und also kein Mitglied der wahren Kirche sey. Er bekannte zugleich, daß er drey Jahre bey den Jesuiten studiert, und bey ihnen sowohl, als an andern Orten öfters gehört habe, es sey erlaubt den König zu tödten. Dieser erkannte damals die Gefahr, in welche er sich durch seine ungemeine Nachsicht gegen die noch übrigen vielen Anhänger der Ligue zu Paris sezte; er überließ aber diese ganze Untersuchung dem Parlement. Man fand, daß, ob-

gleich

gleich die schreckliche Lehre vom Königsmorde, unter der Römischcatholischen Geistlichkeit, in diesen unglücklichen und barbarischen Zeiten, nur gar zu gemein war, dennoch die Jesuiten an Chastels Unternehmen, durch ihren Unterricht den nächsten Antheil hatten. Man traf unter andern beym Guignard, einem ihrer Profeßoren, einen alten Aufsaz an, in welchem er schon zur Zeit der Ermordung Heinrichs III. geschrieben hatte: „Wenn man den „Bearner nicht bekriegen kann, so mag man ihn er„morden.„ Daher wurde nicht nur Chastel mit der verdienten Strafe belegt, sondern auch Guignard aufgehängt, und das Parlement zu Paris verbannte die ganze Gesellschaft der Jesuiten aus dem Bezircke seiner Gerichtsbarkeit, worinne ihm einige andere Parlements nachfolgten: es befohl auch eine Pyramide aufzurichten, auf welcher diese Schandthat erzählt, und die Jesuiten als Anstifter derselben angegeben wurden.

Bey Gelegenheit dieses mörderischen Anfalls sagte d'Aubigne, dieser berühmte Freund und Vertraute des Königs, zu ihm: „Bisher haben Ew. „Maj. Gott nur mit dem Munde verleugnet: daher „hat er es geschehen lassen, daß Sie nur an dem „Munde verwundet worden sind. Aber wenn ihn „erst Ihr Herz verleugnen wird: so wird er auch „dieses ungetreue Herz durchbohren lassen.„ D'Aubigne zielte auf die Abschwörung der Reformirten Religion, und glaubte, daß Heinrich im Herzen derselben noch zugethan sey. Man wird sich darüber nicht wundern, daß die Geliebte des Königs, die Gabrielle d'Estrees, welche bey diesen Reden zugegen war, sie bloß vor einen wizigen Einfall gehalten habe. „O wie schön ist dieses gesagt, rief sie „aus, wenn es nur auch eben so wahr wäre!„

Unterdessen hinderte diese Gefahr, welche der König ausstand, ihn nicht, Spanien mit dem Anfange des Jahrs 1595. den Krieg anzukündigen, weil diese Crone schon seit langer Zeit die Empörung so vieler Franzosen gegen ihre rechtmäßige Könige unterstüzte. Und auch damals antwortete der König von Spanien auf diese Erklärung, er werde in seiner Verbindung mit den Römischcatholischen von Franckreich, welche zum Besten ihrer Religion eingegangen worden, verbleiben, und sich noch ferner als einen Feind des Prinzen von Bearn bezeigen. Heinrich wollte insonderheit den Herzog von Mayenne aus Bourgogne vertreiben, wohin ihm der Connetable von Castilien mit einem Kriegsheere zu Hülfe kam. Er rückte den Spaniern bis Fontaine-Françoise entgegen: und das Gefecht, welches er ihnen daselbst lieferte, war sehr außerordentlich. Mit funfzehnhundert Mann, mit welchen er vorausgegangen war, wagte er sich gegen ihr ganzes Heer, schlug im Angesichte desselben einige grosse Hauffen, die ihn angriffen, und schon einige seiner Kriegsbedienten zum Weichen gebracht hatten, zurück, und benahm ihnen dadurch so sehr den Muth, daß sie Franckreich verließen, ohne das geringste ausgerichtet zu haben. Die Verwegenheit, mit welcher er damals seine Person einem fast gewissen Unglück aussezte, war nur deswegen nicht tadelhaft, weil er zum voraus sah, daß, sobald er sich zurück ziehen würde, sein kleiner Hauffen von den Feinden würde umringt werden. Daher sagte er zu denen, welche ihm ein sehr hurtiges Pferd bereit hielten, um sich auf demselben in Sicherheit zu sezen: „Ich brauche „keinen Rath, sondern Beystand; es ist mehr Ge„fahr bey der Flucht als bey der Jagd.„ Er hatte aber auch Ursache zu sagen, daß er bey andern Gele-

genheiten

genheiten um den Sieg, bey dieser aber um sein Leben gefochten habe.

Durch diese kühne That nöthigte endlich Heinrich auch den Herzog von Mayenne, sich ihm zu unterwerfen. Da er von den Spaniern verlassen war, bot ihm der König, wider die Meinung seiner Staatsräthe, einen Vergleich und Stillstand an; denn diese verlangten, daß man einem Herrn, der den König so oft mit falschen Friedens-Vorschlägen hintergangen hatte, aufs Aeußerste treiben sollte. Er erhielt aber insonderheit durch die Fürsprache der Geliebten des Königs sehr vortheilhafte Bedingungen. Als er zu dem Könige nach Monceaux kam, um ihm persönlich seine Unterthänigkeit zu bezeigen, umarmte ihn dieser so aufrichtig, und begegnete ihm so freymüthig, als wenn es gar nicht derjenige wäre, der ihm so viel Uebel zugefügt hätte, und führte ihn darauf mit geschwinden Schritten in dem Garten herum spatzieren. Mayenne, welcher sehr dick und schwerfällig, dabey auch mit Hüftenweh geplagt war, kam darüber völlig außer Athem, und erhizte sich gewaltig. Der König merckte dieses, und ließ ihn so gleich mit den gütigen Worten fortgehen, um auszuruhen: „Mein Vetter, dieses ist das einzige Uebel, welches ich ihnen jemals anthun werde.„ Auf diese Art rächen sich großmüthige Seelen für die gröbsten Beleidigungen. Würcklich sagte auch der Herzog beym Weggehen, nun habe ihn der König erst vollends überwunden.

Noch ehe dieses vorgieng, war die Absolution des Königs, zu Rom im September des Jahrs 1595. zu Stande gekommen. D'Oßat, welcher nachmals Cardinal wurde, einer der geschicktesten Staatsmänner seiner Zeit, trug das meiste zur glücklichen Endigung dieser Unterhandlung bey; obgleich auch

du Perron, ein feiner Kopf, und gelehrter Mann, der aber dem Römischen Hof noch mehr ergeben war, als seinem Könige, vielen Antheil daran hatte. Ohngeachtet es die Spanier durchaus nicht wollten geschehen lassen, daß der König vom Kirchenbanne loßgesprochen würde, weil sie ihn noch immer als einen versteckten Ketzer vorstellten; so bewilligte doch endlich der Pabst diese einzige noch übrige Bestätigung der Ruhe, in welcher Heinrich bereits regierte. Wäre er noch unglücklich gewesen, so würde er vermuthlich auch noch länger im Banne zugebracht haben. Die Absolution wurde dem Könige in der Person seiner beyden Gevollmächtigten öffentlich ertheilet. Unter den Feyerlichkeiten derselben war auch eine lächerliche und schimpfliche: der Pabst schlug bey jedem Verse des Psalms, welcher vorgesungen wurde, den d'Oßat und du Perron, welche zu seinen Füßen lagen, mit einem kleinen Stecken auf die Schulter, um die Büßung anzuzeigen, welche der König leiden sollte. Seine Abgeordnete hätten ihm diese schülerische Cärimonie ersparen können; allein sie suchten sich dem Pabste gefällig zu machen, um der Cardinals-Würde desto gewisser zu seyn.

Damals gab der Pabst auch erst den Mönchs-Orden in Franckreich die Erlaubniß, öffentliche Gebeter für den nunmehro wieder in die Kirche aufgenommenen König zu verrichten, dessen sich bisher die meisten unter ihnen geweigert hatten. Was vor Liebe konnte Heinrich zu einer Kirche und Religion gewinnen, welche seinen Unterthanen dieses verbieten durfte! Und nicht einmal der Befehl des Pabstes, noch die äußerliche Uebung der Römischcatholischen Religion, konnte ihm die Treue der Geistlichen versichern. Noch im Jahr 1606. mußte das Parlement von Toulouse eine Verordnung wider

viele Geistliche geben, welche den König aus dem Kirchengebete wegließen.

Während daß der König nach Bourgogne gezogen war, hatten seine Feldherren gegen die Spanier, welche in die Picardie eindrangen, wegen der Uneinigkeit, die sich zwischen ihnen erhob, sehr unglücklich gefochten, und es giengen auch ein paar Städte verloren; ohne daß der König, welcher zum Entsatze von Cambray herbey eilte, zeitig genug hätte anlangen können. Dagegen aber wurde das Jahr 1596. durch die innere Ruhe, welche fast in dem ganzen Königreiche ausgebreitet ward, für ihn desto vortheilhafter. Alle Großen, die noch bisher sich unabhängig erhalten hatten, bis auf den Herzog von Mercoeur, unterwarfen sich ihm, und Marseille, welches eben von ein paar tyrannischen Bürgern, die darinne herrschten, der Spanischen Flotte übergeben werden sollte, wurde glücklich gerettet. Niemand hatte fast dem Könige in seinem Reiche übermüthiger begegnet, als der Herzog von Epernon; allein er vergab auch diesem, und ertheilte ihm ansehnliche Ehrenstellen.

Um die Spanier gänzlich aus der Picardie zu vertreiben, belagerte Heinrich die Stadt la Fere, welche sie inne hatten. Aber ehe er sie eroberte, litte er durch den Verlust von Calais, welches sie einnahmen, einen weit beträchtlichern Schaden. Er hatte zugleich den Verdruß zu sehen, daß seine getreueste Bundsgenoßinn, die Königinn von England, Elisabeth, welche ihm diese Stadt durch ihre Flotte, die eben im Canal kreuzte, hätte erhalten können, sich solches zu thun weigerte. Sie war zwar willig, die Spanier zu verhindern, daß sie sich Calais nicht bemächtigten, aber nur unter der Bedingung, wenn

es

es ihr der König so lange abtreten wollte, bis sie das ihm geliehene Geld wieder bekommen hätte. Heinrich kehrte dem Englischen Gesandten, der ihm diesen Antrag that, den Rücken zu, und sagte: „Wenn ich ja gebissen werden soll, so will ich mich eben „so gerne von einem Löwen beissen lassen, als von einer „Löwinn.„ Er versuchte zweymal vergebens, Soldaten und Kriegsvorrath in Calais zu werfen, und tröstete sich, da es an die Feinde übergieng, mit der Hoffnung, es ihnen bald wieder wegzunehmen.

Allein es fehlte dem Könige so sehr an Gelde zur Fortsezung des Krieges, daß in diesen Feldzügen zuweilen seine eigene Tafel, Ausrüstung und Kleidung nicht besorgt werden konnten. „Ich bin nahe „bey meinen Feinden, schreibt er einmal an den Baron von Rosny, und habe weder Pferd noch „Harnisch; ich esse seit zween Tagen bald bey diesem, „bald bey jenem: denn meine Hausverwalter sagen, „sie könnten meine Tafel nicht mehr unterhalten, „weil sie seit mehr als sechs Monathe kein Geld em„pfangen hätten. Urtheilen Sie jedoch, ob ich es „verdiene, daß man so mit mir umgehe; ob ich es „ferner leiden soll, daß mich meine Schatzmeister „Hungers sterben lassen; da sie hingegen einen le„ckerhaften und wohl besezten Tisch halten.„ Dieses sind Kleinigkeiten, wird man sagen; aber sie helfen uns das Ungemach aller Art kennen, welches Heinrich, auch als Besizer eines großen Königreichs, erdulden mußte, und einen Mangel, dem er nicht würde unterworfen gewesen seyn, wenn ihm jedes Mittel, sich Geld zu verschaffen, gleichgeltend gewesen wäre.

Man kann die Verwirrung nicht beschreiben, in welcher sich die Königlichen Einkünfte befanden, als Hein-

Heinrich sich auf dem Throne festsezte. Durch die ungeheure Verschwendung seines Vorfahren waren sie ohne Nutzen für den Staat zerstreuet worden. So viele Jahre des bürgerlichen Kriegs hatten das Reich erschöpft, arm gemacht, und eine solche Unordnung gestiftet, daß sich sehr viele Großen die Einkünfte der Crone zueigneten, welche man ihnen zum Theil auch noch alsdenn überlassen mußte, nachdem sie sich unter den Gehorsam des Königs begeben hatten. Verschiedene auswärtige Fürsten und Staaten hatten ihm Geld vorgestreckt; um dasselbe zu bezahlen, wurden oft die öffentlichen Einnahmen Fremden überlassen. Die unzählichen Pächter und Einnehmer beraubten zugleich den königlichen Schatz und unterdrückten durch ihre Erpressungen das Volck. Die Staatsbedienten theilten sich mit ihnen in die Reichthümer, welche sie dadurch erwarben, und gaben dem Könige von demjenigen, was ihm noch übrig blieb, so viel als ihnen gefiel. Heinrich kannte weder den Betrag seiner Einkünfte; noch war er im Stande, alle Arten des Unterschleifs, welche an denselben begangen wurden, zu mercken. Der Finanzen-Rath, welchen er errichtet hatte, um diesen Unordnungen abzuhelfen, sezte nur dieselben fort, und schüzte allemal Mangel an Gelde vor, wenn der König desselben benöthigt war. Dieses Uebel wurde endlich ein so großes Hinderniß aller wichtigen Entwürfe und Einrichtungen des Königs, daß er im Jahr 1596. demselben nicht länger zusehen konnte, ohne durch einen Mann von Einsicht, Rechtschaffenheit und Treue, dasselbe aufs geschwindeste tilgen zu lassen.

Glücklicher Weise fand er diesen Mann an dem Baron von Rosny, welcher ihm schon zwanzig Jahre

Jahre; im Kriege und in Staats-Unterhandlungen mit ausnehmenden Ruhme gedient hatte. Die seltenste Redlichkeit, Uneigennüzigkeit und Ergebenheit gegen seinen Fürsten, ein erhabener, durchdringender Geist, welcher der ganzen Staatsverwaltung gewachsen war, ein standhafter Muth und stets ruhiger Sinn; dieses waren die Eigenschaften des grossen Mannes, den die Nachwelt unter dem Nahmen des Herzogs von Sülly am meisten kennt und verehret. Heinrich ertheilte ihm die Ober-Aufsicht über die Staats-Einkünfte, und er gelangte nach unsäglicher Mühe, vielem Widerspruch, Verleumdungen und Hindernissen so weit, daß er die ärgste Zerrüttungen in den gewissesten Ueberfluß und die weiseste Austheilung verwandelte. Er fand beym Antritte seines Amtes, daß jährlich hundert und funzig Millionen Livres von den Unterthanen erhoben würden, von denen aber nur dreyßig in den königlichen Schatz kämen. Der König kam durch ihn gar bald zum Besize seiner Rechte; allein er genoß nicht nur der Anstalten desselben, sondern unterstüzte sie auch mit eben so vieler Scharfsichtigkeit als Klugheit.

Um seine dringende Geld-Bedürfniße sogleich zu stillen, berief der König die vornehmsten Stände des Reichs nach Rouen, und begehrte von ihnen, die dazu erforderlichen Mittel selbst ausfindig zu machen, damit sie den Unterthanen nicht zur Last fallen möchten. Die Rede, welche er in dieser Absicht an sie hielt, ist werth auf alle Zeiten zu kommen. „Wenn ich, „sagte er, den Nahmen eines Redners zu erlangen „suchte, so würde ich irgend eine schöne Rede aus„wendig gelernet haben, und würde sie mit ziemli„chen Anstande hersagen. Allein, meine Herren, „meine

„meine Begierde strebt nach weit rühmlichern Ti-
„teln, nemlich, daß ich mich den Erretter und Wie-
„derhersteller dieses Staats nennen könne. Um da-
„zu zu gelangen, habe ich euch hieher versammlet.
„Ihr wißt auf eure Kosten, so wie ich auf die meini-
„gen, daß, als mich Gott zu dieser Crone berief, ich
„Franckreich nicht allein zu Grunde gerichtet, son-
„dern auch für die Franzosen beynahe verloren ange-
„troffen habe. Durch die göttliche Gnade, durch
„die guten Rathschläge meiner Diener, welche keine
„Kriegsdienste thun, durch den Degen meines tap-
„fern und großmüthigen Adels, (von welchem ich
„meine Prinzen nicht ausnehme, indem der Nahme
„eines Edelmanns unser schönster Titel ist,) durch
„meine Mühe und Arbeit, habe ich Franckreich schon
„aus der Knechtschaft und aus dem Verderben ge-
„rissen. Laßt es uns jezt vom Untergange retten.
„Ich will ihm seine ersten Kräfte und seinen alten
„Glanz' wiedergeben. Nehmt, meine Unterthanen,
„an diesem zweyten Ruhm mit mir eben einen sol-
„chen Antheil, als ihr an dem ersten genommen
„habt. Ich habe euch nicht, wie es meine Vorgän-
„ger thaten, deswegen hieher berufen, um euch zu
„nöthigen, daß ihr meinen Willen bestätigen sollt;
„sondern ich habe euch zusammen kommen lassen, um
„eure Rathschläge zu vernehmen, um sie genehm zu
„halten, ihnen zu folgen; kurz, um mich euch als
„Vormündern anzuvertrauen. Das ist ein Verlan-
„gen, welches sonst Könige, Graubärte und Sieger,
„wie ich bin, nicht bezeigen. Allein die heftige Lie-
„be, welche ich zu meinen Unterthanen trage, und
„die ungemeine Begierde, die ich empfinde, zu dem
„Titel eines Königs noch zween andere schöne Nah-
„men hinzu zu sezen, machen, daß ich alles leicht
„und rühmlich finde.„ Diese Rede hatte zwar die
gewünschte

gewünschte Würckung, indem die Stände einige Anstalten trafen, dem Könige Geld zu verschaffen; allein es kam nicht in so zureichender Menge ein, als er es bald darauf brauchte.

Heinrich war im Begriff, mit Spanien Friedens-Unterhandlungen zu pflegen, als eine unerwartete Begebenheit den Krieg verlängerte. Der Spanische Befehlshaber zu Dourlens, Portocarrero, überrumpelte im Jahr 1597. Amiens, die Hauptstadt von der Picardie, durch den listigen Gebrauch eines Wagens voll Nüsse. Da der König diese Stadt zu einem Waffenplatze gemacht hatte: so verlor er darinne ungemein viel; er bedauerte aber weit mehr die geplünderten Einwohner, ob sie gleich an ihrem Unglücke selbst schuld waren, weil sie keine Besazung hatten einnehmen wollen, und sagte darauf: „Ich habe lange genug den König von „Franckreich vorgestellt; es ist Zeit, wieder König „von Navarra zu seyn.„ Er durfte den Feinden keine Zeit lassen, sich in einem so wichtigen Platze zu befestigen: daher ließ er ihn sogleich einschließen, und belagerte ihn bald darauf. Die Spanier thaten sehr heftige Ausfälle; der Cardinal-Erzherzog Albrecht rückte auch selbst mit einem großen Heere zum Entsaze der Stadt heran; allein der König erwartete ihn nicht weit von seinen Verschanzungen, und wurde von ihm so wenig angegriffen, daß vielmehr sein Rückzug die Uebergabe der Stadt beförderte. „Er kam wie ein Feldherr, sagte der König, und „gieng wie ein Geistlicher zurück.„

Im Jahr 1598. schloß endlich Heinrich den Frieden mit Spanien, welcher von Vervins, einem Städchen in der Picardie, den Nahmen führt. Die Spanier hatten in dem vorhergehenden Kriege mehr

Vor-

Vortheile erlangt, als die Franzosen; sie besaßen noch Calais und Blavet, zween Schlüssel von Franckreich, und einige andere Städte; dennoch aber gaben sie alles zurück, und Heinrich war der erste König von Franckreich, der einen für seine Crone nüzlichen Frieden mit Spanien eingieng. Er hatte dieses, außer der rühmlichen Achtung, in welcher er stand, insonderheit dem damaligen Zustande von Spanien zu dancken. Der König Philipp II. näherte sich bereits dem Tode; sein Reich war durch so lange Kriege entvölckert, und seine Schäze waren ungemein vermindert worden: daher billigte er alle Bedingungen des Friedens. Aber eben dieser Ursachen willen wünschten Heinrichs Staats-Räthe zum Theil, daß er den Krieg fortsezen, und den Spaniern für so vieles Unheil, das sie Franckreich verursacht hatten, eine Provinz entreißen möchte. Heinrichs Antwort war seiner würdig: er versicherte ihnen, daß er den Frieden nicht darum vorziehe, als wenn er sich vor den Mühseeligkeiten des Kriegs scheuete; sondern weil er der Christenheit Ruhe verschaffen wollte; er wisse wohl, daß er jezt durch die Waffen viel gewinnen könne; allein, da es barbarisch und dem Christenthum zuwider sey, Krieg aus bloßer Neigung zum Kriege zu führen, so müsse ein christlicher Fürst den Frieden niemals ausschlagen, wenn ihm derselbe nicht höchst nachtheilig sey. Er widerstand auch den Reizungen der Engländer und Holländer zur Fortführung des Kriegs, wozu sie ihm eine beträchtliche Hülfe anboten; der innere Zustand seines Reichs, welcher viele ruhige Sorgfalt brauchte, überwog bey ihm alle andere Betrachtungen.

Er führte auch in eben diesem Jahre noch zwey andere Dinge aus, welche das sichere Ansehen seiner

Regierung in Franckreich selbst vermehrten. Der Herzog von Mercoeur, der einzige welcher noch von dem aufrührischen Geiste der Ligue getrieben wurde, und sich bisher in Bretagne eine Art von Herrschaft erhalten hatte, wurde gezwungen, sich dem Könige völlig zu ergeben. Die Geliebte des Königs, die Herzoginn von Beaufort, verschaffte ihm vortheilhafte Bedingungen, weil er in die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne, welchen sie dem Könige gebohren hatte, willigte. Diesen machte Heinrich zum Herzoge von Vendome, und der berühmte Feldherr dieses Nahmens in unserm Jahrhunderte, war ein Enckel desselben.

Nächstdem ließ der König seinen alten Glaubensgenossen, den Reformirten, zum Besten, das Edikt von Nantes aufsezen. Seitdem er die Römischcatholische Religion angenommen hatte, war ihr Mißtrauen gegen ihn immer gewachsen. Sie beschuldigten ihn, daß er solches nur aus Ehrgeiz gethan habe, und beschwerten sich, daß er, an Statt ihnen einen beständigen Frieden zu geben, der ihr Leben, Gewissen und ihre Güter in Sicherheit sezte, es nur bey dem Stillstande bewenden ließe, den ihnen der vorige König zugestanden hatte. Einige Große unter ihnen, sonderlich der Herzog von Bouillon, suchten sie durch dergleichen Reden zu bewegen, daß sie sich mit Gewalt Recht schaffen möchten, so lange noch der Krieg mit Spanien fortwährte; weil ihnen der König doch nicht anders, als wenn er ihres Beystandes benöthigt wäre, einige Gnadenbezeigungen erweisen würde. Diese schlimme Vorstellungen, das Anhalten der Reformirten seit einigen Jahren um mehrere Freyheit in ihrer Religions-Uebung, und seine eigene Neigung, ihnen dieselbe zu verstatten,

der

der er aber unter den bisherigen Unruhen nicht hatte folgen können, brachten endlich das Edikt von Nantes hervor. Durch dasselbe bekamen die Reformirten die Erlaubniß, sich fast überall Prediger, und an vielen Orten Schulen zu halten; sie erhielten das Recht zu Ehrenstellen, und es wurden ihnen zugleich einige Sicherheits Plätze überlassen, unter denen Rochelle der vornehmste war. Er mußte ihnen zwar den Zehnten, welchen ihre Prediger zu ihrem Unterhalte verlangten, abschlagen; aber er wies ihnen dafür lieber die Summe Geldes auf seinen besondern Schatz an, als daß er eine Gelegenheit zu Zänckereyen zwischen ihnen und den Römischcatholischen übrig gelassen hätte.

So lange der Päbstliche Legat, der an dem Frieden zwischen Franckreich und Spanien gearbeitet hatte, noch nicht abgereiset war, wollte Heinrich dieses Edikt dem Parlement zu Paris nicht vorlegen, um es in das große Gesezbuch einzutragen, weil er von diesem Gesandten einen heftigen Widerspruch dagegen besorgte. Allein er erfuhr denselben nachher von dem Parlement selbst, von der Römischen Geistlichkeit und der Universität zu Paris. Es währte ein ganzes Jahr, bis das Parlement diese Verordnung registrirte. Als es dem Könige durch Abgeordnete dawider Vorstellungen thun ließ, beantwortete er dieselben mit einer so natürlich starcken Beredsamkeit, und mit so vieler Weisheit, daß dieser Lebensbeschreibung sehr viel fehlen würde, wenn man ihn nicht auch bey dieser Gelegenheit reden hörte.

„Meine Herren, sagte Heinrich, ihr seht mich „hier in meinem Cabinet, wo ich mit euch rede, nicht „in der königlichen Kleidung; noch mit dem Man-

„tel und Degen, wie meine Vorfahren; noch als ei-
„nen Fürsten, welcher Gesandten vor sich läßt; son-
„dern als einen Hausvater gekleidet, im Wammes,
„um vertraulich mit seinen Kindern zu sprechen.
„Ich habe eure Bitten und Vorstellungen sowohl
„mündlich als schriftlich angenommen; ich werde
„auch diejenigen, welche ihr mir aus guter Absicht,
„als Leute die meinem Dienste ergeben sind, thun
„werdet, allezeit annehmen. Ich habe eure lezten
„Vorstellungen meinem Staatsrathe gezeigt, und
„mein Edikt, oder vielmehr das Edikt des verstorbe-
„nen Königs, in vielen Artikeln, sowohl auf dasje-
„nige, was ihr mir vorgestellt habt, als auf die Erin-
„nerungen meines Staatsrathes, verändern lassen.
„Ich will glauben, daß ihr dabey die Religion in
„Betrachtung gezogen habt; allein die Catholische
„Religion kann nur durch den Frieden erhalten wer-
„den: und der Friede des Staats ist auch der Frie-
„de der Kirche. Wenn ihr also den Frieden liebt,
„so werdet ihr mich auch lieben. Ich weiß wohl,
„daß mein Königreich nur durch die Aufrechthaltung
„der Catholischen Religion erhalten werden kann;
„allein die Religion und der Staat können nur
„durch meine Person gerettet werden. Ich nehme
„die Erinnerungen meiner Diener wohl auf: giebt
„man mir gute, so folge ich ihnen, und finde ich
„ihre Meinung besser als die meinige, so ändere ich
„diese sehr gerne. Es ist keiner unter euch, den ich
„nicht gerne hören sollte, wenn er zu mir käme, und
„mir sagte: Sire, Sie thun hierinnen etwas ganz
„Ungerechtes. Man muß aber weiter keinen Unter-
„scheid zwischen Catholiken und Hugonotten machen;
„alle müssen gute Franzosen seyn, und die Catholi-
„ken müssen die Hugonotten durch ihr gutes Bey-
„spiel bekehren. — — Ich bin als König ein Hirte,

„und

„und will nicht das Blut meiner Schaafe vergießen;
„ich will sie vielmehr mit Sanftmuth versammeln.
—— Ich führe die Anhänger von der Reformir-
„ten Religion seit fünf und zwanzig Jahren an: da-
„durch habe ich jedermann kennen gelernet. Ich
„weiß diejenigen, welche Krieg haben wollen; ich
„weiß aber auch diejenigen, welche den Frieden ver-
„langen. Ich kenne diejenigen, welche den Krieg
„für die Catholische Religion führten; diejenigen,
„welche ihn aus Ehrgeiz führten; diejenigen, welche
„ihn für die Spanische Rotte führten, und endlich
„auch diejenigen, welche nur begierig waren zu steh-
„len. Unter den Reformirten hat es eben sowohl
„als unter den Catholiken, Leute von allen Arten
„gegeben: ich habe Mühe genug gehabt, die Hugo-
„notten im Gehorsam zu erhalten.„

„Ihr kennet, fuhr der König fort, das Beste
„meines Staats, und auch die Uebel desselben, nicht
„so gut als ich. Ich kenne alle Kranckheiten, die
„sich in demselben befinden, und ich kann sagen, ohne
„mir zu schmeicheln, daß ich sie besser kenne, als alle
„Könige, welche vor mir regiert haben. Ein Ca-
„tholik aus Eigennuzen zu seyn, heißt nichts tau-
„gen. Meine Grundregel ist, daß man den Staat
„von der Religion nicht trennen müsse. —— Ich
„habe gewünscht, zwo Vermählungen zu treffen: die
„eine von meiner Schwester, und diese habe ich
„vollzogen; die andere von Franckreich mit dem Frie-
„den. Aber diese leztere findet nicht Statt, wenn
„meine Verordnung nicht als ein Gesez eingeschrie-
„ben wird; schreibt sie also ein, ich bitte euch darum.
„Ich leide es nicht, daß sich jemand einen eifrigern
„Catholiken nenne als ich es bin: denn diejenigen,
„welche davor angesehen seyn wollen, thun solches

„aus besondern Absichten. Ich liebe mein Parlement
„zu Paris mehr als alle übrige: ich muß die Wahr-
„heit erkennen, es ist der einzige Ort, wo jezt in mei-
„nem Königreiche die Gerechtigkeit verwaltet wird;
„es ist nicht durch Geld bestochen. In den meisten
„übrigen wird die Gerechtigkeit verkauft, und derje-
„nige, welcher am meisten giebt, behält über den, wel-
„cher weniger giebt, die Oberhand: ich weiß es da-
„her, weil ich selbst ehemals habe Geld zusammen-
„schießen müssen; doch dieses diente zu meinen be-
„sondern Absichten. Die Verzögerungen und
„Schwierigkeiten, welche ihr meiner Verordnung
„entgegen sezt, geben zu sonderbaren Bewegungen
„Anlaß. Man hat wider dieses Edikt zu Tours
„und Mans Proceßionen angestellt, um die Richter
„zu bewegen, daß sie es verwerfen möchten. Dieses
„ist nur durch eine schlimme Eingebung geschehen:
„verhindert es, daß sich dergleichen nicht mehr zu-
„trage. Ich weiß, daß man beym Parlement
„Räncke angelegt, daß man aufrührische Prediger
„angestiftet hat; aber ich will diesen Leuten wohl
„Einhalt thun. Man hat sie ehemals sehr scharf
„gezüchtigt, ob sie gleich weniger aufrührisch gepre-
„digt haben, als sie es jezt thun. Das ist der Weg,
„den man genommen hat, um Gassen-Versperrun-
„gen zu machen, und nach und nach bis zu der Er-
„mordung des verstorbenen Königs zu gelangen.
„Ich will die Wurzeln von allen diesen Rotten ab-
„hauen, und alle diejenigen, welche sie anfeuern
„werden, geschwind aus dem Wege schaffen. Ich
„bin über Mauern von Städten gesprungen: ich will
„auch wohl über Gassen-Versperrungen springen.
„Man muß mir nicht die Catholische Religion, noch
„die Ehrerbietung gegen den Heiligen Stuhl anfüh-
„ren: ich weiß, was ich beyden schuldig bin; der ei-

„nen

„nen als Allerchristlicher König, und wegen der Ehre
„des Nahmens, den ich führe; dem andern aber als
„der erste Sohn der Kirche. Diejenigen, welche
„glauben, daß sie mit dem Pabste gut stehen, be-
„trügen sich: ich stehe besser mit ihm als sie. Wenn
„ich es unternehmen will, so werde ich euch alle zu
„Ketzern erklären lassen, weil ihr mir nicht gehorcht.
„—— Die Prediger tragen solche Lehren vor, wel-
„che die Empörung mehr unterrichten, als zerstören;
„darüber aber wird kein Wort gesagt. Diese Ver-
„gehungen, welche mich betreffen, werden nicht ge-
„tadelt. Gleichwohl werde ich das zu verhindern
„wissen, daß diese Donnerschläge kein Gewitter her-
„beyführen, und ihre Vorhersagungen sollen eitel
„seyn. Ich will mich ihrer Mittel nicht bedienen:
„sie sind unzeitig, und würden das Uebel nur ver-
„schlimmern. Ich bitte euch, laßt mich nichts wei-
„ter von dieser Sache hören: es geschehe solches
„heute zum leztenmale; thut es, ich empfele es euch,
„und bitte euch darum.„

So viele Mühe kostete es dem besten Könige, ein Gesez in seinem Reiche einzuführen, welches sich auf die rechtmäßige Gewissensfreyheit seiner Unterthanen gründete, zwischen beyden Religionen Frieden stiftete, und den bürgerlichen Kriegen, welche unter dem Vorwande der Religion vierzig Jahre gedauert hatten, vorbeugte. Kein Zweifel, daß er Franckreich dadurch eine Wohlthat erwiesen habe; aber was that sein Enckel, indem er es aufhob?

Nun erst, nachdem Heinrich sein Königreich beruhigt hatte, konnte er kräftig darauf bedacht seyn, Ordnung und Wohlstand in demselben wieder herzustellen. Alles war in demselben verwildert: die öffentliche Sicherheit, der Ackerbau, die Handlung,

die Austheilung der Gerechtigkeit, die Hebung der Auflagen, und insonderheit die Vorrechte des Soldatenstandes, welche in unerträgliche Frechheit und Gewaltthätigkeiten ausgeartet waren. Er schaffte daher die überflüßigen Kriegsvölcker ab; nöthigte die Soldaten, welche ihrer Dienste entlassen waren, diejenigen Ländereyen, welche ungebauet lagen, fruchtbar zu machen; verbot jedermann, Schießgewehr zu führen; verstattete den großen Kriegsbedienten keine Leibwachen mehr; und reinigte die Straßen von Räubern. Er erließ den Landleuten eine große Summe rückständiger Steuern, welche sie nicht im Stande waren zu bezahlen. Die Französischen Bauern erinnern sich noch der gemeinen aber gütigen Worte, die er von ihnen gebrauchte: er wollte, daß sie alle Sonntage eine Henne im Topfe haben möchten. Viele falsche Edelleute hatten sich während des Kriegs von den Abgaben loßgemacht: diese bestätigte er nicht etwan jezt für Geld in ihrer angemaaßten Freyheit; sondern ließ sie die schuldigen Steuern nachbezahlen.

Er hätte sehr gewünscht, seinen tapfern Adel, der in seinen Diensten so vielen Aufwand gemacht hatte, sogleich belohnen zu können; allein es fehlte ihm an Gelde, und außerdem war derselbe seit den Zeiten des vorigen Königs so sehr zur Verschwendung geneigt, daß es nicht leicht war, ihn zu sättigen. Heinrich gab also den Edelleuten zu erkennen, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn sie mit Verlassung der kostbaren Lebensart bey Hofe, sich auf ihre Güter begäben, und das Feld bestellen liessen. Er selbst war in seinem Anzuge und in allen Arten der Ausgaben, ein Muster der guten Wirthschaft, welche damals ihm und dem ganzen Königreiche

reiche so nöthig war. Er trug ordentlich einen grauen Rock mit einer Weste von Atlas oder von Taffet, ohne weitere Ausschmückung, und er lachte über diejenigen, welche, wie er sagte, ihre Mühlen und Wälder auf ihrem Rücken trügen.

Den Zustand seines Reichs, und die dienlichsten Mittel denselben zu verbessern, suchte er sowohl mit eigenen Augen, als durch Hülfe einiger geschickter Staatsräthe, einzusehen. Mit diesen unterredete er sich öfters; aber nur mit einem von ihnen besonders, damit sie ihm ihre Meinung desto freyer entdecken möchten, und weil er auch nicht immer sein Vorhaben allen eröffnen wollte. Rosny, welcher das Rentwesen besorgte, brachte es schon damals in eine vortreffliche Ordnung. Er hatte bereits in den geheimsten Angelegenheiten des Königs, sein völliges Vertrauen erlangt: dieser gestand ihm seine Entwürfe, seine Schwachheiten selbst, und nahm von ihm alle Erinnerungen gütig auf. Heinrich war im Grunde sein eigener Rathgeber: er unterließ dabey nicht, sich die Vorschläge seiner Staatsbedienten, sonderlich des Villeroy und Sillery, zu nützen; aber mit Rosny untersuchte und entschied er die schwersten Geschäfte. Dieses war die weise Mittelstraße zwischen Fürsten, die keinen Rath als von sich selbst annehmen; und zwischen solchen, welche denjenigen, der ihnen ertheilt wird, nicht zu beurtheilen wissen, oder aus Trägheit die ganze Staatsverwaltung andern überlassen.

Die catholische Geistlichkeit verlangte auch nunmehro von dem Könige, daß er die Mißbräuche, welche sich bisher in die Kirche eingeschlichen hätten, abstellen möchte. Heinrich, welcher wohl merckte, daß sie seinen Eifer für die Religion noch vor verdächtig hielte, und hingegen den ihrigen desto mehr

zur Schau tragen wollte, versprach ihnen zwar, diese Bitte zu erfüllen; allein er sezte hinzu: „Ihr müßt „durch eure gute Beyspiele dasjenige wieder ersezen, „was die bösen Exempel verdorben haben; eure „Wachsamkeit muß dasjenige wieder erlangen, was „die Schläfrigkeit verloren hat. Ihr habt mich an „meine Pflicht erinnert; ich erinnere euch an die eu„rige; wir wollen beyde Gutes thun. Geht ihr „den einen Weg, und ich den andern: wenn wir „uns einander begegnen, so werden wir bald fertig „seyn. Meine Vorgänger haben euch mit vielen „schönen Worten abgespeist; ich aber, mit meiner „grauen Jacke, will euch die That selbst zeigen. Ich „bin von außen grau; aber ganz golden von innen.„ Er versprach nichts, was er nicht würcklich geleistet hätte, und die Geistlichkeit konnte sich zugleich bey dieser Rede an ihr Betragen zu den Zeiten der Ligue erinnern.

Unterdessen hatte Heinrich bey dem Pabste angehalten, ihn von seiner Gemahlinn zu scheiden. Diese Heyrath war, wie man oben gesehen hat, ohne beyderseitige Neigung, zwischen Personen von einer verschiedenen Religion, durch Zwang, und unter sehr unglücklichen Vorbedeutungen, geschlossen worden. Heinrich lebte von seiner Gemahlinn entfernt: ja eben diese Umstände hatten ihn desto genauer mit seiner Geliebten, der Herzoginn von Beaufort, verbunden. Er hatte würcklich den Vorsaz gefaßt, sie nach seiner Ehescheidung zu heyrathen. Rosny machte ihm zwar darüber sehr nachdrückliche Vorstellungen; allein seine ungemeine Liebe zu ihr würde endlich doch gesiegt haben. Dieser Entschluß des Königs war es allein, der seine Gemahlinn zurück hielt, in die Ehescheidung zu willigen. Allein die Herzoginn starb im Jahr 1599.

und

und darauf waren beyde Eheleute bald getrennt.

Heinrich forderte schon seit einiger Zeit von dem Herzoge von Savoyen, daß er das Marquisat von Saluzzo, welches er während der lezten Kriege Franckreich entrissen hatte, zurückgeben sollte. Er war stets ein Anhänger der Spanier, und Feind des Königs gewesen: da er aber dem Verlangen desselben durch eine offenbare Weigerung nicht mehr ausweichen konnte, entschloß er sich selbst nach Franckreich zu kommen. Er hoffte entweder den König durch Höflichkeit, oder seine vornehmsten Räthe und Hofleute durch Geschencke zu gewinnen, daß ihm das Marquisat gelassen würde. Er langte gegen das Ende des Jahrs 1599. bey dem Könige an; allein er betrog sich in seiner Erwartung. Heinrich blieb standhaft bey seinem Begehren, weil solches der Ehre seiner Crone anständig war, und er sahe deutlich genug, daß er zum Vortheil des Herzogs würde hintergangen werden, wenn er diese Angelegenheit lediglich seinen Staatsbedienten überließe. Der Herzog sahe sich daher genöthigt, zu versprechen, daß er in drey Monathen entweder das Marquisat zurückgeben, oder dafür die Landschaft Breße und einige andere Ländereyen an Franckreich abtreten wollte.

Von dieser Unterhandlung gieng der König zu der berühmten Unterredung über, welche im Jahr 1600. zu Fontainebleau, zwischen Düplessis-Mornay, einem sehr gelehrten, tapfern und Staatsklugen Reformirten Edelmann, und dem Bischof von Evreux, Dü Perron, gehalten wurde. Mornay hatte ein Buch wider die Messe der Römischen Kirche geschrieben; Dü Perron aber und andere Römischcatholische behaupteten, daß in demselben eine

Menge

Menge Stellen der Alten fälschlich angeführt wären. Auf Verlangen beyder Theile ließ der König in seiner Gegenwart durch Commißarien von beyderley Religion eine Anzahl dieser Stellen untersuchen; und diese thaten über achte den Ausspruch, daß sie Mornay nicht richtig genug beygebracht habe. Der König schien viel Vergnügen über diesen kleinen Vortheil, den die Römischcatholischen Theologen erlangt hatten, zu empfinden: er mußte sich wenigstens das Ansehen eines solchen Gefühls geben; diese aber stimmten ausschweifende Triumphlieder über ein Versehen an, zu welchem man in den meisten polemischen Schriften, wo viele Citationen wider die Gegenparthey zusammengerafft sind, zahlreiche Beyspiele finden könnte.

Weit wichtiger waren die Vortheile, welche Heinrich gleich darauf über den Herzog von Savoyen erhielt. Dieser Fürst weigerte sich, in der Hoffnung, von Spanien unterstüzt zu werden, den mit dem Könige geschlossenen Traktat zu erfüllen. Aber Heinrich eroberte noch in eben demselben Jahr so geschwind einen Theil seines Landes, daß der Herzog endlich darein willigen mußte, ihm an Statt des Marquisats Saluzzo die oben genannte Landschaft, nebst anderm Gebiete, das sich bis Lyon erstreckte, und für den König ungleich bequemer gelegen, auch einträglicher war, als jenes Marquisat, abzutreten.

Indem an diesem Vergleiche gearbeitet wurde, bekam der König, fast wider seinen Willen, eine neue Gemahlinn. Bald nach dem Tode der Herzoginn von Beaufort, war er von den Reizungen der Fräulein von Entragues dergestalt eingenommen worden, daß sie die Stelle der verstorbenen Geliebten erhielt. Sie war ihr an Schönheit und Verstand;

aber

aber nicht an Güte des Herzens gleich: voll Arglist, Eigensinn und ungestümer Hitze. Als Heinrich in sie drang, sich seinem Willen gänzlich zu ergeben, beredete sie ihn, daß sie von ihren Eltern so lange verhindert würde, solches zu thun, bis er ihr eine schriftliche Versicherung, sie zu heyrathen, gegeben hätte, deren sie sich doch niemals bedienen wollte. Heinrich sezte dieselbe würcklich auf, und zeigte sie seinem vertrauten Rosny, indem er ihn zugleich um seine Meinung darüber fragte. Statt aller Antwort, zerriß Rosny das Eheversprechen vor den Augen des Königs in Stücken. „Ich glaube, „ihr seyd närrisch, sagte der König. Es ist wahr, „antwortete Rosny, ich bin ein Narre, und wollte „Gott, ich wäre der einzige Narre in Franckreich!„ Während daß der König die Stücken wieder auflas, that ihm Rosny noch Vorstellungen. Diese hatten zwar keine Würckung: denn Heinrich sezte gleich darauf ein anderes Eheversprechen auf; allein die Freyheit, welche sich sein Minister genommen hatte, verdroß ihn so wenig, daß er ihn einige Tage darauf zu seinem obersten Feldzeugmeister machte.

Eben dieses neue Liebesverständniß aber, bewog diesen und andere Staatsbediente des Königs, ihn auf das lebhafteste zu einer neuen Vermählung zu ermahnen. Das Parlement zu Paris und die Grossen des Reichs baten ihn ebenfals, daran zu dencken, damit nicht Unruhen nach seinem Tode entstünden, wenn er keinen Prinzen hinterließe. Heinrich gab endlich diesem Anhalten, halb gezwungen, nur aus Liebe zu seinem Königreiche, nach. Unter allen Prinzeßinnen, mit welchen er sich vermählen konnte, gefiel ihm keine; gleichwohl ließ er es geschehen, daß in seinem Nahmen um die Nichte des Großherzogs

von

von Florenz, Maria von Medicis, geworben wurde. Als ihm daher Rosny die Nachricht brachte: „Wir haben Ew. Majestät eben verheyrathet„, gerieth er in eine ziemliche Bestürzung, und tröstete sich endlich damit, daß es durchaus nothwendig gewesen sey. Er betrug sich auch gegen diese Gemahlinn sehr liebreich und gefällig; allein die Glückseeligkeit dieser Ehe hat nicht lange gewähret.

Seit dieser Zeit hatte Heinrich niemals wider auswärtige Feinde zu streiten. Die Spanier, welche zu spät dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe kamen, machten zwar im Jahr 1601. einen Anschlag auf Marseille, und der König, dem man denselben entdeckte, konnte einige hundert derselben ins Garn locken; er vermied aber alle Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Dieser schien noch mehr wegen einer Beschimpfung, die dem Abgesandten des Königs zu Madrit um eben diese Zeit wiederfuhr, zu befürchten seyn; allein die Genugthuung, welche dafür geleistet wurde, befriedigte den König wiederum. Seine Freundinn und Bundsgenoßinn, die Königinn von England, Elisabeth, that ihm auch damals einige Vorschläge gegen Spanien und das Haus Oesterreich, deren Ausführung jedoch bald darauf durch ihren Todt unterbrochen wurde. Die Ankunft eines Türckischen Gesandten, welcher sich um die Freundschaft des Königs bewarb; eines Venetianischen, durch welchen ihm dieser Staat unter andern seine Verschreibung für eine entlehnte ansehnliche Geldsumme zurück sandte, und endlich die Geburt eines Dauphin, waren lauter angenehme Begebenheiten dieses Jahres für den König.

Jezt insonderheit war er darauf bedacht, Ueberfluß und Reichthum aller Art in seinem Lande einzuführen,

führen, und dem schädlichen Aufwande zu steuren. Er erneuerte die alten Verordnungen wegen der Ausfuhre des Goldes und Silbers: er verbot auch auf den Kleidern Gold oder Silber zu tragen, und unterwarf sich selbst diesem Geseze. Man schickte damals aus Franckreich viel Geld zur Erkaufung seidener Waaren in fremde Länder: er ließ daher, um diese Manufactur in seinem Reiche zu errichten, viele Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und Leute in der Wartung derselben unterrichten. Er sezte die unmäßigen Zinsen herunter, erleichterte überall die Handlung, suchte Flüsse schiffbar zu machen, bequeme Wege anzulegen, und alles, wo es noch Mangel gab, zu beobachten. Unter seinem Schutze kamen viele Manufacturen von Spitzen, Tüchern, Leinwand und Spiegeln, zu Stande. Alles wurde arbeitsam und ordentlich. Er verschönerte und vergrößerte Paris: die neue Brücke daselbst, auf welcher man noch seine Bildsäule sieht, ist unter andern sein Werck. Er hat auch den ersten Grund zu der dortigen Königlichen Bibliotheck gelegt.

Ohngeachtet so vieler Verdienste um seine Unterthanen, blieben sie doch nicht immer in dem ihm schuldigen Gehorsam. Die Abgabe, welche er vermöge des Schlußes der Reichsstände vom Jahr 1596. von allen Eßwaaren heben ließ, fiel ihnen zu hart: daher empörten sie sich im Jahr 1602. an verschiedenen Orten gegen die Einnehmer derselben. Dieser Aufstand war desto bedencklicher, da der König zugleich von den geheimen Räncken einiger mißvergnügten Großen Nachricht bekam. Allein er stillte denselben durch seine gütige Mäßigung und Weisheit. Er sagte unter andern zu den Abgeordneten von Güyenne diese rührende Worte: „Die

„Aufla-

lange angeboten wurde; noch mehr aber die Nothwendigkeit, durch die Strafe eines so ansehnlichen Mannes die übrigen Großen des Reichs, welche noch immer zu heimlichen Ränken und Verschwörungen geneigt waren, in Furcht zu jagen: beydes macht diese Strenge untadelhaft. In der That wollte sich der Marschall von Bouillon, welcher an Birons Unternehmen einen Antheil gehabt hatte, nicht vor dem Könige stellen; sondern flüchtete sich nach Deutschland.

In eben diesem Jahre erneuerte der König mit den Gesandten der Schweitzer das alte Bündniß mit diesem Freystaate. Die Stadt Paris, welche diese zahlreiche Gesandtschaft frey unterhalten mußte, wollte zu Bestreitung ihrer Unkosten, eine Auflage auf die öffentlichen Brunnen einführen; allein der König sagte zu einem Abgeordneten derselben: „Denckt „auf ein anderes Mittel; es gebührt nur unserm „Heylande, Wasser in Wein zu verwandeln.„ Er gab um eben dieselbe Zeit eine für den Adel seines Reichs sehr wichtige und nothwendige Verordnung. Die Wuth der Zweykämpfe hatte sich desselben dergestalt bemächtigt, daß fast alle Jahre ein paar hundert Edelleute durch dieselben ihr Leben verloren. Heinrich verbot daher die Zweykämpfe bey Strafe des Todes und Einziehung der Güter, und befohl sogar, daß auch denjenigen, welche darinne würden umgekommen seyn, der Proceß gemacht werden sollte. Allein dieses Gesez wurde wenig beobachtet: er ließ denen, welche es übertraten, zumal wenn sie sich in seinem Dienste tapfer bezeigt hatten, leicht Gnade wiederfahren: daher wurden die Zweykämpfe, bey welchen der Begriff der Ehre und die Entscheidung derselben gleich unvernünftig sind, bald wiederum so gemein, als sie gewesen waren.

Es

Es würde überflüßig seyn, jede von Heinrichs Handlungen, durch welche er das Beste seines Reichs, oder sein Ansehen außer demselben beförderte, anzuführen. Er gab unter andern einen Friedensmittler zwischen dem Herzoge von Savoyen und den Genfern ab, deren Stadt derselbe gegen das Ende des Jahrs 1602. zu überrumpeln gesucht hatte. Allein der Verlust, welchen Heinrich im folgenden Jahre durch den Todt der Königinn von England Elisabeth erlitt, ist merckwürdiger als viele andere Vorfälle. Diese große Fürstinn, welche den wahren Grund zu Englands jeziger Hoheit gelegt hat, erkaltete zwar etwas in ihrer alten Freundschaft gegen den König, da er die Reformirte Kirche verließ; aber in der Folge gab sie ihm ihre Hochachtung und ihr Vertrauen gänzlich wieder. Er sagte von ihr eines Tages: „Er giebt drey Dinge, welche die Welt „nicht glauben will, und welche doch sehr wahr und „gewiß sind; daß die Königinn Elisabeth als eine „Jungfrau gestorben ist; daß der Erzherzog Albrecht „ein großer Feldherr, und der König von Franck„reich ein sehr guter Catholik ist.„ Heinrich wußte aber auch am besten, warum die Welt diese Dinge nicht glauben wollte. Nach dem Tode dieser Königinn wünschte er, ihren schwachen Nachfolger, Jacob den Ersten, bey ähnlichen Gesinnungen gegen Franckreich zu erhalten: denn es war damals nur England, welches sich nebst ihm der Macht und dem Ehrgeize des Spanischen und Oesterreichischen Hauses widersezen, zugleich auch die Republik Holland gegen dasselbe beschützen konnte. Er schickte also den Baron von Rosny an den neuen König, welcher auch mit demselben in Heinrichs Nahmen ein neues Bündniß errichtete. Zum Unglück halfen Jacobs Bündniße niemanden viel: die Bücher,

welche er schrieb, waren gründlicher, und hatten mehr Folgen, als seine Staats-Unterhandlungen.

In eben diesem Jahre 1603. ließ sich der König erbitten, die Jesuiten in Franckreich wieder aufzunehmen. „Ich will den Jesuiten kein Uebel, sag„te er zu ihren Abgeordneten: das Uebel, welches „ich irgend einem lebendigen Menschen will, mag „mir selbst wiederfahren. Mein Parlement hat et„was gegen euch vorgenommen; allein nicht ohne es „wohl überlegt zu haben.„ Nachdem er ihnen auf diese Art Hoffnung gemacht hatte, wollte er zuvörderst die Meinungen seiner Räthe über die Wiederherstellung dieses Ordens vernehmen. Sie waren getheilt, und diejenigen, welche dieselbe widerriethen, erinnerten den König, daß die Jesuiten wegen solcher Grundsätze, die der Sicherheit seiner Person gefährlich sind, verbannt worden wären. Aber Heinrich suchte auch bey dieser Gelegenheit, Leute, welche sich sehr feindseelig gegen ihn erwiesen hatten, durch großmüthige Güte zu seinen Freunden zu machen. Nächstdem verachtete er auch die Nachstellungen, und hielt es vor ein großes Unglück, das für Tyrannen gehörte, in beständiger Furcht zu leben. Das Parlement zu Paris that ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen die Jesuiten, welche er alle beantwortete. Er nahm sogar den Jesuiten Cotton, einen angenehmen und leutseeligen Mann, der für seine Zeiten gut predigte; aber zugleich verschmizt und falsch war, zu seinem Hofprediger und Beichtvater an.

Als diese Angelegenheit im Jahr 1604. geendigt war, starb die Schwester des Königs, Catharina, welche er vor einigen Jahren mit dem Herzog von Bar vermählt hatte. Nichts hatte sie bewegen können

nen, der Reformirten Religion zu entsagen: und die üble Begegnung, welche sie deswegen von ihrem abergläubisch eifrigen Gemahl ausstand, beförderte ihren Todt. Heinrich empfand über denselben den lebhaftesten Schmerz. Der Päbstliche Nuncius unterstand sich allein, ihm bey dieser Gelegenheit noch mehr Verdruß zu erregen: er wollte die Trauer für diese Prinzeßinn nicht anlegen, weil er, wie er sagte, mehr den Verlust ihrer Seele beweinen müßte, als andere den Verlust ihres Körpers beweinten. Da er sich endlich zu diesem Zeichen der Achtung bequemt hatte, weil ihm der König melden ließ, er möchte sich ohne dasselbe vor ihm nicht sehen lassen: fieng er gleichwohl an, demselben, an Statt sein Beyleid zu bezeigen, scheinheilig zu versichern, wie sehr es der Pabst bedaure, daß die Seele dieser Prinzeßinn verloren gegangen sey? Allein Heinrich zeigte ihm, daß er des Päbstlichen Mitleidens gar nicht bedürfe. „Wenn man von Gott würdiglich dencken will, sagte „er zu dem Nuncio, so muß man glauben, daß noch „die lezten Augenblicke eines sterbenden Sünders „ihn der göttlichen Gnade theilhaftig machen können. „Ich zweifle wenigstens an der Seeligkeit meiner „Schwester nicht.„ Für einen Römischcatholischen Layen war dieses sehr dreist gesprochen.

Aber ein Mißvergnügen von weit schlimmern Folgen erhob sich zu dieser Zeit in der Familie des Königs, und die erste Schuld davon war ihm selbst beyzumessen. Seine neue Vermählung konnte die Liebe, welche er gegen die Fräulein von Entragues gefaßt hatte, nicht unterdrücken. Er machte sie zur Marquisinn von Verneuil, lebte mit ihr in der vorigen Vertraulichkeit fort, und erbitterte dadurch seine Gemahlinn aufs äußerste. Diese Vermählung war

zwar nicht auf Neigung gebauet worden; aber die Pflicht hätte dieselbe ergänzen sollen. Heinrich fand bey seiner Geliebten alle Reizungen, welcher der Königinn fehlten. Ob er gleich von ihrem stürmischen Sinne zuweilen viel auszustehen hatte, und das üble Verständniß, in welches sie ihn mit seiner Gemahlinn versezte, traurig fühlte; so waren doch einige Blicke oder Worte von ihr hinlänglich, ihm alles aus den Gedancken zu vertreiben. Die heftige Liebe verstärckt sich niemals gewisser als wenn sie leidet, und findet an ihrem Gegenstande alles verzeihlich, alles bis zu einer süßen Unterwerfung erträglich. Die Marquisinn trauete so sehr auf ihre Herrschaft über den König, daß sie gegen seine Gemahlinn öffentlich Spottreden ausstieß. Diese hingegen suchte den König nicht durch Sanftmuth und Gefälligkeit an sich zu ziehen; sondern begegnete ihm kaltsinnig, und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Heinrich bemühte sich vergebens sich Ruhe zu verschaffen: er besaß jede andere Stärcke des Geistes; nur nicht diejenige, welche er brauchte, um seine Geliebte zu verlassen. Er kannte das böse Herz nicht, für welches er sich aufopferte. Die Marquisinn von Verneuil weigerte sich nicht nur dem Könige seine schriftliche Eheversicherung zurückzugeben; sondern wollte auch aus Rachbegierde, einen schädlichen Gebrauch von derselben machen. Nach allerhand fehlgeschlagenen Kunstgriffen, ließ sie sich nebst ihrem Vater und Bruder mit den Spaniern in eine heimliche Unterhandlung ein. Diese wurde entdeckt, und der König ließ darauf gegen diese Familie eine scharfe Untersuchung anstellen; er milderte aber die Strafe, welche sie verdient hatte, ungemein. Jezt vergaß er seine Geliebte; doch kam er auch nicht zu seiner Gemahlinn zurück.

Es

Es zeigten sich noch andere verrätherische Unternehmungen, Meutereyen, und Unruhen im Staate; allein Heinrich dämpfte sie geschwind; und ich glaube nicht, daß sie in seiner Geschichte hervorschimmern würden, wenn ich sie erzählte. Der Herzog von Bouillon suchte insonderheit, ob er sich gleich außer Franckreich befand, die Reformirten zum Mißtrauen, unabhängigem Bezeigen und übertriebenen Forderungen gegen den König zu bewegen; allein Rosny, welchen der König zu ihrer Versammlung im Jahr 1605. sandte, erhielt daselbst das Ansehen des Königs, ohne seinen Glaubensgenossen zu schaden. In diesem Jahre führte auch der König die sogenannte Paulette ein, wie sie von einem gewissen Paulet genannt worden ist, das heißt die jährliche Erlegung des sechszigsten Pfennigs von dem Werthe der obrigkeitlichen Aemter, kraft welcher sie den Erben dererjenigen verbleiben sollte, welche damit bekleidet waren. Durch diese Anstalt, welche zuvörderst ein Hülfsmittel Geld zu erlangen war, sind die obrigkeitlichen Bedienungen in Franckreich erblich geworden, nachdem sie bereits käuflich gewesen waren. Man mag dieses einen Mißbrauch nennen, wenn man will; man bemerckt jedoch nicht, daß wegen desselben bey dem Parlement zu Paris, wo eine Anzahl reicher Familien die Präsidenten- und Rathsstellen auf immer besizet, die Verwaltung der Gerechtigkeit in Verfall gerathen wäre.

Der Herzog von Bouillon war jezt noch der einzige Große in Franckreich, der sich dem Könige nicht völlig unterwerfen wollte. Er hätte gerne das Haupt der Reformirten abgegeben, und suchte auch die Protestantischen Deutschen Fürsten seinen Absichten geneigt zu machen. Heinrich nahm ihm sein

kleines Land, bis auf Sedan weg; allein er verließ sich so sehr auf die Stärcke dieser Festung, daß er alle Bedingungen zum Vergleiche ausschlug. Daher entschloß sich der König im Jahr 1606. ihn mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Viele Hofleute widerriethen ihm solches aus besondern Absichten: sie stellten dieses Unternehmen wegen der übrigen Protestanten bedencklich, und so schwer vor, daß Sedan nach ihrer Meinung eine Belagerung von drey Jahren erforderte. In solchen Fällen ist es für einen Fürsten ungemein wichtig, in seinen Entschliessungen standhaft zu seyn, und einen treuen Rathgeber zu besizen. Rosny, welchen der König damals zum Herzog von Sully machte, bestärckte ihn fast allein in seinem Vorsaze. Sobald auch der König mit seinem Heere gegen Sedan anrückte, that ihm Bouillon selbst Vorschläge, übergab ihm seine Festung, und erlangte bey ihm völlig Gnade. Heinrich begegnete ihm seitdem, nach seiner Gewohnheit, mit einer Güte und Vertraulichkeit, bey welcher alles vorige schlimme Bezeigen vergessen war: er gab ihm sogar kurz darauf Sedan wieder, weil er wußte, daß er sich dieses Platzes nun nicht weiter übel bedienen würde.

Einen noch größern Ruhm erwarb sich Heinrich im Jahr 1607. durch die Beylegung der heftigen Streitigkeit, welche damals zwischen der Republik Venedig und dem Pabste Paul V. ausgebrochen war. Die Venetianer hatten angefangen, die Verbrecher unter ihren Geistlichen eben so wohl als andere ihrer Unterthanen zu bestrafen, und sie hatten auch Verordnungen gegeben, um den zu starcken Anwachs der Besizungen der Geistlichkeit zu hemmen. Dieses sahe der Pabst, wie es die seltsamen Ansprüche seines Hofes mit sich brachten, vor einen Eingriff

in

in seine Rechte an. Die Republik hingegen behauptete die ihrigen, und wurde deswegen von ihm mit dem Interdikte, das ist, mit dem Verbote, belegt, daß in ihren Ländern kein Gottesdienst gehalten werden sollte. Allein der Senat zu Venedig wußte es wohl zu verhindern, daß dieses alte Päbstliche Mittel, die Staaten zum Willen des Römischen Stuhls zu nöthigen, nicht ausgeführt werden durfte. Beyde Theile kamen in der Erbitterung gegen einander so weit, daß ein Krieg zwischen ihnen unvermeidlich zu seyn schien: und Spanien, welches gewünscht hätte, daß sie sich durch einander aufreiben möchten, suchte denselben zu befördern. Heinrich hingegen, ob er gleich aus Höflichkeit, und um vor einen eifrigen Verehrer des Pabstes gehalten zu werden, demselben seinen Beystand antrug, bot doch weit nachdrücklicher seine Vermittelung an. Man nahm sie von beyden Seiten mit Vergnügen an. Der Cardinal von Joyeuse, welchen er in dieser Absicht nach Rom und Venedig sandte, brachte in seinem Nahmen den Vergleich zwischen beyden glücklich zu Stande.

Heinrich sahe ohne Zweifel diesen Gebrauch von seinem Ansehen in Europa, die Uneinigkeiten anderer Staaten zu vermitteln, vor den edelsten an, den ein Fürst machen kann, weil er gleich im folgenden Jahre 1608. an einer neuen Unterhandlung von dieser Art arbeiten ließ, und sie eben so erwünscht vollendete. Die vereinigten Provinzen der Niederlande, welche seit vierzig Jahren mit den Spaniern, ihren ehemaligen Oberherren, Krieg führten, waren Heinrichs alte Bundsgenossen. Durch den Frieden zu Vervins, welchen er mit den Spaniern schloß, hatte er sie gewissermaaßen verlassen, indem er da-

mals versprach, ihnen nicht weiter beyzustehen. Allein er leistete ihnen doch immerfort Hülfe an Gelde, und ließ eine Menge freywilliger Französischer Edelleute und Soldaten bey ihnen Kriegsdienste thun. Die Spanier durften dieses auch nicht vor einen würcklichen Friedensbruch ausgeben, weil sie seit dem gedachten Frieden niemals aufgehöret hatten, Verschwörungen und andere verrätherische Räncke, in seinem Reiche wider ihn zu unterhalten. Endlich fiel ihm der lange Beystand, den er den Vereinigten Provinzen leistete, beschwerlich: und da sie so wohl als die Spanier, sich durch den Krieg sehr erschöpft hatten, auch beyde bereits einig geworden waren, einen Waffen-Stillstand zu schließen, so nahm er sich vor, den würcklichen Frieden zwischen ihnen zu vermitteln. Er schickte daher den Präsidenten Jeannin, den größten Staats-Unterhändler seiner Zeit, nach dem Haag, um daran zu arbeiten. Dieser fand zwar ungemeine Schwirigkeiten zu überwinden, weil die Spanier mit den Vereinigten Provinzen nur wie mit ihren Unterthanen umgehen wollten, der Prinz Moriz von Oranien aus besondern Absichten die Fortsezung des Kriegs wünschte, und die Holländer zum Theil selbst die Friedens-Bedingungen in der Hoffnung ausschlugen, daß den übrigen Europäischen Fürsten immer viel daran gelegen seyn würde, sie gegen Spanien zu beschützen; allein Heinrichs standhafte Erklärungen und die Geschicklichkeit seines Gesandten, brachten endlich den zwölfjährigen Stillstand hervor, welcher im Jahr 1609. zwischen beyden Kriegführenden Partheyen geschlossen wurde. Dadurch wurde der wahre Grund zu der unabhängigen Hoheit der Vereinigten Provinzen gelegt, und dieser entstehende Staat war also Heinrichen nicht weniger schuldig, als seinem bisherigen

Muthe.

Muthe. Der König gieng auch ein neues Bündniß mit demselben ein, welches auf ihre beyderseitige Vertheidigung gerichtet war. Man sahe ihn zu dieser Zeit mit Recht als den Beschützer der Ruhe von Europa an, nachdem er sie durch so viele Gefahren und Arbeiten in seinem eigenen Reiche wieder hergestellt hatte.

Während daß diese Friedens-Unterhandlungen ihren Anfang genommen hatten, war Don Pedro von Toledo, Grand von Spanien, und Connetable von Castilien, ein Anverwandter der Königinn von Franckreich, als Spanischer Abgesandter zu dem Könige gekommen. Er war ein sehr witziger und artiger Herr; sobald es aber auf die Würde seiner Nation, und auf die Ehre seines Königs ankam, erschien der wahrhafte Spanier. Der König, mit welchem er zuweilen sehr lebhafte Unterredungen hielt, blieb ihm niemals eine Antwort schuldig, und gab ihm genugsam zu erkennen, er wisse wohl, daß Spanien, ohngeachtet der Prahlereyen seines Gesandten, des Friedens noch mehr benöthigt sey, als die Holländer. Bey dem ersten Gehör stellte Don Pedro, mit seinem Rosenkranze in der Hand, dem Könige vor, wie viel allen catholischen Fürsten daran gelegen sey, daß die Ketzer ausgerottet oder bekehrt würden: er zählte zugleich die großen Kriege her, welche Spanien in dieser Absicht geführt hätte, und darauf sezte er hinzu, der catholische König wünschte, sich mit ihm durch Vermählungen ihrer Kinder genauer zu verbinden, wenn er von seinem Bündniße mit den Vereinigten Niederlanden abstehen wollte. „Meine Kinder, antwortete Heinrich, sind von so „guter Herkunft, daß es ihnen an anständigen Heyrathen nicht fehlen kann. Ich verlange keine ge„zwungene und bedingte Freundschaften: ich will

„auch

„auch meine Freunde nicht verlassen, und diejenigen, „welche es nicht seyn wollen, dürften es bereuen, „daß sie meine Feinde sind.„ Der Gesandte erhob hierauf Spaniens Macht und Größe in prächtigen Ausdrücken; allein der König sagte, Spanien wäre der Säule ähnlich, welche Nebucadnezar gesehen hätte: denn es sey, wie diese aus verschiedenen Metallen zusammen gesezt, und habe Füße von Thon. Und als Don Pedro über diese spöttische Vergleichung in Vorwürfe und Drohungen ausbrach, antwortete ihm Heinrich: „Wenn der „König von Spanien in seinen widerrechtlichen Un„ternehmungen fortfährt, so werde ich alles bis in „das Escurial ins Feuer sezen; und man wird mich, „wenn ich mich einmal zu Pferde seze, bald zu Ma„drit sehen.„ Der König Franz, gab der Spanier zur Antwort, ist wohl da gewesen. „Eben deswegen, „versezte der König, will ich hingehen, um das Un„recht zu rächen, das man ihm, Franckreich und mir „angethan hat.„ Nach einigen andern etwas heftigen Reden, sprach der König in einem gelindern Tone: „Mein Herr Abgesandter, Sie sind ein „Spanier, und ich bin ein Gasconier, wir wollen „uns nicht weiter erhitzen.„

Zu einer andern Zeit zeigte ihm der König die Gebäude, welche er zu Fontainebleau angelegt hatte, und fragte ihn, wie ihm dieselben gefielen? Der Gesandte, welcher nur zwo kleine Capellen daselbst sah, gab zur Antwort, es käme ihm vor, daß Gott hier eine sehr enge Wohnung habe. Den König verdroß dieser Vorwurf; „Ihr Spanier, sagte er dar„auf, könnt Gott nur steinerne Tempel bauen; wir „Franzosen hingegen räumen ihm nicht nur solche „Tempel, sondern auch unsere Herzen zur Wohnung

„ein:

„ein: und ich dencke immer, er würde nur in Stei-
„nen wohnen, wenn er in euren Herzen wohnen
„sollte.„ Einige Zeit darauf führte ihn der König in
seiner Gallerie im Louvre herum, und fragte ihn eben-
falls um seine Meinung davon. „Das Escurial,
antwortete der stolze Spanier, ist ganz etwas an-
ders. „Ich glaube es wohl, sagte der König; aber
liegt auch am Ende desselben ein Paris, wie hier an
meinem Lustgange?„ Doch Heinrich züchtigte den
Spanischen Uebermuth nicht bloß mit Worten, son-
dern auch durch die That. Man hatte in Spanien
ausgestreuet, er wäre vom Podagra so übel zugerich-
tet, daß er nicht mehr zu Pferde sitzen könnte: und
man hatte darüber von ihm an der Tafel des Königs
von Spanien verächtlich gesprochen. Um dem Ge-
sandten das Gegentheil zu zeigen, ließ er ihn eines
Tags des Morgens um sechs Uhr in die erstgedachte
Gallerie bestellen, um mit ihm von allerley Angele-
genheiten zu reden. Der König hatte ein gutes
Frühstück zu sich genommen, nahm ihn bey der
Hand, und führte ihn fünf Stunden lang mit so
großen Schritten spatzieren, daß er endlich um Er-
laubniß bitten mußte, sich nach Hause zu begeben,
damit er von seiner Ermüdung im Bette ausruhen
könnte. „Mein Herr Abgesandter, sagte der Kö-
„nig, es soll mir lieb seyn, wenn sie den Zustand
„meiner Gesundheit nach Spanien berichten, und
„daß ich vom Podagra nicht so sehr geplagt werde,
„daß ich nicht, wenn es die Spanier haben wollen,
„noch eher auf dem Pferde sizen sollte, als sie den
„Fuß in den Steigbügel sezen würden.„

Allein so muthig auch Heinrich seinen Feinden
die Spitze bot; so wenig wollte er doch ein heimli-
ches Verständniß mit den Unterthanen des Königs
von

von Spanien unterhalten, und zu seinem Schaden gebrauchen. Es wurde ihm dazu im Jahr 1608. eine Gelegenheit angeboten. Von den Saracenen, welche Spanien so lange größtentheils besessen hatten, war noch beynahe eine Million in diesem Reiche übrig. Diese Mauren, wie man sie nannte, waren gezwungen worden, die Muhammedanische Religion mit der christlichen zu vertauschen, wurden aber gleichwohl mit aller ersinnlichen Härte und Verachtung gedruckt. Sie nahmen daher zu Heinrichen ein paarmal ihre Zuflucht: und er versprach ihnen auch seinen Schutz, so lange er noch mit Spanien im Kriege begriffen war. Da sie sich aber jezt von neuem an ihn wandten, lehnte er ihre Vorschläge von sich ab, weil er durch die Annehmung derselben einen Friedensbruch hätte begehen müssen. Es ist bekannt, daß Philipp III. im Jahr 1610. dieses unglückliche, aber arbeitsame und treue Volck, mit vieler Grausamkeit, und zum sichtbarsten Schaden seines Reichs, aus demselben verjagt hat. Eine Menge derselben flüchtete sich nach Franckreich; allein auch daselbst wurde ihnen von dem gemeinen Volcke so feindseelig begegnet, daß sie nach Africa überschiffen mußten. Hätte Heinrich verträglichere Unterthanen gehabt, so ist es glaublich, daß er einen Theil derselben in seinem Lande würde behalten haben.

Unterdessen wurde das gute Vernehmen zwischen dem Könige und seiner Gemahlinn immer von neuem gestört. Er hatte zwar selbst Schuld daran, weil er nicht nur sein altes Liebesverständniß mit der Marquisinn von Verneuil fortsezte; sondern sich auch zu neuen verführen ließ. Allein die Königinn wurde auch von dem Italiäner Concini, der nachher als Marschall von Ancre so berühmt geworden

ist,

ist, und von seiner Frau wider den König aufgebracht: und dieser konnte sich gleichwohl aus Achtung gegen die Königinn nicht entschließen, diese beyden gefährlichen Leute nach Italien zurück zu schicken. Sie ließ sich von eben denselben bereden, auf eine genauere Verbindung mit Spanien zu dringen, welche doch den Absichten des Königs gerade zuwider lief. Diese Mißhelligkeit aber bekam im Jahr 1609. von einer andern Seite einen wichtigen und unerwarteten Ausschlag. Heinrich verheyrathete damals die Tochter des Connetable von Montmorency an den Prinzen von Conde. Er hatte vor ihrer Vermählung eine heftige Liebe gegen sie empfunden, und nährte dieselbe noch immer bey sich; ohne daß sie doch bisher in lasterhafte Handlungen ausgebrochen wäre. Allein die Spanische Parthey bey Hofe wußte dem Prinzen von Conde einen so eifersüchtigen Verdacht beyzubringen, daß er sich mit seiner Gemahlinn aus dem Reiche begab. Die Spanier nahmen ihn zu Brüssel sehr wohl auf, und hofften sich dieses ersten Prinzen vom Geblüte bedienen zu können, um neue Unruhen in Franckreich zu stiften. Heinrich begehrte vergebens, daß sie ihm denselben ausliefern sollten: er wollte darauf die Prinzeßinn, auf Verlangen ihres Vaters, entführen lassen; dieser geheime Versuch aber wurde zu zeitig entdeckt. Die Weigerung der Spanier konnte vielleicht eine von den Ursachen des Kriegs abgeben, zu welchem sich der König damals rüstete.

Allein er machte schon vor der Flucht des Prinzen von Conde Anstalten zum Kriege: und es ist kein Zweifel, daß dieser hauptsächlich zur Beylegung einer großen Streitigkeit, welche sich eben in Deutschland erhoben hatte, geführt werden sollte.

Jo-

Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Berg und Cleve, war im Jahr 1609. ohne männliche Erben gestorben. Verschiedene deutsche Fürsten suchten ihr Recht an seine Länder zu behaupten; der Churfürst von Brandenburg aber, und der Pfalzgraf von Neuburg übten das ihrige sogleich aus, indem sie diese Länder in Besiz nahmen. Heinrich unterstüzte diese Fürsten: er beförderte die Protestantische Union, welche im Februar des Jahrs 1610. zwischen ihnen und andern Protestantischen Reichsständen geschlossen wurde: und zugleich machte er sich fertig, sie durch ein ansehnliches Kriegsheer gegen das Haus Oesterreich zu vertheidigen. Er wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, das gedachte Haus, und Spanien, welches damit verbunden war, zu schwächen, insonderheit aber den Spaniern Mayland zu entreissen, welches er dem Herzoge von Savoyen bestimmt hatte.

Außer diesem Entwurfe schreibt man ihm noch einen unendlich großen zu, den er zu gleicher Zeit ausführen wollte. Er wünschte, sagt man, die ganze Christenheit so genau zu vereinigen, daß sie nur Einen Körper ausmachen, und zusammen die christliche Republik genannt werden sollte. Er hatte sich daher entschlossen, sie in funfzehn Staaten einzutheilen, die einander, so viel es möglich wäre, an Macht und Gewalt gleich seyn, und deren Grenzen mit allgemeiner Uebereinstimmung festgesezt werden sollten. Der Päbstliche Staat, das deutsche Reich, Franckreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Pohlen, Dänemarck, Schweden, Savoyen oder das Lombardische Reich, Venedig, der Italiänische Staat, die Niederlande und die Schweitz, sollten diese funfzehn Staaten ausmachen, darunter

ver-

verschiedene auf Kosten der Oesterreichischen und Spanischen Besizungen, errichtet oder vergrößert werden sollten. Es sollte auch nach seiner Absicht ein allgemeiner Rath gesezt werden, welcher die etwan zwischen diesen verbundenen Staaten entstehende Streitigkeiten in der Güte beylegen könnte. Wäre endlich diese Einrichtung auf einen dauerhaften Fuß gebracht, so sollten diese Staaten einmüthiglich ein großes Heer zu Wasser und zu Lande versammeln, und mit demselben das Ottomannische Reich bezwingen.

Man weiß fast nicht in unsern Zeiten, was man von diesem Plane Heinrichs urtheilen soll. Verschiedene scharfsinnige Schriftsteller haben ihn vor ein Hirngespinste erkläret, das ihm niemals in den Sinn gekommen sey: so wenig sehen sie es vor möglich an, daß derselbe hätte ausgeführt werden können. Sie erinnern auch noch dabey, daß man in England, Holland, und andern mit dem Könige verbundenen Staaten niemals eine Spur von Unterhandlungen über einen so außerordentlichen Entwurf gefunden habe. Allein Sülly, der Vertraute des Königs, redet doch von demselben mit aller Gewißheit. Es scheinet, daß ihm Heinrich denselben in dem ganzen Umfange, in welchem er sich dencken ließ, eröffnet, seinen Bundsgenossen nur einen Theil desselben bekannt gemacht, und von ihren Gesinnungen, von dem Glücke des Kriegs erwartet habe, in wie ferne er zu Stande gebracht werden könnte.

Dem sey wie ihm wolle, so hatte er sich zu diesem Kriege dergestalt vorbereitet, daß er sich den glücklichsten Ausgang davon in kurzer Zeit versprechen konnte. Er, der größte Feldherr seiner Zeit, wollte vierzigtausend Mann der besten Kriegsvölcker, die es damals gab, nach Deutschland anführen: er war

mit allem wohl versehen, und hatte noch vierzig Millionen Livres in Bereitschaft liegen. Viele deutsche Fürsten, der Prinz von Oranien, der Herzog von Savoyen, die Schweizer und die Republik Venedig, waren im Begriff, sobald er sich in Bewegung würde gesezt haben, mit beträchtlichen Heeren sich für ihn zu erklären. Eine solche Macht mußte zu weit größern Absichten, als zur Entscheidung der Jülichischen Erb-Sache bestimmt seyn. Heinrich wartete nur auf den Frühling des Jahrs 1610, um den Feldzug zu eröffnen. Er sezte die Königinn während seiner Abwesenheit zur Regentinn ein, und gab ihr einen Staatsrath, der doch nichts von höchster Wichtigkeit ohne sein Vorwissen ausführen sollte.

Indem der König voll Ungeduld war, Paris zu verlassen, hielt ihn seine Gemahlinn durch das Begehren auf, daß sie noch vor seiner Abreise gekrönt seyn wollte, um in ihrer Regentschaft desto mehr Ansehen bey dem Volcke zu haben. Der König willigte ungerne darein: er empfand damals zuerst einige traurige Ahndungen seines bevorstehenden Unglücks. „Ach, mein Freund, sagte er zu dem „Herzoge von Sülly, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was dieses heißt; aber das Herz sagt mir, daß mir ein Unglück begegnen wird. „Bey Gott, rief er auf einmal aus, ich werde in „dieser Stadt sterben, ich werde niemals herauskom„men. Sie werden mich umbringen: denn ich sehe „wohl, daß sie kein anderes Mittel bey ihrer Gefahr „haben, als meinen Todt.„ Er ließ in der That, auf den Rath des Sülly, die Zubereitungen zu dieser Feyerlichkeit, die ihm so schrecklich war, einstellen; allein auf inständiges Verlangen der Königinn wurden sie wieder vorgenommen: und die Krönung wurde am 13. März des Jahrs 1610. vollzogen.

Wenn

Wenn man Heinrichs Ahndungen aus keiner andern Ursache erklären könnte; so würden die Nachrichten, welche er damals unaufhörlich von Verschwörungen wider sein Leben erhielt, hinlänglich seyn, um sie begreiflich zu machen. Nie ist ein Fürst vor seinem gewaltsamen Tode so sehr gewarnet worden, als er. Es waren schon sehr viele meuchelmörderische Anschläge wider ihn entdeckt worden; seit einiger Zeit aber schien sich seine Gefahr zu verdoppeln: er bekam von allen Seiten deswegen Anzeigen, und man sagte ihn an vielen Orten lange vorher, ehe er das Leben verlor, mit Gewißheit todt. Er hatte die meisten Erinnerungen dieser Art bisher verachtet, jezt aber rührten ihn sogar die Prophezeyungen der Wahrsager.

Am Tage nach der Krönung war er außerordentlich schwermüthig, und seine Ahndungen dauerten fort. Er versuchte Nachmittags zu schlafen, er warf sich aber voller Unruhe in dem Bette herum, und betete mehrmals. Endlich fuhr er in Begleitung einiger Großen, um seine ängstliche Gedancken zu zerstreuen, zu dem Herzoge von Sülly ins Arsenal. Der Wagen mußte in einer engen Gasse, wegen ein paar beladener Wagen, die ihm entgegen kamen, stille halten. Da sich die Königlichen Bedienten deswegen auf die Seite begaben, trat ein Bösewicht aus Angouleme, Franz Ravaillac, auf ein Rad des Königlichen Wagens, und versezte dem Könige zween Messerstiche nach einander in die Brust, von welchen ihn der zweyte sogleich tödtete.

So oft ich diese klägliche Begebenheit betrachte, überfällt mich ein neues Entsezen. Der beste und gütigste König seiner Zeit wird mitten in seiner Hauptstadt, von einem Elenden, den er niemals beleidigt hatte, ermordet, nachdem er schon viele Jahre

hindurch von Meuchelmördern vergebens war verfolgt worden. Und alles dieses geschieht unter einem gesitteten Volcke, das diesem Könige allein seine ganze Ruhe und Glückseeligkeit schuldig ist. Solche Verbrechen müßten, zur Ehre der Menschlichkeit, vor unmöglich gehalten werden, wenn sie nicht würcklich ausgeübt worden wären.

Auch dagegen regt sich die Natur, bey der Untersuchung dieser Schandthat stehen zu bleiben; zu fragen, welcher überlegte Gedancke, oder welche unsinnige Wuth sie dem Mörder eingegeben, und was er vor Mitschuldige gehabt habe? Allein die strenge Wahrheitsliebe der Geschichte, welche überdieß keine Gelegenheit versäumet, uns das menschliche Herz kennen zu lehren, erlaubt es nicht, davon gänzlich stille zu schweigen. Es war die abscheuliche Schwärmerey des abergläubischen und unchristlichen Eifers für die Religion, welche das Messer in Heinrichs Herz gestoßen hat. Ravaillac gestand, daß sein Vorsaz daraus entstanden sey, weil der König, nach dem allgemeinen Gerüchte, im Begriff stehe, den Pabst und die catholischen Fürsten zu bekriegen, und weil er die Ketzer oder Hugonotten nicht ausrotten noch zur Römischcatholischen Religion bekehren wollte. Er bekannte, daß er aus den Predigten seiner Zeit diese Gründe gelernet habe, wegen welcher es nöthig sey, den König umzubringen. Er leugnete zwar sehr hartnäckig, daß ihn jemand zu dieser That gereizt, und einen Antheil an derselben habe, man sieht aber aus verschiedenen seiner Reden deutlich, daß ihn bloß eine fanatische Verstockung zu dieser Sprache bewogen habe. Jezt ist es beynahe mit aller Wahrscheinlichkeit, deren eine Begebenheit fähig ist, von deren Ursachen man immer so widersprechend geurtheilt hat, und welche so nachläßig untersucht wor-

worden ist, dargethan worden, daß die Ermordung des Königs zwischen den Spanischen Staatsbedienten, welche sich vor seinen Kriegsrüstungen mit allem Rechte fürchteten, zwischen den Jesuiten, die ihn wegen seines geringen Eifers für ihre Religion haßten, und zwischen dem Herzoge von Epernon, der stets sein geheimer Feind war, verabredet worden sey. Man findet die Beweise davon, in einem Buche, welches vor wenigen Jahren unter der Aufschrift: Les Jesuites criminels de lèze Majesté en theorie et en pratique, und übersezt mit dem Titel: „Gefahr „der Majestäten auf Erden, bey den abscheulichen Lehrsäzen und Thathandlungen der Jesuiten, zum Vorschein gekommen ist.

Dieser unglückliche und unerwartete Todt des Königs rührte viele Einwohner von Paris so heftig, daß Betrübniß und Schmerz sie ins Grab stürzten. Man fand hingegen bey der Königinn keinen hohen Grad des Schreckens und Kummers. Sie sorgte nur davor, so gleich als Regentinn des Reichs, während der Unmündigkeit ihres ältesten Sohnes, von dem Parlement erkannt zu werden. Und bald darauf wurden alle weise Maaßregeln und Anordnungen, welche Heinrich getroffen hatte, über den Hauffen geworfen. Seine Schätze wurden verschwendet, seine Bundsgenossen verlassen; Sülly, der treueste Diener des Staats, wurde seiner Aemter beraubt; Unruhen, Gewaltthätigkeiten, innerliche Kriege und alle Arten von Verwirrung, herrschten in Franckreich so offenbar, als wenn Heinrich niemals regiert hätte: und dieses Reich würde ganz in dasjenige Elend zurückgefallen seyn, in welchem es sich zu den Zeiten der Ligue befand, wenn nicht der Cardinal Richelieu das Ansehen des Königs befestigt hätte. Er nöthigte die Königinn, seine Mutter,

Franckreich zu verlassen: sie ist im Jahr 1642. zu Cölln in dürftigen Umständen verstorben. Heinrich hatte mit der Maria von Medicis sechs Kinder gezeugt. Der älteste Prinz folgte ihm unter dem Nahmen Ludwigs XIII. auf dem Throne nach, und war ihm fast in allen Eigenschaften unähnlich. Der zweyte Prinz starb frühzeitig, und der dritte, Johann Baptista Gaston, Herzog von Orleans, hatte noch weniger fürstliche Tugenden als sein Bruder. Von Heinrichs Prinzeßinnen ist Elisabeth an den König von Spanien, Philipp IV; Christina an Victor Amadeus, Herzog von Savoyen; und Henriette Maria an den König von England Carl I. vermählt worden. Er hat aber auch acht Kinder von seinen Geliebten hinterlassen.

Man müßte Heinrichs Leben mit weniger Aufmerksamkeit gelesen haben; oder ich müßte die Begebenheiten desselben sehr ungeschickt gewählt und vorgetragen haben, wenn man noch fragen könnte, was vor Gaben und Verdienste ihn der Nachwelt so verehrungswürdig machen. Allein es ist doch angenehm, alle zerstreute Züge hier noch in wenigen Worten zu sammeln, und einige andere müssen noch hinzugesezt werden, welche bisher keinen Platz gefunden haben.

Heinrich ist der größte König, welchen Franckreich gehabt hat. Er liebte und kannte sein Reich; er verstand es zu regieren und zu beschützen; er gab ihm einen Glanz, den man nach einer so langen Zerrüttung kaum erwarten durfte; aber man würde die Früchte seiner Weisheit noch vollkommner erkannt haben, wenn er zehn Jahre länger gelebt hätte. Ungemeine Güte, Redlichkeit, Sanfmuth und Leutseeligkeit machten den natürlichen Grund seines Charakters aus. Man hätte ihn eben so wohl Heinrich den Gütigen, als den Großen, nennen können.

können. Er empfand beständig den lebhaftesten Trieb, sich jedermann verbindlich zu machen, wenn es auch nur durch freundliches Begegnen und Reden geschehen konnte. Er kannte die Rachbegierde nicht: so leicht und willig vergab er das Unrecht, welches ihm zugefügt wurde, auch solchen Feinden, die keiner Verzeihung würdig waren; noch mehr aber denen, welche Hoffnung zur Besserung blicken liessen. Er war gerne auch für die geringsten Dienste danckbar: und wenn ihm d'Aubigne vorgeworfen hat, daß er seine treuen Diener mit seinem gemahlten Bilde belohne, so geschahe dieses zu einer Zeit, da er nicht viel mehr besaß. Allein zu einer andern Zeit, da sich das Gerüchte ausbreitete, d'Aubigne sey in die Gefangenschaft gerathen, legte Heinrich die Juwelen seiner Gemahlinn auf die Seite, um sie zur Auslösung desselben zu gebrauchen. Er ließ sich oft zur Vertraulichkeit gegen seine geringsten Unterthanen herab. Seine Großmuth, eine der allerseltensten Tugenden, hat man in mehrern Beyspielen dieser Geschichte angetroffen.

Ob er gleich einer der größten und glücklichsten Feldherren gewesen ist; so führte er doch den Krieg nur gezwungen, und zu seiner Vertheidigung: er verabscheuete ihn sogar, als die Quelle aller Laster und alles Elendes. Er bezeugte während desselben den Landleuten sein Mitleiden wegen des Ungemachs, das sie ausstanden, und betheuerte, daß er daran nicht Schuld sey, sondern daß ihm seine Feinde den Frieden versagten. Unter seinen kriegerischen Eigenschaften ist der kalte unerschrockene Muth, mit welchem er anführte und focht, seine Gegenwart des Geistes, und die Tapferkeit, die er bey sehr wichtigen Gelegenheiten bis zur Verwegenheit trieb, besonders merckwürdig.

Dieser Fürst, von welchem man hätte glauben sollen, daß er nur Schlachten liefern und Städte erobern könnte, war im Frieden eben so groß. Er richtete seine Aufmercksamkeit auf alles, und suchte, so viel es möglich war, alles zu verbessern: denn in der That hatte sein Reich fast keinen gesunden Ort, da er die Regierung desselben übernahm. Er nahm dabey so willig gute Rathschläge an, als eine Privatperson, die erst ihr Glück machen will. Aber seine Scharfsichtigkeit machte ihm dieselben oft entbehrlich, und er sahe zuweilen viel weiter als seine klügsten Staatsbedienten. Er führte zuerst die Seidenwürmer in Franckreich, und ließ Maulbeerbäume daselbst pflanzen. Sully, welcher dergleichen neuen Versuchen und Manufacturen nicht geneigt war, hatte sich vergebens dagegen gesezt. Eben dieser große Minister hat gestanden, daß er vieles bey der vortrefflichen Einrichtung der königlichen Einkünfte, nur nach den Entwürfen ausgeführt habe, die ihm der König vorgelegt hatte.

Er kannte seine Staatsbedienten ungemein wohl, wie man aus den Abschilderungen sehen kann, welche er selbst von ihnen gemacht, und Sully aufgezeichnet hat. Beydes ihre Vorzüge und Fehler wußte er wohl zu gebrauchen. Ueberhaupt schäzte er die Verdienste, und machte sich ein Vergnügen daraus, es zu sagen. „Hier sehen Sie den Marschall von Biron, sagte er einmal zu dem Cardinal Aldobrandini; ich zeige ihn gerne meinen „Freunden und meinen Feinden.„ Ein andersmal kam Crillon, welchen man den Mann ohne Furcht nannte, nach Hofe, Heinrich zeigte ihn den Hofleuten mit den Worten: „Meine Herren, das ist der „tapferste Mann in meinem Königreiche.„ Crillon sagte darauf mit seinem gewöhnlichen Ungestüm:

„Sire,

„Sire, Sie haben gelogen; Sie sind der tapferste „Mann, ich bin nur der zweyte nach Ihnen.„ An eben diesen schrieb Heinrich nach dem Gefechte bey Arques: „Hänge dich auf, braver Crillon; wir ha„ben den Feind geschlagen, und du bist nicht dabey gewesen.

Seine Gütigkeit hinderte ihn nicht, auch der Gerechtigkeit, wenn es durchaus nothwendig war, freyen Lauf zu lassen. Ein junger Mensch hatte seine eigene Schwester mit funfzehn Dolchstichen ermordet. Viele Großen baten den König, ihm das Leben zu schenken. Er antwortete einem derselben: „Ich schenke Ihnen seine Asche, wenn man ihn ge„hörig bestraft haben wird.„ Zu einem andern sagte er: „Wenn ich gleich der Vater dieses Elen„den wäre, so wollte ich nicht für ihn um Gnade „bitten;„ und noch zu einem: „Ich habe schon „Sünden genug auf meinen Schultern, ohne noch „diese darauf zu legen.„ Bey einer andern Gelegenheit sagte Heinrich: „Ich habe nur zwey Augen „und zween Füße; worinne bin ich also von meinen „Unterthanen unterschieden, als daß ich die Stärcke „der Gerechtigkeit in meiner Gewalt habe.„ Hingegen hütete er sich auch, andern unbillig zu begegnen, und unterdrückte den Jähzorn, den geschwind aufsteigenden Verdacht, zu welchem er geneigt war, so sorgfältig, daß kein Unschuldiger darunter leiden konnte.

Manche Fürsten beschweren sich, daß sie keine Freunde finden können. Andere glauben Freunde zu besizen, und sind nur mit Schmeichlern umgeben. Endlich sind viele derselben zur Freundschaft ganz und gar nicht geschickt. Heinrich kannte dieses seltene Glück des menschlichen Lebens; sein Herz stand für Freunde offen, und er war würdig, die

schäzbarsten in dasselbe aufzunehmen. Sülly ist der vornehmste darunter gewesen: der einzige, der alle Geheimnisse des Königs wußte. Je mehr ihn der Neid der Hofleute zu stürzen suchte, und je öfter der König selbst in Hitze oder Verdacht wider ihn gerieth, desto mehr wurde seine Rechtschaffenheit erkannt, und Heinrich liebte ihn immer stärker. Er hatte sich einmal sehr wider ihn einnehmen lassen; aber Sülly widerlegte den künstlichen Aufsaz, den man dem Könige gegen ihn übergeben hatte, mit völliger Ueberzeugung, und wollte sich ihm darauf zu Fuße werfen. Heinrich, der die Hofleute in der Entfernung stehen sah, hielt ihn zurück, und sagte großmüthig zu ihm: „Ich will nicht, daß sie Euch „in dieser Stellung sehen und glauben sollten, als „hättet ihr sie deswegen angenommen, um Verzei„hung der Verbrechen zu erlangen, deren sie Euch „so fälschlich angeklagt haben.„ Einige Zeit darauf that ihm Sülly, den er besuchte, wegen eines Liebeshandels so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König in einen unbeschreiblichen Zorn verfiel, und plözlich mit den Worten weggieng: „Das „ist ein Mensch, den ich nicht mehr ausstehen kann: „er thut niemals etwas anders, als daß er mir wi„derspricht, und mißbilligt alles was ich will. Aber „bey Gott! ich will mir wohl Gehorsam verschaffen: „ich will ihn in vierzehn Tagen nicht sehen.„ Des andern Morgens um sieben Uhr hört Sülly an seiner Thüre klopfen, und ruft: Wer da? Der König ist da, schreyt man draußen, und sogleich tritt dieser hinein, erfährt, daß Sülly schon seit drey Uhr für ihn arbeitet, söhnt sich mit ihm aus, und sagte unter andern zu ihm: „Sobald Ihr mir in Dingen, wel„che nicht nach Eurem Geschmack sind, nicht mehr „widersprechen werdet, so werde ich glauben, daß „Ihr mich nicht mehr liebt.„

In

In seinem Umgange war Heinrich ungemein aufgeräumt und lustig: er liebte die Scherzreden, welche ihm sehr ungezwungen zu Dienste standen, und mischte zuweilen auch etwas Spötterey darunter. Er befand sich einstens mit vielen Hofleuten auf dem Felde, und traf eine Frau an, welche Kühe weidete. Er stellte sich, als wollte er ihr eine Kuh abkaufen, bot ihr aber wenig dafür. „Ich sehe wohl, „sagte die Frau, daß Sie kein guter Kühhändler „sind. Woran erkennt ihr das? versezte der Kö„nig; ihr irrt euch; seht nur alle diese Kälber an, „die mir nachfolgen.„ -- Sein Gärtner zu Fontainebleau beschwerte sich einstmal bey ihm, daß in dem dortigen Erdreiche nichts wachsen wolle. „Mein „Freund, sagte Heinrich, und sahe den Herzog von „Epernon an, säet Gasconier hin: denn diese „kommen überall fort.„ -- Ein Abgeordneter aus einer Stadt in den Provinzen wollte ihn eben zur Mittagszeit mit einer Rede empfangen. Er fieng mit den Worten an: „Sire, Agesilaus, Kö„nig von Lacedämon;„ Allein der König, welcher merkte, daß die Rede lang gerathen würde, unterbrach ihn, und sagte: „Potz heiliger Graurock! „ich habe wohl von diesem Agesilaus reden gehört; „aber er hatte auch gespeiset; und ich hingegen, ich „habe noch nicht gespeiset.

Heinrich machte sich insonderheit auch ein Vergnügen daraus, wenn er sich auf der Jagd befand, allein auf die Seite zu gehen, und in die Wirthshäuser, oder anderswo unter das gemeine Volk zu treten, um zu hören, was man von ihm sagte, wenn er das Gespräch auf sich gebracht hatte. Er war immer schlecht gekleidet, und man kannte ihn nicht. Einstmal sprach die Gesellschaft in einem Dorfwirthshause von seiner Bekehrung. Ein Viehhändler, wel-

welcher neben ihm saß, sagte darauf: „Wir wollen „davon nicht reden; die Tonne riecht immer nach „dem Heringe.„ Der König gieng ans Fenster, sahe einige Hofleute vorbey gehen, und rief sie hinein. Die Gesellschaft, welche ihn nun erkannte, hätte jezt gerne ihre Urtheile zurück genommen. Heinrich aber bezeigte beym Weggehen weiter kein Mißvergnügen, als daß er den Viehhändler auf die Schulter schlug, und zu ihm sagte: „Guter Mann, die „Tonne riecht immer nach dem Heringe; aber bey „euch, nicht bey mir: denn ihr habt noch bösen „Sauerteig von der Ligue an euch.„

Er unterredete sich auch gerne mit Gelehrten, besonders wenn sie wizig und aufgeräumt waren, und beschenkte sie öfters. Er sagte aber von ihnen wie Carl IX einer seiner Vorgänger, man müsse mit ihnen wie mit treflichen Pferden umgehen, sie gut unterhalten, aber nicht zu fett werden lassen, weil sie sonst nicht mehr arbeiten wollten oder könnten: eine Anmerkung, welche sonst nöthiger gewesen seyn mag als in unsern Zeiten. Heinrich, der in den Wissenschaften nicht fremd war, liebte auch das Lesen; allein seine Unruhe und Geschäfte haben ihm solches selten vergönnt.

Durch so lange Kriege und Beschwerlichkeiten, hatte er seinen Körper ungemein abgehärtet. Er war fast der beste Reiter in seinem Königreiche, und der Küraß schien sein natürlicher Anzug zu seyn. Er hatte bey einer mittlern Größe eine Gesichtsbildung, welche zugleich gefiel und Ehrfurcht einprägte, eine rothe Farbe, eine breite Stirne, lebhafte Augen, und eine Habichts-Nase. Seine Haare wurden schon von seinem fünf und dreyßigsten Jahre an etwas grau, weil der Wind seiner Wider-

wär-

wärtigkeiten, wie er sagte, zeitig angefangen hätte, ihn anzublasen.

Man kann seine Religionsveränderung tadeln, von der ich bereits oben ausführlicher geredet habe. Man hat ihm auch Geiz vorgeworfen, ob es gleich nur eine für seine Regierung unentbehrliche Sparsamkeit war. Seine große Liebe zum Spielen wurde seinen Unterthanen durch eine weit schlimmere Nachahmung schädlich. Allein sein größter und merklicher Fehler war seine ausschweifende Neigung gegen das Frauenzimmer, welche von seiner Jugend an bis in seine lezten Tage die herrschende Leidenschaft bey ihm gewesen ist. Ihr zu Gefallen wagte und erduldete er vieles. Er verkleidete sich eines Tags in einen Bauern, und nahm einen Bund Stroh auf den Rücken, um von den Feinden unbemerckt zu der schönen Gabrielle zu kommen. Die Marquisinn von Verneuil sahe ihn mehr als einmal zu ihren Füßen liegen, und sie um Verzeihung bitten. So sehr er auch ihre Falschheit und ihr hartes Herz kennen gelernt hatte, so konnte er sie doch niemals gänzlich verlassen. Doch diesen Schwachheiten Heinrichs fehlt es auch nicht an einiger Entschuldigung. Seine gezwungenen Ehen, und seine Leibesbeschaffenheit selbst scheinen besonders für ihn zu sprechen. Zu seinem Ruhme muß man auch hinzu setzen, daß ihn die Liebe niemals verleitet habe, etwas dem Staate schädliches oder schimpfliches vorzunehmen. Er liebte die Herzoginn von Beaufort unbeschreiblich; allein da sie mit dem Herzoge von Sülly über den Titel eines Sohnes, den sie von dem Könige hatte, in einen Streit gerathen war: so nahm der König die Parthey des leztern wider sie, weil ihre Forderungen bey der Thronfolge Händel stiften konnten. Ihre Liebkosungen und selbst

ihre

ihre Thränen konnten ihn damals nicht wanckend machen. Eine Heldenthat, die man mehr bewundern als nachahmen kann! Uebrigens machte diese Leidenschaft, die verzeihlichste unter allen, seinen Charakter noch empfindlicher, sanfter und zuthätiger.

Diesen hat Henault in der Kürze richtig geschildert: „Er verband, sagt er, mit einer ungemeinen „Offenherzigkeit die feinste Staatskunst, mit den „erhabensten Gesinnungen eine reizende Einfalt der „Sitten, und mit der Tapferkeit eines Soldaten „eine unerschöpfliche Menschenliebe. Er fand das„jenige, was die großen Männer bildet, und sie da„vor erkläret: Hindernisse zu überwinden, Gefah„ren zu übersteigen, und sonderlich Widersacher, „welche seiner würdig waren.„

In der ganzen Geschichte sieht ihm niemand ähnlicher als Julius Cäsar. Einerley Ueberfluß von Gnade und Gütigkeit; einerley Leichtigkeit ihren Feinden zu verzeihen, und oft zu ihrem eigenen Schaden; einerley kriegerische Ehre und große Thaten; eine völlig gleiche Heftigkeit der Liebe gegen das Frauenzimmer, und einerley unglücklicher Todt, ist beyden eigen. Aber Heinrich eroberte eine Crone die ihm gebührte, und machte sein Reich glücklich. Cäsar hingegen raubte seinem Vaterlande die Freyheit, und führte nur seinem Ehrgeize zu Gefallen Kriege.

Vergleicht man mit Heinrichen seinen Enkel Ludwig den XIV. dem man ebenfals den Nahmen des Großen beygelegt hat, so verliert dieser sehr viel dabey, ob ihm gleich noch vor seinem Großvater manche nüzliche Einrichtungen und Verbesserungen im Staate als sein Eigenthum und Vorzug übrig bleiben. Heinrichs Haupttugenden war Güte und Aufrichtigkeit: bey Ludwigen war es ein ungemes-

gemessener Ehrgeiz. Heinrich that alles durch sich selbst; Ludwig das meiste durch seine Staatsbedienten und Feldherren. Jener führte nur gezwungen Kriege; dieser erregte aus Eroberungssucht immer neue. Heinrich beschützte die Reformirten; er machte sie zu ruhigen und brauchbaren Unterthanen; Ludwig verfolgte sie aus falschem Eifer mit Grausamkeit, und half durch ihre Verjagung fremde Länder bevölkern. Endlich hat Heinrich, nach einer kurzen ruhigen Regierung, und nach einer langen Verwirrung des Reichs, große Schätze; Ludwig aber nach einer langen glücklichen Regierung, und einem blühenden Zustande von Francreich, ungeheure Schulden hinterlassen.

Man sagt, daß die Könige von Francreich sich seit dem traurigen Ende der beyden Heinriche scheuen, diesen Nahmen zu führen. So warnete man ehemals den Lucullus, keine Schlacht an einem Tage zu liefern, der vor langer Zeit durch eine gänzliche Niederlage für die Römer unglücklich geworden war. Lucullus antwortete: „Ich aber will diesen Tag für die Römer glücklich machen;„ und er hielt sein Versprechen. Ein Französischer König sollte mit gleichem Muthe sagen: Ich will den Nahmen Heinrich zum zweitenmal für Francreich glücklich machen.

* * *

Die Nachrichten des Herzogs von Sülly, und so viele darunter befindliche Briefe Heinrichs IV. sind die vornehmste Quelle der Lebens-Geschichte dieses Königes. Sie sind ein wahrer Schatz für Könige und Staatsmänner, für alle Freunde der Geschichte, welche darinne mehr als bloße Begebenheiten suchen. Die weitschweifige Schreibart dieser Nachrichten wird durch den Ton von Redlichkeit,

wel-

welcher in denselben herrscht, und durch so viele andere Vorzüge, bald erträglich.

Pierre Mathieu, welchem Heinrich selbst Nachrichten zu seiner Geschichte ertheilte; Le Grain, Etoile und andere gleichzeitige Schriftsteller, sind bey dieser Geschichte sehr brauchbar; aber keiner darunter ist eigentlich ein Geschichtschreiber.

Der große De Thou, der wegen seines Zeitalters auch unter dieselben gehöret, verlangt doch seine besondere Stelle. Seine vortreffliche allgemeine Geschichte geht nur bis zum Jahr 1606. sie hat aber am Nic. Rigault einen nicht unwürdigen Fortsezer bis an Heinrichs Todt bekommen.

Die beste Lebensbeschreibung von Heinrich IV. ist noch immer diejenige, welche der Erzbischof von Paris, Perefixe aufgesezt hat, die auch bereits im vorigen Jahrhunderte und wiederum vor vierzehn Jahren in unsere Sprache übersezt worden ist. Er kennt diesen Herren überaus wohl, und macht, daß ihn die Leser lieben und verehren. Seinen Glauben an die Astrologie, seinen Eifer für die Römisch-catholische Religion, zuweilen einen Mangel am Geschmack und seine oft langweilige moralische Betrachtungen, kann man ihm, als einem Prälaten des vorigen Jahrhunderts, leicht vergeben.

Die Französische Geschichte des Mezeray ist hier ebenfals ein gutes Hülfsmittel. Dieser Schriftsteller verschweigt uns nichts, was er erfahren konnte; er urtheilt ungescheut und aufrichtig; wenn er gleich bisweilen satyrisch zu schreiben scheint, so verunstaltet er doch die Wahrheit nicht.

Allein der Jesuit Daniel, in seiner Geschichte von Franckreich, ist nur ein weitläuftiger und auf mehr als eine Art partheyischer Erzähler von Heinrichs vornehmsten Verrichtungen. Voltaire hat sehr

Verzeichniß derjenigen Bücher,
welche
theils selbst drucken lassen, theils an sich gekauft hat
August Mylius,
Buchhändler in Berlin 1767.

Der Abelit, eine moralische Schrift, gr. 4. 1746.
Ahlwardts, P. Betr. über die Augsp. C. 8 Th. 4. 742-750.
---- Einleit. in die dogmatische Gottesgelahrheit, 8. 753.
---- Einleitung in die Philosophie, 8. 752.
---- Bronto Theol. oder Betr. über Blitz u. Donner, 8. 745.
---- Betrachtungen über die Erndte, 8. 747.
Akinside, Marc. Vergnügungen der Einbildungkraft, aus dem Englischen, 8. 757.
Anakreontische Versuche, 2 Theile, 8. 751.
d'Argens, des Hrn. Marq. und der Dem. Cochois, gemeinschaftliche Beyträge zum Vergnügen für den Geist und das Herz, 2 Theile, 8. 763. 764.
Balthasaris *Aug.* Connexio Institut. et Pandect. 4. 745.
---- Delin. Processus iudic. in tabell. redacta, 4. 743.
---- Rituale Academicum, Gryphiswald. 4. 742.
---- Spicilegium Supplementorum ad Bibliothecam Lippenio-Ienichianam, 4. 752.
---- Historia iuris vniuersi in Tabellas redacta, 4. 754.
---- Historie des Torgischen Buchs, nebst andern zur Historie des Concordienb. gehörigen Nachr. 6 Stücke, 4. 741-742.
Beyträge zum Nutzen und Vergnügen, 5 Th. 4. 753-757.
Biographie, allgemeine, von Joh. Matth. Schröckh, 1ster Theil, gr. 8. 767. wird fortgesezt.
Briefe über den Zustand der Gelehrsamk. in Schweden, 8. 756.
Chladenius, J. M. Gedanken von dem Wahrscheinlichen und dessen Mißbrauch, 8. 748.
Claville von dem wahren Verdienste bey einem jeden Alter und in allen Ständen der Menschen, aus dem Französischen übersezt, 2 Theile, 8. 756.
Cole, Thomas, Betrachtungen über Ueppigkeit, Unglauben und Schwärmerey, aus dem Englischen 8. 767.
Dähnerts, J. C. Pommersche Biblioth. 5 B. 4. 754-755.
Egede, Hans, Beschreib. u. Naturg. von Grönl. m. K. 8. 763.
Engelbrecht, *H. H.* Delineatio Status Pomer. Sueth. 4. 761.
Fracassini, *Ant.* Opuscula pathologica de febribus et de malo hypochondriaco, 4. 757.
Gadebusch, M. C. H. Einleit. in die Geschichte von Pommern, 8. 759.

Gebhards, Brand, Betrachtungen über die Glaubenslehren und Lebenspflichten, 4. 754.

Geschichte, geheime Liebes- Heinrichs des 4ten, Königs von Castilien, 8. 751.

Hermes, J. T. Versuch über die Ansprüche eines Christen auf die Güter des gegenwärtigen Lebens, gr. 8. 765.

Hirschels, L. E. Betrachtungen über den innerlich. Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi, und des Schierlings, 2 Stücke, 8. 765. 767.

Homere l'Iliade, Traduction nouvelle, précedée de Reflexions sur Homere par Mr. Bitaubé, 2 Tomes avec figur. 8. mai. 764.

der Husar im Felde, oder Maximen des Hus. Metier, 8. 761.

le Hussard ou courtes maximes de la petite guerre, 8. 761.

Idomeneus, ein Trauerspiel des Herrn Crebillon, 8. 752.

Joseph, en IX. Chants par Mr. Bitaubé, 2 Tom. av. fig. 8. 767.

Montague *M. de* Lettres, ecrites pendant ses voyages, en Europe, en Asie, et en Afrique, 8. 763.

Nachr. und Anecdoten zur Geschichte Carls des XII. 8. 758.

Ovids Verwandlungen, ins Deutsche übersezt, und mit Anmerkungen herausgegeben von J. S. Saft, gr. 8. 766.

Picht, J. G. der Ingenieur im Felde, mit Kupfern, 8. 761.

Prüfung, unpartheyische, der sogenannten philosophischen und moralischen Predigten, 8. 767.

Rambachs, Fr. Eberh. Samml. auserlesener Abhandl. zum Unterricht des Verstandes und Besserung des Herz. 8. 750.

vom falschen Religionseifer, 8. 767.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, in einem ausführl. Auszuge, 5 Bände, mit Kupf. gr. 8. 763. 766. wird fortges.

der Schwärmer, eine moral. Wochenschr. aus dem Engl. 4 B. gr. 8. 754.

Spaldings, J. J. Gedächtnißpr. auf Hrn. J. P. Süßmilch, gr. 8. 767.

Staatsverfassung, die heutige, des Reichs Schweden, unter seiner gesetzmäßigen Freyheit beschrieben, gr. 8. 758.

Vademecum für lustige Leute, enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze, witziger Einfälle und spaßhafter kurzer Historien, 3 Theile, 8. 764 - 767. wird fortgesezt.

Villette, C. L. de Unterredungen über die Glückseeligkeit des zukünftigen Lebens, mit einer Vorrede Herrn Spaldings, 8. 766.

Trublet, des Abts, Versuche über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und Gelehrsamkeit, aus dem Fr. übers. 4. B. gr. 8. 766.

Wechselordnung, Schwedische, 4. 749.

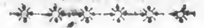
Zeugniß von dem Menschen Christo Jesu, 8. 750.

Zückerts, J. Fr. medic. u. mor. Abhandl. von den Leidensch. 8. 763.

—— Unterricht für rechtschaffene Eltern zur diätetischen Pflege ihrer Säuglinge, 8. 764.

—— von der diätetischen Erziehung der entwöhnten und erwachsenen Kinder, bis in ihr mannbares Alter, 8. 765.

—— Diät der Schwangern und Sechswöchnerinnen, 8. 767.



[illegible]





